



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

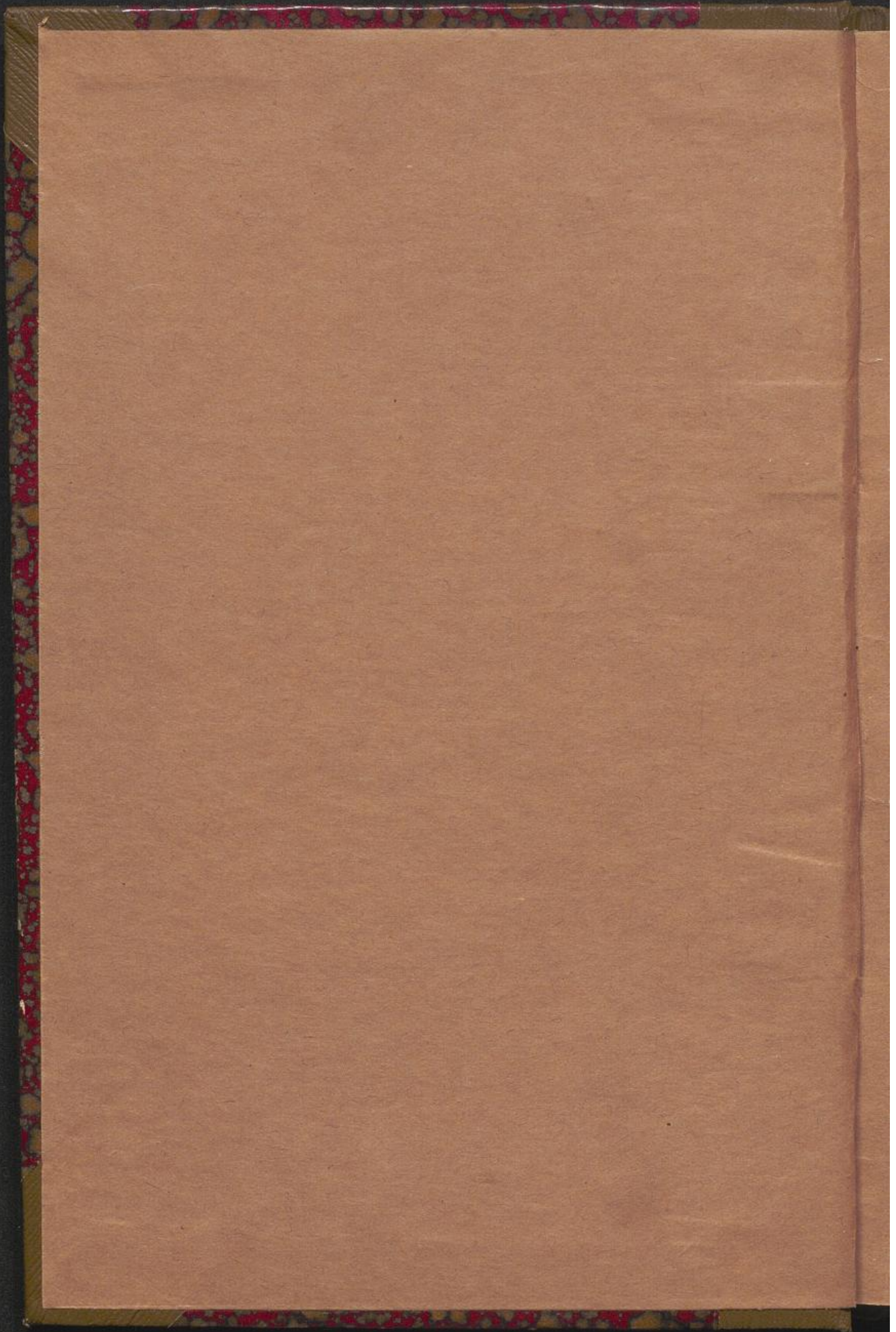
Caritasblüten aus der Mission

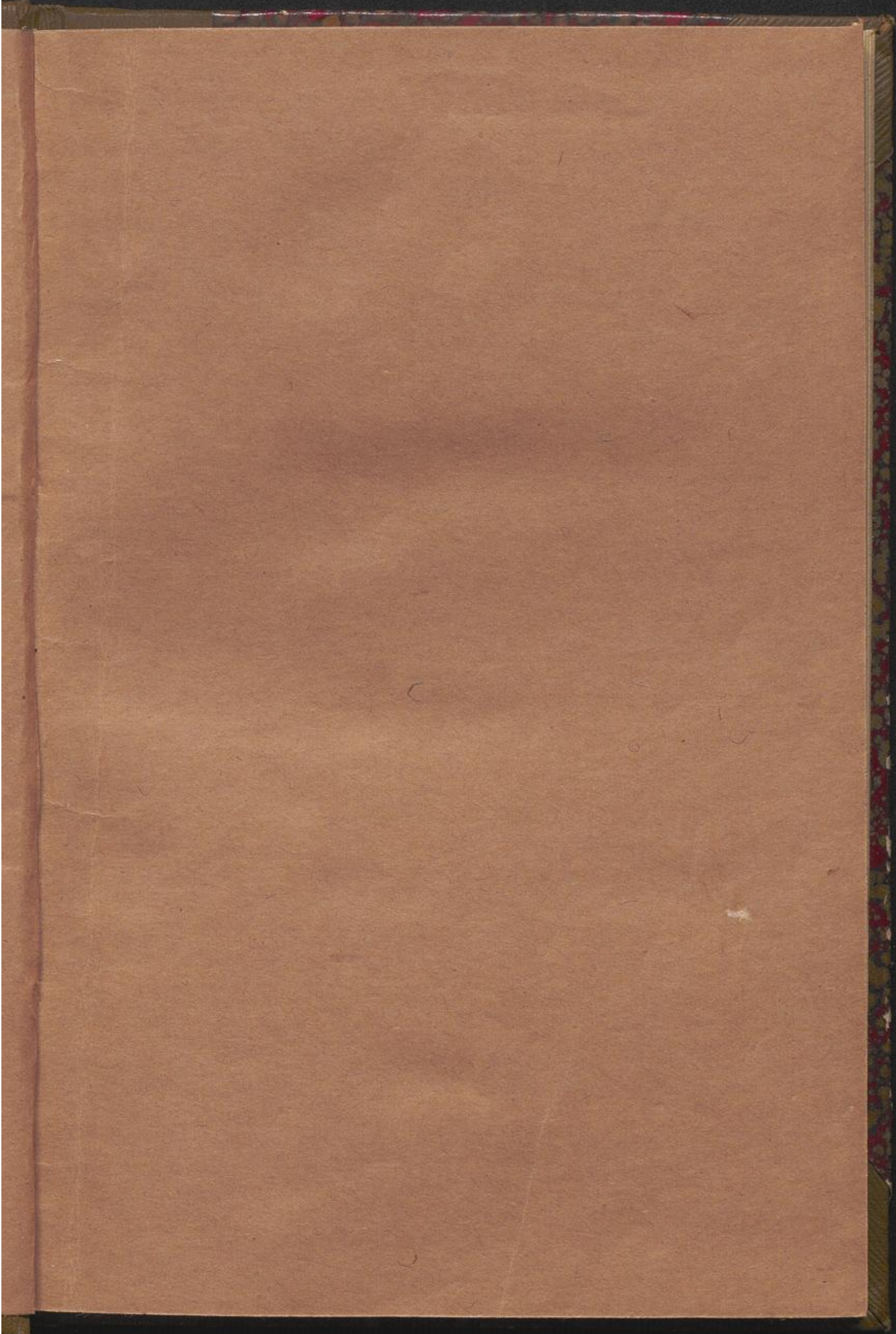
1928

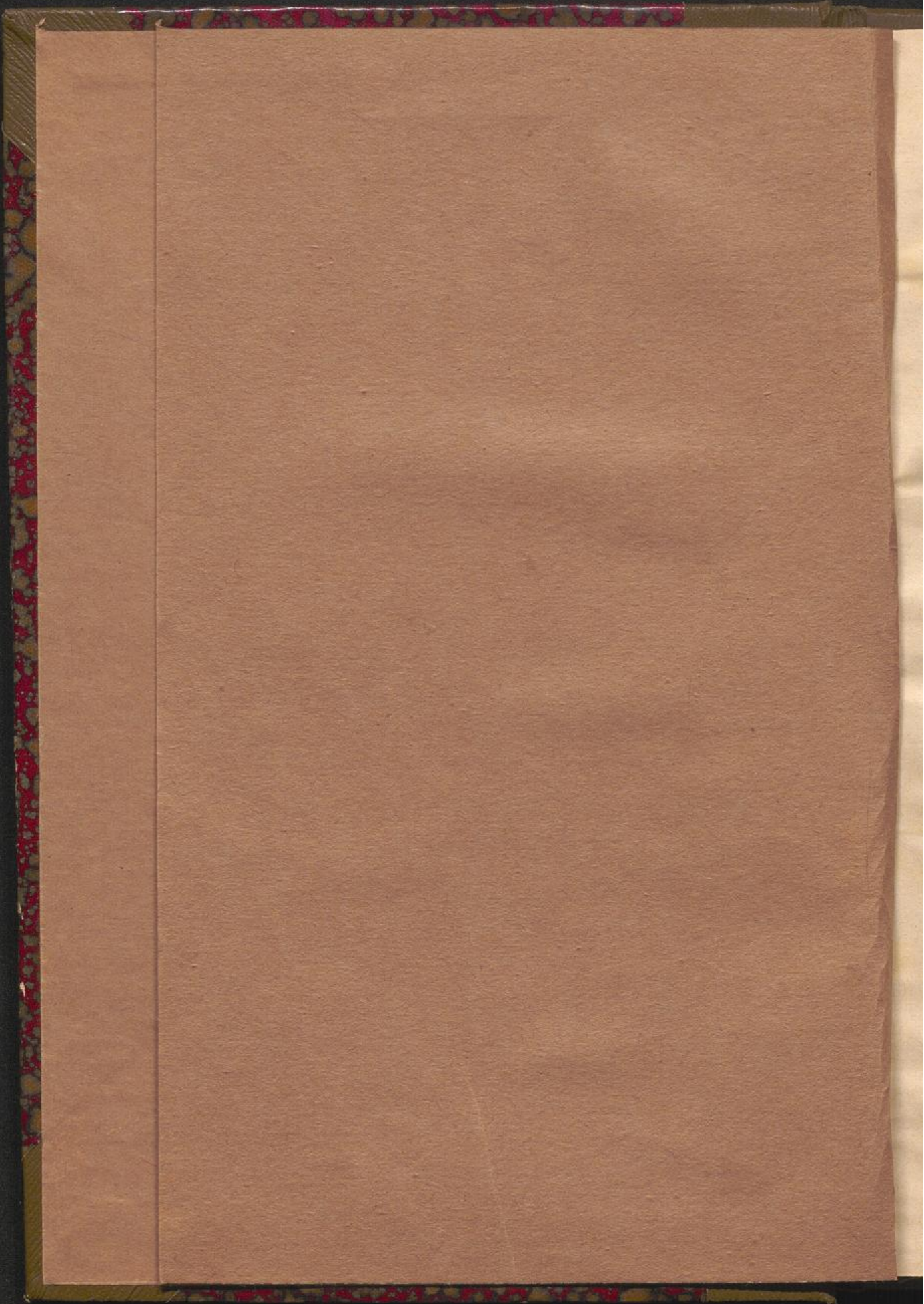
[urn:nbn:de:hbz:466:1-79045](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79045)

blüten

8







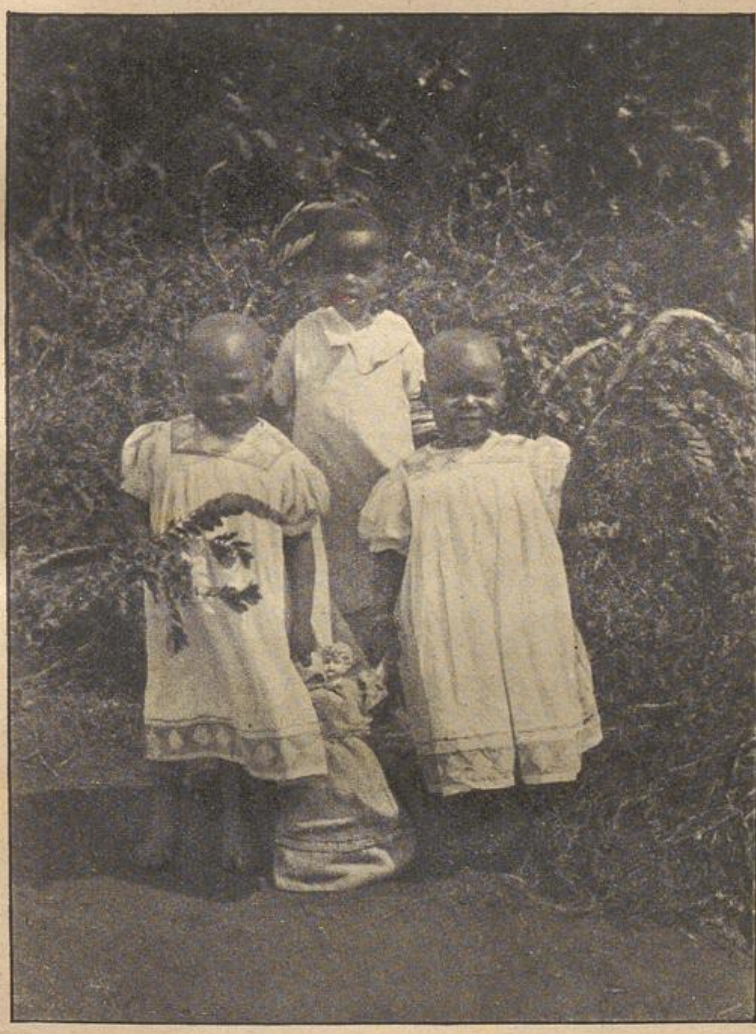
Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1928



Wir dreie, ein lustiges Kleeblättchen,
wünschen allen lieben Lesern
ein glückseliges neues
Jahr!

Ein neues Jahr bringt neuen Segen,
Um das zu tun, was Gott stets will
Läuft unser Tun auf andern Wegen,
Und nicht auf denen, die Gott will.
Dann sind des Jahres Tage, Stunden
Für uns nutzlos verbrauchte Zeit.
Dann schlägt das neue Jahr uns Wunden
Und rollt ins Meer der Ewigkeit,
Wo es, wenn wir einst dort erscheinen,
Als Kläger bei dem Herrn auftritt.

Drum wollen wir uns kindlich einen
Mit dem, was Gott will, Schritt für Schritt.
Dann ist das neue Jahr ein Segen
Vom ersten bis zum letzten Tag.
Dann bringt es Glück auf allen Wegen,
Dann birgt's bei jedem Stundenschlag
Manch Perlchen für die Himmelskrone;
Und rollt's ins Meer der Ewigkeit,
Dann ist es einst bei Gottes Throne
Ein Bürge unserer Seligkeit!

m. 6.

Aufruf!

Der Heiland sucht Arbeiterinnen für seinen Weinberg. Aus Süd-, Ost- und West-Afrika, aus Amerika, von allen Seiten dringen Hilferufe zu uns um Kräfte für das Missionswerk. Unsere Genossenschaft ist ausschließlich für die Heidenmission gegründet und steht unter der Propaganda in Rom! Wie viele Arbeitsfelder müssen brach liegen bleiben, wie viele Missionsstationen sind mit Arbeit überbürdet, weil das Mutterhaus zu wenig Nachwuchs hat!

Mutige, deutsche Jungfrauen, welche ihre Kraft und ihre Kenntnisse dem erhabenen Missionswerk widmen wollen, sei es in der Schule, sei es in der Krankenpflege, in der Haus- und Handarbeit, mögen sich im Missionshaus in Neuenbeken melden, wo gerne Prospekte verabreicht und nähere Auskunft über die Aufnahme, sowohl für das Postulat als auch für die Missionschule, erteilt wird. In letztere werden schon junge Mädchen von 14 Jahren aufgenommen, wenn sie Neigung zum Missionsleben haben.

Möge das Christkindchen zum Heil der armen Heidenkinder viele opfermutige Seelen erwecken, die mitarbeiten an der Ausbreitung des Reiches Christi, des kleinen Königs in Bethlehems Krippe.

Weihnachtserinnerungen einer alten Missionarin (Ostafrika).

Weihnachten unter glühendem Sonnenbrand können wir Europäer uns kaum vorstellen, und doch hat dieses hohe Fest auch da seine Reize und ist in der That eines der größten Freudenfeste unserer Neuchristen. Die Mütter sparen ihre Heller, damit das Christkindchen den kleinen Krausköpfen ein neues Kleidchen oder Lendentuch bringen kann, und ebenso haben die christlichen Väter ihre geheimen Vorbereitungen, um die Familie zu überraschen. Die Christnachtglocke schlägt auch an das Herz der Heiden. Sie verlassen ihre einsamen Hütten und eilen stundenweit unter dem nächtlichen Sternenhimmel der Missionsstation zu, unbesorgt um das Heulen der wilden Tiere. Mir kam es oft vor, als ob sie gleich den Hirten von Bethlehem den Gesang der Engel hörten: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Wie leuchteten die Augen dieser Kinder der Wildnis vor Bewunderung, wenn sie den mit bunten Kerzchen und Bildern gezierten Christbaum sahen. Das war ein Singen von Weihnachtsliedern, ein Jauchzen und Jubilieren. Im trauten Missionskirchlein fanden sie dann inmitten duftender Tropenblumen und hellbrennender Kerzen ein Krippllein aufgestellt. Das Jesulein streckte seine Armchen aus, als wollte es alle umfassen, Christen und Heiden. Hunderte von ungetauften Kindern aus den entferntesten Außenschulen wurden nicht satt, die Schönheit zu betrachten. Natürlich wurden auch sie beschenkt, und zwar mit Honigkuchen, der von wildem Honig aus dem Urwald und von Maismehl zubereitet wird. Darauf freuten sich die armen Heidenkinder schon lange. Sie hörten ja wohl in den Außenschulen bei den murmelnden Quellen unter blauem Himmelsdach manches von der Erhabenheit unseres heiligen Glaubens und unsern kirchlichen Festen und darum scheuen sie keinen Weg, wenn das Weihnachtsfest vor der Türe steht. Was soll ich nun erst von unsern Neuchristen sagen? Mit welcher Herzenslust singen sie das „Gloria; der Heiland ist geboren“ . . . — Oft fand ich beim Krippllein funkelnde Silbermünzen in trockene Bananenblätter gewickelt. Ob das liebe Jesulein über diese primitiven Sparbüchlein, mit einem Inhalt, der viele Opfer kostete, nicht seine helle Freude hatte? Andere brachten Süßigkeiten, die sie selbst geschenkt bekamen und opferten sie dem kleinen König von Bethlehem. —

*

Unvergeßlich bleibt mir das Christfest von 1913. Eine junge heidnische Mutter, ihr Kleinstes in einem gegerbten Ziegenfell auf dem Rücken, auf dem Kopf einen aus Bananenbast ge-

flochtenen Sack mit Lebensmitteln, schritt mutig dem Nachbargebiete Uru zu. Sie war eine zierliche Frau; Augen klar wie ein Bergquell, schaute sie vergnügt vor sich hin. Im Gebüsch sang eine Amsel ihr frühes Morgenlied. Junge Affen mit langen Schwänzen spielten und hüpfen in den Baumkronen. Plötzlich hielt das junge Weib inne, von Schrecken gebannt. Eine Leopard hatte die junge Mutter erspäht, griff hastig nach dem Amulett, das sie am Halse trug, und erfaßte sie wie ein neckisches Spielzeug. Schnell wie der Blitz hatte die hungrige Bestie in schäumender Wut das junge flinke Mütterchen aufgefressen. Das Kind auf dem Rücken war dem Leoparden scheinbar zuviel; er war satt und legte sich nieder zur Ruhe.

In der Hütte des armen Opfers harrte noch ein siebenjähriges Töchterchen auf die gute Mutter; es war Weihnachtsmittag und noch immer war sie nicht zurückgekommen von dem Marktplatz in Kiboscho. Sie hatte ihm ja so schöne gelbe lange Bananen versprochen bei ihrem Weggehen und ihm aufgetragen, das Feuer im Herd zu unterhalten, damit der Vater bei seiner Heimkehr ein gut bereitetes Mittagsmahl findet. Schon neigte die Sonne dem Westen zu, und noch immer kam Mütterchen nicht zurück. Die großen Augen unserer kleinen „Nkarote“ waren mit Tränen verschleiert, um den Mund zuckte Leid und Weh, als der Vater sie mißhandelte, weil das Mittagessen nicht fertig war, und angstvoll rief das Kind nach der Mutter.

Inzwischen kam nach dem Hochamt morgens 9 Uhr eine unserer Christenfrauen zu mir und meldete mir die Erkrankung einer heidnischen Mutter an. Eiligst lief ich über die versengten Fluren, auf welche die Sonne unbarmherzig ihre glühenden Strahlen warf. Ich war noch ganz begeistert vom Geheimnis der heiligen Christnacht und der Feier des schönen Gottesdienstes; da auf einmal hörte ich hinter einer Felsenschlucht ein kleines Kind kläglich wimmern und weinen. Schmerzlich berührt nahm ich es auf meine Arme als ein zweites Christkindchen, das mir der liebe Gott an diesem Tage beschenken wollte. Es war das kleine Knäblein, dessen Mutter der Leopard vor einigen Stunden in seiner Raubgier verschlungen hatte. Der Kleine streckte mir seine Armchen entgegen, die ganz mit Mutters Blut bedeckt waren. Ich taufte das Kind zur Stelle, nannte es Emanuel und wickelte es in mein Skapulier, nachdem ich es im Fluß gebadet hatte. Die Überreste des Opfers verscharrte ich unter die Erde, weil Bremsen und Mücken summend sie umschwärmten. Als alte Missionarin konnte ich mir den Zusammenhang durch die noch übrigen Gegenstände: zerfetzte Marktwaren, eine entzweite Milch Kürbisflasche und fahnenartige Fußspuren im Sand und Gras erklären und meldete die Sache gleich dem ersten Schwarzen, der mir begegnete. Dieser fand diesen Fall auch als keine Seltenheit; doch hielt er es für angebracht, an diese

Stelle eine Falle zu legen. Nach wenigen Tagen war der Missetäter gefangen und seinem Leben durch vergiftete Pfeile ein Ende gemacht. Ich ging mit meinem zwei Monate alten Knäblein im Arme weiter bis zur Hütte der kranken Heidin, zu welcher ich gerufen worden war. Sie hatte einem Kinde das Leben geschenkt; aber der neue Erdenbürger war wieder daran, diese Welt zu verlassen. Ich kaufte auch dieses Kind. Heidnische Frauen, die am Schmerzenslager saßen, legten mir das sterbende Kind freiwillig in den Schoß. Ich kaufte es auf den Namen Joseph und ordnete für die kranke Mutter einige Cinderungsmittel an. Gegen 2 Uhr nachmittags war ich wieder zu Hause und der kleine Emanuel lag still in einem Korb gebettet im Kindersaal. Schon nach wenigen Tagen rief ihn der Heiland zu seinen Englein in den Himmel hinauf. Das kleine Josephchen aber war schon am Weihnachtsfest den Engeln beigezählt.

Un was wurde aus unserer kleinen siebenjährigen Klarote? Sie war Mutters Liebling gewesen, und nun begann eine schwere Zeit für die liebe Kleine; das Kind fühlte sich so einsam und verlassen und leidvoll unter der strengen Hand des Vaters, der sie mißhandelte, wenn das arme Wesen die verlangten Arbeiten nicht geleistet hatte. Harte Worte und Schläge waren ihr tägliches Los. Die kleine Klarote mußte trotz der häuslichen Arbeiten auch noch die Außenschule besuchen. Sie erregte jedesmal mein Mitleid, wenn sie so flehentlich zu dem schwarzen Lehrer auffah; sie wollte nicht vom Unterricht wegbleiben, mußte aber beim Vater für diese Zeit schwer büßen. So verstrich ein ganzes Jahr. Ihr Vater hatte sich eben eine neue Frau gekauft von seinem Verdienst und Klarote stellte sich am Weihnachtsabend an den Weg, wo ich vorübergehen mußte. Ihr Entschluß war gefaßt, und nichts konnte das achtjährige Kind wankend machen, sich auf die Missionsstation zu flüchten. Wie oft hatte sie den Vater schon darum gebeten; aber jedesmal wurde diese Bitte verweigert. So nahm ich die kleine Klarote mit, ging aber zuerst auf das Gut, wo der Vater im Tagelohn arbeitete. Die Kleine schmiegte sich fest an mich, als wir auf dem Maisfelde dem Vater gegenüberstanden. Zornfunkelnd machte er mir harte Vorwürfe, daß ich sein Kind verzaubert hätte, daß es mir nachlief. Je heftiger der Mann wurde, desto zärtlicher versteckte sich die Kleine in meinen Habitfalten und deckte mit dem Skapulier ihr Köpfchen zu. Nach einer Flut von Schimpfworten sagte er zu seinem Kind: „So nun geh mit deiner ‚Mama‘, aber nie wieder kommst du mir unter die Augen.“ Weil ich fürchtete, der zornentbrannte Mann könnte noch nachträglich dem Kinde etwas zuleid tun, lehrte ich auf einem anderen Weg zur Missionsstation zurück.

Wie groß war die Freude des armen Kindes, als es zum

ersten Male den Christbaum sah. Nkarote kniete nieder und machte das Kreuzzeichen, das sie schon in der Schule gelernt hatte. Alle Kinder streckten dem neuen Ankömmling die Händchen entgegen und unsere liebe Kleine dankte für jeden wohlwollenden Blick. Sie atmete froh und neubelebt auf. Die schönen großen Augen glänzten wie Himmelssterne. Das ganze Gesichtchen strahlte.

Aber ach, schon nach wenigen Tagen kam der Vater zur Mission, holte die Kleine gewalttätig weg und brachte sie weit fort zu heidnischen Verwandten in einem Nachbargebiet.

Es dauerte nicht lange und unsere Nkarote kam eines Tages schon in aller Frühe mit müden wunden Füßen von der langen Wanderung bei uns an. In ängstlicher Spannung fürchtete sie sich vor dem Leopard, und wirklich sah ein solcher auf der Brücke, über welche die Kleine gehen mußte, auf der Lauer. Das Kind schaute ängstlich nach den Weibern, denen es bis jetzt still nachgelaufen war; doch diese hatten kurz vor der Brücke ihr Ziel erreicht und so war die Kleine im kritischen Augenblick allein. In dieser Not erinnerte es sich daran, daß die Schwester in der Schule gesagt hatte, daß alle Kinder einen mächtigen Himmelsfürsten vom lieben Gott als Schutzengel bekommen haben, und Nkarote faltete andächtig ihre Händchen und betete — und siehe, das blutdürstige Tier zog sich zurück und kümmerte sich nicht mehr um das kleine schwächliche Mädchen. Dieses langte, ganz in Gedanken versunken, auf der Station an. Immer wieder erzählte es den andern Kindern, wie der heilige Schutzengel sie gerettet habe. Das kleine schmale Gesichtchen war in der Kirche wie in stummem Entzücken auf den Altar gerichtet. In der Schule hing es an den Lippen der Schwester. Sein ganzes Wesen bekundete Glück und Zufriedenheit.

Wieder vergingen einige Wochen, und ich dachte nicht anders, als daß der Vater das Kind nun in Ruhe lasse. Eines Abends holte Nkarote im Garten etwas Gras für die kleinen Enten. Da wurde sie plötzlich von der Hand ihres Vaters erfaßt und wieder von ihm fortgeschleppt. Nkarote schrie; aber der wilde Mann war mit seiner Beute verschwunden. So begann für die Kleine abermals eine Leidenschule. Diesmal übergab sie der Vater der neuen Mutter, welche nicht weniger unbarmherzig war als der Vater; aber auch ihr verstand das kluge Kind zu entfliehen. Jubelnd kam es wieder zur Missionsstation zurück. Von jetzt an ließ der Vater sich nicht mehr bei uns sehen.

Da nahte endlich für Nkarote die Zeit heran, wo sie die heilige Taufe empfangen sollte. Sie erhielt den Namen Maria Blanka. Die Freude des Kindes war nicht zu beschreiben. Ab und zu kam ihre Stiefmutter, um Blanka nach Hause zu locken. Doch diese versteckte sich, so bald sie nur ihre Nähe witterte. Blanka machte allen viele Freude. Gerne nahm ich sie auf

meinen Missionstouren mit. — Einmal fühlte ich mich unterwegs nicht wohl. Da sagte die Kleine: „Bist Du wohl noch nicht gefirmt?“ „Weshalb?“, antwortete ich auf ihre Frage. „Ja, ich habe gehört, daß der Bischof kommt und daß man durch die Firmung stark wird.“ —



Die Schwestern Ewalda Weiß, Engelmunda Rinks, Antonette Ditgens sind am 22. November 1927 mit dem Dampfer Albertville nach West-Afrika abgereist, um im Congogebiet die schöne Missionsarbeit mit ihren dortigen Mitschwestern zu teilen.

Inzwischen ist die kleine Blanka zur blühenden Jungfrau herangewachsen und gibt allen Christen ein gutes Beispiel.

✽

Dein Müßen und dein Mögen
Die stehn sich oft entgegen;
Du tust am besten, wenn du tust,
Nicht was du magst, nein, was du mußt.

Fr. W. Weber.

Chenzira.

Von Schwester Aquilina aus Rhodesia.

Unsere Eingeborenen haben einen eigentümlichen Haß gegen arme verkrüppelte Wesen. Ehe die Weißen aus Europa hier ins Land kamen und es noch keine Kolonialregierung gab, wurde mit den armen Kinderchen, welche bei der Geburt irgendein Gebrechen mitbrachten, bald aufgeräumt. Man ließ diese armen Wesen kaum ein paar Tage am Leben; sie wurden kurzerhand durch Hunger getötet, oder erstickt, oder auf irgendeine andere Weise ums Leben gebracht. Seit die Regierung eingeschritten ist gegen diese unmenschliche Sitte, wagen sie es nicht mehr, krüppelhafte Kinder aus dem Leben zu schaffen; aber immerhin haben dieselben ein hartes Los. Sie erhalten nur das unbedingt Notwendige zu essen, liegen verlassen und vergessen beim Kraal am offenen Feuer oder draußen in der brennenden Sonne.

So ein armes, Mitleid erregendes Geschöpf ist unsere Chenzira. Eines Tages kam ihre Mutter zur Mission. In halber Verzweiflung und Angst fragte sie, ob sie ihr Kind bei uns unterbringen dürste. Mit Vorsicht meldete sie, daß sie das Kind all die Jahre gut versorgt hätte; nun sei aber der Vater dieses Kindes gestorben und infolge des heidnischen Gesetzes ist nun Mutter und Kind dem Bruder des Verstorbenen als Erbe zugefallen. Dieser Onkel verlangt von ihr, daß sie das Kind töte.

Selbstredend erhielt die betrübte Mutter die Erlaubnis, das Kind auf der Missionsstation zu lassen und so kam denn schon am zweitfolgenden Tage die Mutter mit der armen, vom Stiefvater verstoßenen Chenzira zu uns. Im ganzen Wesen und Gesichtsausdruck gleicht das Kind mehr einem Affen als einem Menschen. Die Füße sind lahm und verwachsen, so daß das arme Wesen nur kriechen kann. Die Arme und Finger sind außergewöhnlich lang und gelähmt, doch kann das Kind mit den Fingern noch Gegenstände festhalten. Chenzira war anfangs scheu und ängstlich über alle Maßen, kann bis heute noch kein verständiges Wort sprechen, sondern stößt nur unartikulierte Laute aus. Jetzt zeigt ihr lachendes Gesicht, daß sie sich schon ganz heimisch fühlt. Und als die schmutzigen Lappen durch ein Kleidchen ersetzt wurden, verloren unsere anderen Kleinen allmählich den Schrecken vor ihrer neuen Gespielin. Stundenlang liegt das Kind im Freien, ohne auch nur einen Fuß weit vom Plaze zu weichen. Am liebsten liegt es in der Sonne, deren Wärme sie ausgezeichnet zu ertragen versteht. Am liebsten hat sie ein Stückchen Fleisch oder einen Knochen zum Abnagen. Auch ein Maiskolben ist ihr willkommen. Aber während die andern Krausköpfchen einen solchen mit der ganzen Hand zum Munde

führen und bald damit fertig sind, nimmt Chenzira jedes Körnchen einzeln und braucht mehrere Stunden, bis der Kolben aufgeessen ist.

Vor einiger Zeit wurde Chenzira sehr krank und diese Krankheit brachte ihr die Gnade der heiligen Taufe. In ihrem Zustande kann sie andere Sakramente nicht empfangen, ist aber auch andererseits nicht imstande, den lieben Gott zu beleidigen. Das arme verstößene Wesen ist überglücklich bei uns. Wie viele solcher armen Wesen hat schon der Hunger oder das Feuer aus der Welt geschafft. Ist es darum nicht ein Gott wohlgefälliges Werk, sich dieser armen Krüppel anzunehmen und für sie zu beten?



Allerlei aus der Mission.

Aus Katschik. Schwester Servatia theilte in ihrem Missionsbericht folgendes mit. Zu Ostern hatten wir große Tauffeierlichkeit und am Weißen Sonntag gingen 170 Neuchristen verschiedenen Alters zur heiligen Kommunion. Eine besondere Freude wurde uns durch sechs protestantische Familien bereitet, welche zum katholischen Glauben übergetreten waren und zu den glücklichen Erstkommunikanten zählten. Nach dem Empfang der heiligen Taufe empfangen sie auch das heilige Sakrament der Ehe. Wie waren diese guten Leute so hoch beglückt, als sie zum ersten Male mit ihren Kindern den lieben Heiland in Brotsgestalt empfangen durften.

Wir hatten drei unserer größten Schulräume eingerichtet, um alle diese Ehrengäste aufzunehmen, deren Zahl mit andern geladenen Gästen auf 200 gestiegen war. Wir Gäste rechneten es uns zur Ehre, sie bedienen zu dürfen. — Augenblicklich bereiten sich wieder mehrere Katechumenen zur heiligen Taufe vor, worunter abermals einige Protestanten sind. Der liebe Gott zieht sie meistens durch Krankheit und Leid an sich.

Eine evangelische Familie, welche ganz in der Nähe der Station wohnt und früher nichts vom katholischen Glauben wissen wollte, wurde vom lieben Gott durch schwere Heimsuchungen geprüft. Erst wurde das zehnjährige Söhnchen krank und starb; darauf fiel sein achtjähriges Brüderchen ins Feuer und erlag nach 8 Tagen den schweren Brandwunden. Bald darauf wurde ein anderer Sohn, der 19 Jahre alt war, schwer krank. Als er fühlte, daß er sterben müsse, bat er die Eltern, den katholischen Missionar zu rufen. Mit schwerem Herzen ließ der Vater es endlich zu. Der Missionar bereitete den Kranken, soweit es sein Zustand zuließ, auf die heilige Taufe vor und

gab ihm den Namen „Joseph“. Dieser fühlte sich so überaus glücklich und bat seine Eltern, noch kurz bevor er den letzten Atemzug that, sie möchten doch zum katholischen Glauben übertreten. Der Wille des Sterbenden war ihnen heilig und sie versprachen es. Bei der Beerdigung hielt der Pater Missionar eine rührende Leichenrede, und Gottes Gnade vollendete das Werk. Schon Sonntags darauf ließ sich die ganze Familie, bestehend aus sechs Personen, ins Katechumenat aufnehmen.

Aus Driefontein. Allerlei über Sitten und Gebräuche des dortigen Volksstammes. Nach dem Glauben der Schwarzen entstehen alle Krankheiten durch Zauberei.

Die „Amulette“, ein Halschmuck aus Perlen, sind Gegenzauberer oder eine Medizin, die verhindert, daß man mit Krankheit geschlagen wird. Zur Abwendung von Krankheiten und anderen Uebeln werden Geistertänze aufgeführt, wobei viel Schmuck angelegt wird. Dieser Schmuck „Chuma“ behält nach dem Glauben der Einwohner etwas von der Kraft der Geister zurück und wird als „Muti“ d. i. als Medizin gebraucht. So kommt es, daß oft einfache Glasperlen kein harmloser Schmuck, sondern ein Zaubermittel sind. Winzig kleine Perlen in allen Farben werden kunstvoll zu langen Schnüren verschlungen und um die Lenden, Hals, Arme, Beine und Kopf geschlungen, vielfach auch noch an die Lendentücher festgenäht.

Wahl der Zauberer. — Sie geschieht durch Würfeln mit seltsam geformten und geschnittenen Holzstäbchen. Die Wähler sitzen im Halbkreis herum, ein Zauberer in der Mitte. Er nimmt die Würfel, vier an der Zahl in jede Hand. Ein Würfel ist besonders gezeichnet und trägt das Bild des Krokodils, als derjenige, der den Ausschlag gibt. Auf wen dieser deutet, der muß, ob er will oder nicht, Zauberer werden. Ist irgendwo ein Diebstahl oder sonst ein Verbrechen begangen worden, so wird der Täter ebenfalls durch Würfeln ermittelt. Wenn ein Kind schwer krank ist, wird der Zauberer gefragt, ob die Mutter des Kindes treulos war; bejaht der Zauberer das, dann wird die Mutter, im Falle das Kind stirbt, fortgejagt.

Hegen. Das Schlimmste, was man einem Maharanga oder Mashona-Mädchen zur Last legen kann, ist der Ausspruch: „Du bist eine Hege“. Passieren nämlich in einem Kraal öfters Unglücke, so vermutet man eine Hege in der Nähe. Manchmal fällt der Verdacht ohne weiteres auf solche, die irgend etwas Häßliches oder Ungewöhnliches in ihrer äußeren Erscheinung haben. Ist dies nicht der Fall, so ruft der Häuptling alle Weiber des Dorfes zusammen; jede muß einen Korb mit Kafferkorn mitbringen. Diejenigen, die ihren Korb nicht aufheben können, werden als Hegen angesehen. Früher wurden solche auf der Stelle mit dem Speer erstochen; jetzt werden sie vertrieben. Eine anderere Methode, um den Schuldigen zu finden,

ist diese: Der Zauberer steckt einen Ochschwanzbüschel in kochendes Wasser und besprengt damit die Anwesenden, Derjenige, der mehr Brandblasen als die andern aufweist, wird als der Schuldige betrachtet.

Geister und Schlangen. Die Geister der Ahnen besuchen oft ihre Kraale, die sie zu Lebzeiten bewohnt haben, gewöhnlich in Form einer kleinen Schlange. Diese würde niemand ein Leid tun, und niemand darf sie angreifen. Darauf steht Todesstrafe. Unsere Mädchen behaupten, diese Schlangen kämen nur dann, wenn Geistertänze aufgeführt werden; sie klettern die Wand entlang, und wenn sie irgend einem Glied der Familie keine Aufmerksamkeit schenkt, glaubt man, daß dieses sterben werde. Dann wird ein Zauberer gerufen, auf daß er durch Würfel ermittle, welcher Geist in der Schlange verborgen ist und den Leuten den Wunsch des Geistes offenbare. Man bringt einen Ochsen zum Opfer und läßt das geschlachtete Tier die ganze Nacht durch draußen liegen, mit dem Messer daneben, damit der Geist sich beliebig davon abschneiden kann. Dann wird unter der Viehherde ein anderer Ochs vom Familienvater ausgesucht und dem Geiste geweiht. Jener gießt Wasser aus auf den Rücken des Tieres, und wenn dasselbe das Wasser abschüttelt, so ist das ein Zeichen, daß der Geist das Opfer angenommen hat. Wenn nicht, dann muß noch eine Ziege geopfert werden. Dieser zweite Ochs wird Ochs des Geistes genannt und hoch in Ehren gehalten, bis er ein hohes Alter erreicht hat; dann wird er durch einen andern ersetzt.

Der Häuptling. Früher hatte er Macht über Leben und Tod. Er hatte seine Ratsherren. Wüßte einer derselben den Tod irgendeiner Person, so wird der Häuptling schwerlich dagegen angehen. Bei Hungersnot teilt er von seinem eigenen Körnervorrat aus und läßt Ochsen von seinem Viehbestand schlachten, da er verantwortlich ist für das Wohl seiner Untertanen.



Die Vision des Dichters.

In der „Villa Grace“ bei Condon saßen drei Freunde gemütlich beisammen: Drei berühmte Künstler, ein Maler, ein Bildhauer, ein Dichter. Sie hatten zusammen eine Kunstreise nach Italien gemacht und landeten nun im traulichen Heim des Dichters und Schriftstellers Mr. Harry Whtons.

Das behaglich ausgestattete Gemach war traulich erhellt, auf dem Tische summt der Teekessel.

Der junge Mater, Signore Manuel Dalle-Bonna, ein glut-
äugiger Italiener, betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen seine
Umgebung.

„Wahrhaftig, Harry, ein kleines Paradies hast Du Dir hier
geschaffen,“ wandte er sich an den Hausherrn, „solch ein Heim
könnte mir auch gefallen.“ Harry Ashton, der Dichter, lehnte
mit übergeschlagenen Beinen in seinem Stuhl. Er war groß
und hager, mit ruhigem, nüchternem Wesen und feinen
Manieren.

„Gewiß, mein Freund“, sagte er. „Überall mag's wohl gut
und schön sein, aber zu Hause ist's doch am besten und schönsten!
Und doch hat es Zeiten gegeben, wo dieses Heim mir ein Ort
der Qual war, wo mehr Tränen, Seufzer, Verwünschungen
und Flüche als poetischer Sang und Gedichte hier in diesen
Mauern erklangen. . . . Das was damals, wo meine Grace,
meine Gnade, mich verließ, — wo ich von neuem auf Irr-
wegen wandelte und mich in einem Labyrinth der Sünde ver-
loren hatte, bis sie mich wieder durch ihr Gebet und Opfer
gerettet hatte.“ Er schwieg mit schwerem Seufzer.

„Dacht' ich's doch, daß ein düsteres Geheimnis über das
Leben unseres Dichterfreundes schwebt“, unterbrach der Bild-
hauer Wilhelm Achtermann, der fromme Künstler, ein freund-
licher alter Herr mit schneeweißem Haar und Vollbart, das
Schweigen. „Die weiße Haarlocke auf dem Haupte eines so
jungen, kaum 38jährigen Mannes hat mir schon oft zu denken
gegeben, Freund Harry! Doch da ich irgendein schmerzliches
Ereignis dahinter vermutete, scheute ich mich, Dich zu fragen
und vielleicht längst vernarbte Wunden aufzureißen.“

„Deine Vermutung trifft zu“, erwiderte der Dichter mit einem
trüben Ausblick seiner grauen Augen. „Du und Freund Manuel,
Ihr kennt das Künstlerwanderleben — und nicht jeder, so wie
Du, Wilhelm, bleibt frei von Verirrungen. Du gingst in deiner
Kunst auf, deine heilige Begeisterung trug Dich über die Klippen
und Untiefen Deines Berufes. Nie hat Dein Meißel profanen
Werken gedient. Die Kunst ist Dir Gottesdienst, darum sind
Deine Werke von so großer Innigkeit und Zartheit, daß jedes
Gemüt davon ergriffen wird. Vor deiner Pietà im Dome zu
Münster hat sich schon manch' Ungläubiger belehrt. Du selbst,
Du Sohn der roten Erde, standest fest Dein Leben lang, ohne zu
wanken. Deine Haare, Achtermann, sind in Ehren weiß ge-
worden, — nicht aber diese meine Locke“.

Der Sprecher fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte
gedankenvoll vor sich hin. Die beiden Freunde ehrten seine
Ergriffenheit und schwiegen.

„Nun, Freund Harry“, sagte dann Achtermann mit seinem
liebenswürdigen Lächeln, „so groß mögen deine ‚Verirrungen‘
wohl kaum gewesen sein — schreibst Du nicht herrliche Bücher

voll echten Christenglaubens, so edel und ideal, daß sie wirklich Kleinode der katholischen Litteratur zu nennen sind?“

„Und was ich früher geschrieben, in jener unseligen Zeit?“ fragte der Dichter mit schwerem Seufzer.

„Das ist allmählich verweht, in Vergessenheit geraten — gerade wie meine arg weltlichen Bilder, die ich vor meiner Bekehrung gemalt habe“, beruhigte Manuel Dalle-Bonna, der Maler. „Bin ich nicht auch erst vor kurzem aus einem — hm — sehr leichtfertigen Kunstmaler ein religiöser Künstler geworden? Umgewandelt durch ein edles Frauenherz, habe ich meinen Pinsel fortan nur frommer, reiner Kunst geweiht.“



Missionschule in Neuenbeken.

„Ja, Frauen sind es, edle Frauengestalten, die uns auf bessere Wege zu bringen imstande sind“, stimmte Harry Ashton gedankenvoll zu. „Ich möchte euch wohl erzählen, woher diese auffallende weiße Haarlocke stammt, die in einer einzigen Nacht entstanden ist. Allein es ist so ungewöhnlich und unglaublich für viele, daß ich nur äußerst selten davon Erwähnung tue. Von der Wirklichkeit des Vorgefallenen bin ich jedoch so fest überzeugt, wie davon, daß wir drei Freunde jetzt hier zusammensitzen!“

„Ja, rede, Harry“, drängte der lebhafteste Italiener, und auch der nüchterne Westfale redete ihm lebhaft zu.

„Ich weiß, ihr werdet es für etwas Außerordentliches halten, allein es ist durchaus wahr! Dieser über Nacht weißgewordene Haarbüschel ist Zeuge dafür.“

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis.“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Schluß.)

Wiederaufbau der Mission Morogoro. Ihre Entwicklung. Reise nach Kondoa.

Es galt, wie wir gesehen haben, die zum großen Teil niedergebrannte Mission wieder neu aufzubauen. Pater Gommenginger machte sich an das Werk, entschlossen, diesmal noch Besseres zu leisten, als das erstmal. „Die Arbeiten“, sagte er, „werden etwas langsam voranschreiten; gilt gleich, ich halte daran, daß alles fest und behaglich werde; ich will keine jener gepfuchten Buden, welche alle zwei oder drei Jahre einstürzen. Wenn alles fertig ist, so soll es für lange fertig sein, damit die Missionare, welche nach mir kommen werden, sich voll und ganz der Seelsorge widmen können und Wohnungen haben, die ihrer Gesundheit förderlich sind.“

Er begann damit, daß er eine Wasserleitung herrichtete. Der Bach läuft zwar ganz nahe an der Mission vorbei. Da er aber zehn Meter tiefer liegt als diese, so mußte der Bedarf an Wasser jedesmal in Eimern herbeigeschleppt werden, eine Arbeit, die außerordentlich umständlich, mühsam und zeitraubend war. Pater Gommenginger ließ im Hofe der Mission einen großen Wasserbehälter graben und kanalisieren den Bach aus einer Entfernung von 60 Metern hinein. Es stand ihm auf dieser Strecke eine 40 Meter dicke Felswand im Wege, allein er ruhte nicht, bis er dieselbe durchbrochen hatte, was in Anbetracht der ihm zu Gebote stehenden schwachen Werkzeuge als eine Riesenleistung bezeichnet werden muß. Den Behälter versah er mit Rinnen, mittelst deren das Wasser nach Belieben abgelassen und zum Begießen der Gärten und Felder auf dem ganzen Plateau, später sogar zu Industriezwecken verwertet werden konnte. Daß es jetzt auch mit Anfertigen von Ziegeln und Backsteinen flotter ging, versteht sich von selbst.

Der erste Bau, welcher aufgeführt wurde, war die Kapelle. „Es ist nicht mehr wie recht und billig,“ sagt Pater Gommenginger, „daß wir die Wohnung Gottes in der Eucharistie zuerst aus den Trümmern aufrichten.“ Als die Kapelle im Rohbau fertig stand und es an die innere Ausstattung ging, machte er sich zum Bettler. Der lebenswürdige Herr hatte seine eigene Art zu betteln; wir lassen hier zwei seiner Briefe folgen. Daraus wird man ersehen, wie delikat und doch zuversichtlich ungeniert er sich dabei zu benehmen wußte. Beide Briefe sind an den Vorstand der Erzbruderschaft des heiligen Joseph in Bauvais gerichtet; der erste lautet:

„In unserer Trübsal und Not waren Sie die Hand der göttlichen Vorsehung, welche sich helfend und rettend uns entgegenstreckte. Das Feuer, der Hunger, der Satan, alles schien einen Augenblick sich gegen uns verschworen zu haben und den Ruin unserer Mission, welche einen so vielversprechenden Anfang gehabt hatte, herbeiführen zu wollen. Allein der heilige Joseph, zu dem wir unsere Zuflucht nahmen, hielt unsere Gemüter aufrecht, daß wir nicht verzagten, und sandte uns einen Trostengel in der Person unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs und bald darauf Ihre Beisteuer. Danke, danke aus dem tiefsten Grund meines Herzens Ihnen und allen Mitgliedern der Erzbruderschaft für Ihre Freigebigkeit und die Teilnahme, welche Sie an unseren harten Prüfungen genommen haben.“

Nie würde ich mich unterfangen haben, Sie um Ihre Wohlthätigkeit anzufragen, da ich weiß, wie vielfach Sie von anderen Seiten in Anspruch genommen werden. Aber wie ich sehe, ist Ihre Güte ebenso erfinderisch in ihren Mitteln, als unerlöschlich in ihren Spenden. Dies hat uns der heilige Joseph wieder einmal gezeigt. Lob und Dank sei ihm dafür!

Unsere Kapelle ist gegenwärtig wieder neu aufgebaut und, wie ich glaube und der hochwürdigste Herr Bischof und Pater Baur dafürhielten, gar nicht so übel ausgefallen. Indessen steht noch nichts als die Kapelle, ich meine den nackten Rohbau, und darin ein provisorischer Altar. Man hat mir bereits eine Herz-Jesu-Statue und eine Statue der Unbefleckten Empfängnis angefündigt; es wird uns noch eine solche des heiligen Joseph fehlen. Die Ehre, uns diese zu verschaffen, soll Ihnen vorbehalten sein. Wir möchten jetzt unser kleines Gotteshaus so geschmackvoll ausschmücken als möglich. Ein niedliches Heiligtum wird uns selbst rühren und besonders guten Eindruck auf unsere Neger machen.

Es fehlen auch noch: ein Altarkreuz, Lichtstöcke, Armlichter, Blumenstöcke und dergleichen Gegenstände mehr. — Was soll ich erst von unserer Sakristei sagen? Hier besonders ist das Inventar gleich gemacht: Kelch, Meßgewänder, Alben, kurzum alles zusammen hält in einem alten Reisekoffer. Vergebens suche ich an Vorabenden der höheren Feste nach etwas Besserem; aber immer wieder muß ich die alte Armut herausholen; die Jahrestage mögen in gewöhnlichen oder fetten Lettern, in rot oder schwarz gedruckt sein, die Paramente bleiben dieselben . . .“

Der zweite Brief hat folgenden Wortlaut:

„Ich beginne mit der Hauptangelegenheit: es handelt sich um die Statuen. Die Muttergottesstatue, ein Geschenk vom Werke „der Unbefleckten Empfängnis“ für die Bekehrung der heidnischen Frauen, steht bereits an Ort und Stelle und nimmt sich wunderschön aus in unserer armen Missionskapelle. Indes, sie will nicht allein bleiben und erwartet, daß wir an ihrer Seite auch das Bild des heiligsten Herzens und das ihres jungfräulichen Bräutigams aufstellen.

Zu diesem Zweck wende ich mich an Sie, ohne Ihnen im übrigen lästig sein zu wollen. Ich meine so: Zur Zeit mache ich eine Sammlung von Insekten; sobald ich eine beträchtliche Anzahl zusammen habe, werde ich Ihnen dieselben schicken. Sie können sie dann an Liebhaber verkaufen und sich auf diese Weise für die Auslagen, die wir Ihnen verursachen, entschädigen. Aber wohl verstanden, ich will durchaus, daß Sie sich entschädigen, um so mehr, als ich weiß, wie viele Bittgesuche immerfort und von allen Seiten her an Sie gerichtet werden. Mir kostet es keine Mühe, im Vorübergehen an einer Hecke einen Käfer zu fangen, aber Ihnen kostet es Mühe, Fünffrankenstücke zu kollektieren, diese finden Sie nicht an den Hecken. Die größten und glänzendsten Insekten sind gewöhnlich die minderwertigsten, weil jeder Reisende sie leicht gewahrt wird und mitnimmt. Am wertvollsten in den Augen der Liebhaber sind die kleinsten und unansehnlichsten, da diese sehr selten und noch fast gar nicht bekannt sind.

Was ich nun wünsche, ist erstens eine Statue des göttlichen Herzens Jesu und zweitens eine Statue des heiligen Joseph; beide einen Meter hoch und halbreich dekoriert; so ist auch unser Muttergottesbild. Im voraus meinen verbindlichsten Dank für alles, was Sie für unsere arme Mission von Morogoro tun werden.

Was indes einer Mission mehr nützt als Statuen, Geld und Insekten, das sind die Gebete. Auch bin ich tief darüber gerührt, daß Sie am Sitz der Erzbischöflichkeit immerfort unser eingedenk bleiben. Ohne Zweifel haben Ihre Gebete viel dazu beigetragen, mich inmitten unserer Prüfungen aufrechtzuerhalten. Mögen dieselben mir auch fernerhin zugut kommen und den Segen Gottes auf unser Werk herabflehen.“

Das also war die Art und Weise, wie Pater Gommenginger bettelte. Wer würde vor so einem manierlichen Bettler die Hand verschlossen halten? Bald wurde ihm dies, bald jenes zur Ausstattung seiner Kapelle gesandt; dann aber wußte er immer wieder ebenso fein zu danken, wie er fein zu betteln verstanden hatte.

Nach der Kapelle kam die Reihe an die übrigen Bauten, Wohnhaus für die Patres und Brüder, Asyl für die Kinder, Stallungen, Scheune, Schuppen usw. Bei all diesen Arbeiten versah Pater Gommenginger nicht nur die Stelle des Architekten, sondern auch die des Handwerksmeisters; er selber zeigte seinen unerfahrenen Gehilfen, wie sie ihre Arbeit machen sollten, und zimmerte,

mauerte und schmiedete mit eigenen Händen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

„Ich begreife wahrhaftig nicht,“ sagte ihm oft sein jüngerer Amtsbruder, „wie Sie es aushalten können. Würde ein Arbeiter in Europa nur halb so viel tun, wie Sie in sechs Monaten, wäre er tot.“

Auch Reisende, welche ihn am Werke gesehen hatten, hinterbrachten dem Pater Baur in Bagamoyo, daß er zu viel arbeite und sich vor Überanstrengung noch den Tod zuziehen werde. Allein auf alle Vorstellungen, welche ihm diesbezüglich gemacht wurden, erwiderte Pater Gommenginger:

„Wenn man sich in einer Lage befindet wie die meine und das Personal nicht hinreichend ist, wo man oft allein, meistens zu zweien, selten zu dreien ist, dann geht es nicht anders, man muß sich selbst ohne Rückhalt ins Zeug legen und bereit sein, Gesundheit und Leben hinzuopfern, gerade wie ein Vorposten in Gegenwart des Feindes. Die Zeit, auszuruhen, ist für mich noch lange nicht da.“

Seine Bautätigkeit ließ ihn indes keineswegs den Feldbau vernachlässigen. „Ich habe“, schreibt er unterm 22. 11. 1885 an seinen Oheim, „bereits eine große Anzahl von Obstbäumen gezüchtet, wozu ich den Samen aus Bagamoyo bezogen habe. Die Gemüse gedeihen herrlich, die Kartoffeln u. a. lassen sich zu jeder Zeit setzen und brauchen kaum drei Monate, bis sie zur Reife gelangen, so daß wir das ganze Jahr hindurch neue holen können. Auch eine Kaffeepflanzung habe ich angelegt. Augenblicklich mache ich Versuche mit der Vanille; gerät diese, dann hoffe ich, damit allein in einigen Jahren alle Auslagen unserer Mission bestreiten zu können. Da man für viel Geld in einen kleinen Raum verpacken kann, so werden die Transportkosten an die Küste verhältnismäßig unbedeutend sein, während für andere Gegenstände der Transport manchmal höher zu stehen kommt, als die Waren wert sind.“



Gebetserhörang.

Dank der lieben Frau von der immerwährenden Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen in Caritasblüten. Citeaug. Süd-Afrika.



Rätsel für die Kleinen.

- Welcher Peter macht den meisten Lärm? (Trompeter)
- Welche Mühle ist am kleinsten? (Kaffeemühle)
- Welches ist der höflichste Fisch? (Aulding)
- Was ist fertig und wird doch täglich gemacht? (Bett)
- Man sieht ihn und er hat doch keinen Körper. (Schatten)
- Wieviel Erbsen gehen in einen Topf? (Keine)
- Was brennt und hat keine Hitze?
Was slicht und hat keine Spitze? (Brennstoff)
- Welcher Kopf hat keine Nase? (Nagelkopf)
- Mit A nährt es,
Mit M gährt es,
Mit P fährt es,
Mit R zerfrißt es Stahl und Wehr,
Und ohne Kopf zieht's kalt daher.

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1928

Aufruf!

Der Heiland sucht Arbeiterinnen für seinen Weinberg. Aus Süd-, Ost- und West-Afrika, aus Amerika, von allen Seiten dringen Hilferufe zu uns um Kräfte für das Missionswerk. Unsere Genossenschaft ist ausschließlich für die Heidenmission gegründet und steht unter der Propaganda in Rom! Wie viele Arbeitsfelder müssen brach liegen bleiben, wie viele Missionsstationen sind mit Arbeit überbürdet, weil das Mutterhaus zu wenig Nachwuchs hat!

Mutige, deutsche Jungfrauen, welche ihre Kraft und ihre Kenntnisse dem erhabenen Missionswerk widmen wollen, sei es in der Schule, sei es in der Krankenpflege, in der Haus- und Handarbeit, mögen sich im Missionshaus in Neuenbeken melden, wo gerne Prospekte verabreicht und nähere Auskunft über die Aufnahme, sowohl für das Postulat als auch für die Missionschule, erteilt wird. In letztere werden schon junge Mädchen von 14 Jahren an aufgenommen, wenn sie Neigung zum Missionsleben haben.

Möge das Christkindchen zum Heil der armen Heidenkinder viele opfermutige Seelen erwecken, die mitarbeiten an der Ausbreitung des Reiches Christi, des kleinen Königs in Bethlehems Krippe.

Der Göze in meiner Tasche.

(Erinnerung einer unserer Missionschwester, die 20 Jahre in Ostafrika tätig war.)

Sief im Innern Afrikas, nicht weit vom schneebedeckten Kibo, sollte eine neue Katechistenstelle gegründet werden. Der Katechist, welcher diese Schule bekommen hatte, schickte eines Nachmittags drei Boten mit einem Brief, welcher die Bitte enthielt, ich möchte sofort kommen, er wisse sich vor Schwierigkeiten nicht mehr zu helfen. Der Weg war mühsam, durch Berg und Tal und Sumpf. Am nächsten Tag trat ich am frühen Morgen mit meiner Begleiterin Masingano meine Wanderung an. Sie war noch eine Heidin, aber sehr wegekundig. Alles war noch still und lag in tiefem Schlaf. Während der Nacht hatte es geregnet; wenn ich die Erdschollen von meinen schweren Sandalen abstieß, störte ich die Tiere im Schlafe. Flugs huschte hier ein Affe, dort ein Büffel oder eine Antilope aus dem Gebüsch hervor. Beim ersten Morgengrauen hatten wir schon den Saum des Urwaldes erreicht. Golden blühte die Sonne, und der blaue Himmel schaute wie das freundliche Gottesauge durch die schattigen Riesenbäume. Die Vöglein zupften ihre bunten Federkleidchen zurecht und begannen in herrlichen Morgenliedern das Lob unseres Schöpfers zu singen. Das alles versetzte mich in eine frohe Stimmung. Schweigend wanderten wir durch die schmalen Fußpfade, bis ich an einer hellen Lichtung im Walde ein Gözentempelchen gewahrte. Ein netter, ovaler Platz, mit weißem Flußsand bestreut, ein kleines, sauberes Vorhöfchen mit einem Zaun umsäumt, führt zum Gözenalter. Leise schlich ich dahin, um es zu untersuchen. Das Altärchen war aus feinen Stäbchen von Zierholz errichtet. Jedes Stäbchen war eigens verziert. In die Rinde waren Hieroglyphen geschnitten und oben am Türmchen flatterte ein rotes Fähnchen mit weißen Fransen. Auf einem niedlichen Tischchen stand der Abgott im reichsten Perlenschmuck. Es war eine häßliche Gözenfigur mit langen Ohren und ausgebreiteten Armen. Als Opfergabe standen vor ihr zwei geblumte Porzellantassen mit frischer Milch gefüllt, ebenso geschnitzte Löffel, ein neugeflochtenes Körbchen mit Maismehl und einige Kürbisflaschen, voll mit starkem Bier. Auf dem Boden lagen funkelrote neue Tücher als Teppich, aber auch als Bekleidung des Abgottes, falls es ihm so beliebt. Ich begann mein Zerstörungswerk und in wenigen Minuten war es vollbracht. Die ganze Herlichkeit lag in Trümmern, der Göze selbst verschwand in meiner Tasche. Entsetzt malte sich auf dem Gesichte meiner Begleiterin, da sie selbst eine Verehrerin des Gözen war. Vom ersten besten Baum brach ich einen Ast, befestigte oben an der Spitze mein Rosenkranz Kreuz, da mir kein anderes zur Verfügung stand. Diese Stange setzte

ich auf den Platz, wo der Opferaltar stand und dachte dabei an Moses und an die eiserne Schlange in der Wüste. Ein Gebet, daß jeder, welcher das Kreuz sieht, geheilt werden möge vom Aberglauben, begleitete die ganze Tat.

Beflügelten Schrittes ging es nun vorwärts zur neuen Schulgründung. Aber bald hörte ich schon das Echo eines wüsten, verzweifelten Heidenlärmes. „Wole-Ole“ klang es durch die Lüfte. „Wehe, wehe, unser guter Helfer aller unserer Väter und aller Zeiten hat uns verlassen.“

„Wer soll uns ferner beschützen, wer uns vor den giftigen Schlangen bewahren, wer soll uns gesund machen, wenn wir krank sind!?“ Immer greller und klagender wurde das Geschrei der Weiber und schließlich arteten ihre Klagelieder in Verwünschungen aus. „Die Täter dieses Frevels sollen die Geister unserer Vorfahren verfolgen; die Hand, welche das zerstörte, soll verfaulen“ usw.

Mit tiefem Weh hörte ich, wie der Aberglaube diese armen Menschen gefesselt hält. Lange, lange dauerte diese Litanei von Verwünschungen und Klage Liedern noch fort. Eine grelle Stimme sang vor, alle anderen antworteten in gedämpftem Tone: „Ja, die Hand soll verfaulen . . . o, komme zurück, unser Gott“, war das lezte wimmernde Rufen.

Inzwischen war ich mit meiner Begleiterin meinem Ziele immer näher gekommen. Freudestrahelnd kam ein Katechist mir mit den schwarzen Ratsherren entgegen. Noch ein Sumpf, den wir durchwaten mußten, und wir standen an dem geplanten Schulplatz. Hier ließen sich alle aufs Gras nieder zur Beratung. Nach zweistündiger Verhandlung waren wir einig. Vorerst sollten 50 Heidenkinder die neue Schule besuchen. Sofort wurde der Grundstein gelegt, d. h. vier Baumstämme in die Erde gesetzt. Inzwischen war es aber bereits Abend geworden, und ich war gezwungen zu übernachten. Stolz bot der Häuptling selbst seine Hütte an, und ich wartete all der Dinge, die da kommen sollten. Endlich rief er laut: „Komm, Schwester, dein Bett und alles ist bereit.“ Wirklich, die schwarze Hütte war blank mit Kuhmist angestrichen. In der Ecke war eine harte Kuhhaut ausgebreitet, Schafe und Ziegen meckerten lustig und Ratten und Mäuse hielten ihre Jagd. Meine Begleiterin neben mir schnarchte laut. Trotz aller Müdigkeit konnte ich natürlich keinen Schlaf finden, denn als ich mich umsah, gewahrte ich noch 20 Wilde in der gleichen Hütte. Ich konnte nicht umhin, mein banges Gefühl kundzugeben und sagte plötzlich: „Hört, Männer, ich kann nicht schlafen; ich fürchte mich vor euch. Ihr könntet mir heute Nacht ein Leid zufügen.“ „Schlaf nur ruhig, Mama,“ ging's wie aus einem Mund. „Wir halten alle Wache bei dir. Welche Kinder können ihrer Mutter Böses antun? Wir bitten Dich, schlafe nur gut.“ Tatsächlich schlummerte ich bald ein, und als ich morgens erwachte, standen einige Bierköpfe da, ein Huhn war ohne Salz und Schmalz in der Asche

gebraten. Ich wollte dann die Kranken in dieser Gegend besuchen. „Ja,“ sagte der Häuptling, „alle Armen, die du antriffst, kannst du haben, denn mit diesen muß ich mich bei meinen Vorfahren im Jenseits doch schämen; sie haben nichts zu verzeihen, keine Ziege usw. Die Reichen müssen mir Nahrung für die Armen bringen.“ „Gut,“ sagte ich, „einverstanden.“ Bei meinem Krankenbesuch konnte ich zwei sterbenden Kindlein die Nottaufe erteilen, und ich habe sie zu Schützenglein der neuen Schule bestellt. Mit herzlichem „Adieu“ von Land und Leuten trat ich dann wohlgemut den Heimweg an.



Schwester Juditha Wucher nach Nairobi, Br. O.-Afr., die Schwestern Theonesta Küpper, Eulwina Gläserer, Gertrud Lang, Philippine Lüning nach Kilema, die Schwestern Blanka Dellwing, Alphonsis Ecker nach Morogoro abgereist am 31. Dezember 1927 von Hamburg aus mit dem Dampfer Tanganyka.

Von Müdigkeit überwältigt, setzte ich mich unterwegs auf einen Baumstamm und betete mein Offizium. Es war in der Nähe des zerstörten Göztempels. Plötzlich standen drei starke Negerweiber vor mir. Mit offenkundigem Unwillen auf den Gesichtern sprachen sie neuerdings die Verwünschungen aus, deren lange Reihe mir gestern das Echo ins Ohr raunte.

Bei den Schwarzen sind Verfluchungen und Verwünschungen sehr gefürchtet, und sie glauben bestimmt, daß die Erfüllung derselben eintritt. Wie oft sagen z. B. unsere Kinder: „Wie gerne möchte ich getauft werden, doch fürchte ich den Fluch der Eltern.“ Die zornigen Weiber gaben mir unzweideutig zu verstehen, daß ich den Abgott ihrer Vorfahren zurückgeben müsse, wenn mir meine Zukunft lieb sei. Da ich mich entschieden weigerte, wollten sie Gewalt brauchen. Als die Sache doch zu bunt wurde, sagte ich zum Schluß: „Morgen zeige ich euch beim Gericht an.“ Das schlug

ein wie eine Bombe. Im nächsten Moment waren die drei Weiber im Dickicht auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Die Sache mit dem Gözen ging von Mund zu Mund durchs ganze Ländchen. Viele Gözendiener, besonders Zauberer, boten mir ihr



Schwester Winanda Herzog nach Transvaal, Schwester Imeldine Kehler und Schwester Theresilla nach Lourenco-Marques abgereist mit dem Dampfer Adolph Wörmann am 18. Januar.

ganzes Vermögen an, wenn ich den mächtigen Abgott ausliefere. Sie sind ja fest davon überzeugt, daß der Besitz eines solchen vor Unglück und Krankheit bewahrt. Jeder Heide unterwirft sich blindlings der Anordnung des Besitzers eines derartigen Gözen. Die Heimgesuchten müssen Geld, Ziegen, Schafe und Kühe, je nach der Größe des Unglückes, bringen. Mit vielen heidnischen Zeremonien wird das Opfer geschlachtet und gewisse Teile muß der Bittsteller selbst essen. Bei solchen Gastmählern darf keines der Familienmitglieder fehlen. Wenn der Abgott

nicht hilft, trägt das abwesende Mitglied die Schuld. Auf die Dauer wurde ich dieser Plagereien mit dem Göhen müde. Ich übergab ihn meinen Schulknaben, die unsere heilige Religion schätzen und lieben gelernt haben. Es war köstlich zu sehen, wie diese Jungens den Abgott, den sie früher selbst verehrt hatten, nun verhöhnten. Sie zogen ihn an den langen Ohren herum, sprangen zuletzt mit ihm zum Feuer und riefen: „Du hast uns lange genug betrogen. Brennen mußt du, wie dein Bruder Teufel“, und alle blieben stehen, bis der Göhe verkohlt war. Auf ähnliche Art habe ich eine ganze Anzahl solcher Göhen von ihrem Throne gestürzt. Man sieht, wie tief der Heide noch in der Finsternis des Unglaubens steckt. Er seufzt über die Herrschaft des Satans und huldigt dabei dem beklagenswertesten Aberglauben. Häßlichen Gebilden aus Ton, Stein oder Holz, fraßenhaften Fettschen, vernunftlosen Tieren erweisen sie göttliche Ehre. Und doch bietet ihnen der Aberglaube keinerlei Trost in den Beschwerden dieses Lebens. Keine Ergebung in Krankheit und Leiden, keinen Herzensfrieden und keine Ruhe der Seele! Sie sitzen, wie die Schrift sagt, in Nacht und Todeschatten. Soll das nicht unser Mitleid erwecken? und zur Unterstützung des Missionswerkes anspornen? Was du dem Geringsten unter den Meinen getan, das hast du mir getan.



Eine merkwürdige Taufe.

In einem heißen Sommertag wurde ich, als ich noch in Mariathal war, zur Pforte gerufen, wo mich ein schwarzes Elternpaar mit ihrem kleinen schwarzen Kinde erwartete. Auf den ersten Blick sah ich, daß es noch so echte Heiden waren. Sie waren sehr weit hergekommen und baten um Arznei für das arme kranke Kind. Als ich das arme Würmchen untersuchte, fand ich sofort, daß keine Rettung mehr möglich sei. Ich versuchte, den Leuten klar zu machen, daß große Gefahr für das Kind vorhanden sei, und rief ihnen an, es doch taufen zu lassen, damit es in den Himmel komme. Aber da stieß ich auf gewaltigen Widerspruch. Es half kein Zureden; sie wollten nur Medizin und dann wieder eiligst davongehen. Nun sann ich auf ein Mittel, wie wir das Kind für die Ewigkeit retten könnten. Unsere Krankenschwester hatte einen guten Einfall. Sie holte Weihwasser und Medizin, gab die letztere dem Kinde und fing an, mit dem Weihwasser das fieberhafte Köpfchen scheinbar zu waschen, taufte es aber auf den Namen Katharina. Die Leute verstanden ja die deutschen Worte nicht und hatten ja auch noch nie eine Taufe gesehen. Nun gab ich den Eltern noch zu essen

und auch etwas Arznei mit auf den Weg, daß sie ganz zufrieden abzogen. Wahrscheinlich haben sie aber auf dem Heimweg bei Bekannten übernachtet, welche ihnen zuredeten, das Kind taufen zu lassen, denn am anderen Tag standen sie zu meinem größten Erstaunen wieder vor der Türe. Diesmal brauchte ich nicht lange zu fragen, was sie so schnell wieder hierher geführt hat, denn sobald sie meiner ansichtig wurden, baten sie, ich möchte ihnen das Kind taufen. Was nun tun? Es war ja schon getauft, ohne daß sie es wußten, und wenn ich es ihnen jetzt sagen würde, wäre alles Vertrauen verloren. Ohne meine Verlegenheit merken zu lassen ging ich wieder ins Haus zurück und besprach mich mit der Krankenschwester, worauf dieselbe gewöhnliches Wasser nahm und in deutscher Sprache sagte: „Liebe kleine Katharina, wenn du im Himmel bist, dann bete auch für deine Eltern, damit sich dieselben bekehren und Katholiken werden. Die Leute waren nun ganz zufrieden, dankten und gingen mit ihrem kleinen Engel davon, den sie aber nicht mehr lebend nach Hause brachten, da er schon auf dem Wege in den Himmel flog, wo das Kind nun für seine armen heidnischen Eltern eine Fürsprecherin sein wird, damit auch ihnen das Glück der heiligen Taufe zuteil werde.“

Schw. Rosa.



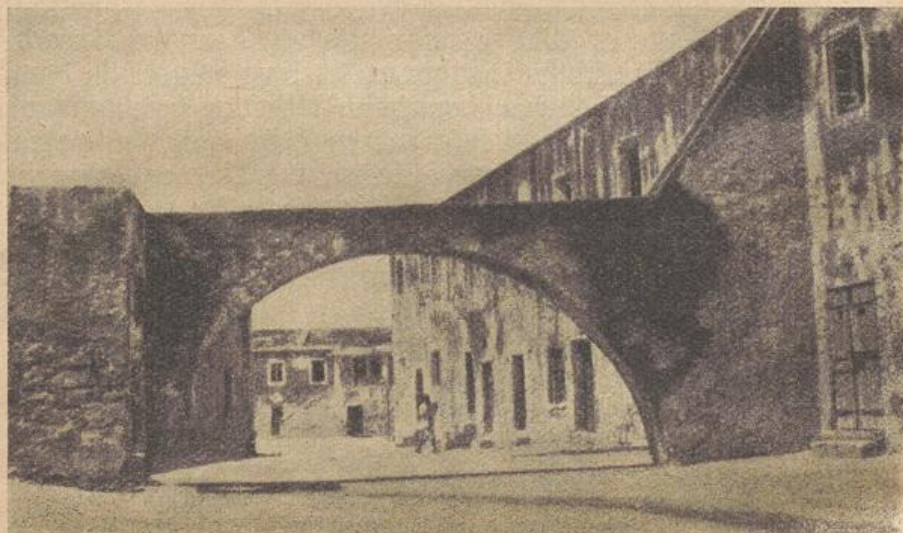
Brief des portugiesischen Missions- bischofes Rafael von Mozambique.

Sehr ehrwürdige Mutter Generaloberin!

Wls ich im Beginn meines Episkopates in ganz besonderer Weise mit dem Gedanken beschäftigt war über den großen Mangel an Schwestern für die Missionen des weiten Gebietes der Kolonie Mozambique, fügte es die göttliche Vorsehung, daß Sie, Ehrwürdige Mutter Generaloberin, Lourenco-Marques vorbeikamen und mich aufsuchten, ohne mir bekannt gewesen zu sein. Wie erinnere ich mich dieses Besuches und des Eindruckes, den die Verzichtleistung auf die Annehmlichkeiten der Reise und Ihre große Hingabe an das Missionswerk auf mich machten! Die große Entwertung der deutschen Mark verpflichtete zu Opfern, die keine der Schwestern zurückwies und als erste ihre Generaloberin, die auf der mehrwöchigen Reise nach Europa in der dritten Klasse des Dampfers fuhr. Die Generaloberin und Ihre Begleiterin, Schwester Editha, waren beide sehr zufrieden und beklagten sich nicht über die Unannehmlichkeiten der Reise. Sie reisten ja im Dienste der Missionen und diese sind alle

Opfer wert. Gepriesen sei eine solche Hingabe an die Mission. Dieses Zusammentreffen lag wirklich im Plane der göttlichen Vorsehung, weil mir daraufhin die Beihilfe der guten Schwestern vom kostbaren Blut versprochen wurde, welche seit dem ersten Tage ihrer Missionstätigkeit in Mozambique so gute Beweise ihrer Hingabe gegeben haben.

Eine von ihnen eilte schon dem Himmel zu. In liebender Erinnerung blieb sie allen, die sie kannten. Auf den Arzt, der ihr in der Krankheit beistand, machte sie einen so tiefen Eindruck durch die überirdische Heiterkeit, mit der sie dem Tod entgegen- ging. Noch niemals hatte dieser Arzt während seiner Praxis



Fort von Mozambique.

in den überseeischen Gegenden jemand so ruhig und ergeben sterben sehen, wie die gute Schwester Lebuina, mit den Augen auf Gott gerichtet und seufzend nach dem Himmel. Einen so tiefen Eindruck machte die liebe Verstorbene auf den ungläubigen Arzt.

Es waren die Sambesi-Fieber, die dieses Opfer forderten, es war das Schwarzwasserfieber, das sie dem besten Alter entriß. In diesem Jahre besuchte ich die Mission Boroma und betete an ihrem Grabe dort auf dem Friedhofe, wo die gute Schwester im Schatten dichtbelaubter Bäume ruht, von einem Kreuze beschützt, in Erwartung der Auferstehung. Sie war die Oberin und die erste, die diese Mission verließ mit Ergebung in den Willen Gottes, die andere wünschen ließ, auf gleiche Weise zu sterben.

Die Schwestern wählten den Begräbnisplatz und wollten noch zwei weitere Grabstätten reservieren, damit die beiden ersten Schwestern, die nach ihr sterben würden, an der Seite derer begraben würden, die sie so früh verließ. Sie wollten, daß sie

auch noch auf dem Friedhof ihre Oberin bliebe, die ihnen so gute Tugendbeispiele gegeben hatte, und deshalb bezeichneten sie die beiden leeren Plätze für die beiden ersten, die Gott zu sich berufen würde. Der Pater Superior der Mission erlaubte es aber nicht, da er hoffte, daß der liebe Gott dieses neue Leid der Mission erspare. Ich dachte niemals, daß der liebe Gott die gute Schwester so früh in den Himmel nehmen würde; aber er wollte ja auch selbst mit 33 Jahren sterben, und im Alter von 33 Jahren nahm er auch diese gute Schwester zu sich. Mit tiefer Bewegung lese ich immer jenen Vers, den jemand zur Erinnerung an ihren Tod schrieb:

Freunde, warum weinet ihr?
Geliebte Eltern, warum fragt ihr nach uns?
Fern von der Wiege graben wir unser Grab,
Im Himmel, im Himmel gibt's ein Wiedersehen!

Wissen Sie, Ehrwürdige Mutter Generaloberin, warum ich mich gerade heute, da schon mehr als ein Jahr vergangen ist, ganz besonders der ersten Oberin und der ersten Schwester der Kongregation vom kostbaren Blut, die in der Mission von Mozambique gestorben ist, erinnere? Weil ich weiß, daß im Gegenteil zum Verhalten der Weltleute die Ordensleute den Tod nicht fürchten und ihr Leben vollständig dem lieben Gott zum Opfer bringen.

Der Schwestern sind viel zu wenige für die große Arbeit hier und wir benötigen notwendigerweise mehr Schwestern Cebuinas, um den Schwestern zu helfen, die hier sind. Ich bitte Gott, daß er ihnen Kraft gebe, aber Wunder erbitten, wäre Gott versuchen; die Arbeit ist zu groß für so wenige Schwestern. Gott hat Ihnen geistlichen Trost gegeben in Ihren Arbeiten, die jetzt weit verschieden sind von den Arbeiten Ihrer ersten Missionstätigkeit. Heute leiten die Schwestern hier in Lourenco-Marques eine Schule mit mehr als 100 Kindern, welche ohne die religiöse Hilfe der Schwestern zu Heiden würden und verloren gingen. Viele erwachsene Mädchen, deren Eltern getauft sind, blieben ohne Taufe, und wenige sind, die ihre erste heilige Kommunion gemacht haben. Schöne Resultate haben die Schwestern schon erzielt, und der liebe Gott segnet sie. Ohne die religiöse Hilfe der Schwestern hätten diese und viele andere Kinder niemand, der sie in unserer Religion unterrichtete, denn in dieser Stadt sind fast alle Schulen religionslos oder protestantisch. Es ist tröstlich, den Eifer der Kinder beim Erlernen des Katechismus zu sehen, der ihnen bis jetzt vollständig unbekannt war und die Begeisterung, mit der einige schon ihre religiösen Pflichten erfüllen. In der bescheidenen Kapelle der Schwestern hatten wir auch schon die Freude, die Abschwörung einer englischen Dame zu hören, die, nachdem sie katholisch gewesen war, sich zum Protestantismus verirrt, der die Reli-



Kofuspalme in Zanzibar.

gion ihres Mannes war. Eine andere englische Dame, die protestantisch war, trat zu unserer heiligen Religion über. Für alles sei Gott gepriesen!

Doch der Schwestern sind zu wenige. Die Ferien haben jetzt angefangen, aber nur für die Kinder, denn die Schwestern haben viel zu tun und wollen diese Zeit benützen, um sich mehr dem Studium der portugiesischen Sprache zu widmen, welche Schwester Gerardis schon geläufig spricht, was ihr von großem Nutzen ist beim Erteilen des Religionsunterrichtes.

Schwester Archangela war genötigt, in die Union (Transvaal) zu reisen, um ein wenig in einem Schwesternkloster

auszuruhen, wo sie auch die Zeit benützen wird, um weitere Studien zu betreiben.

Eine kleine Ausstellung der Arbeiten der Schülerinnen der Schule gefiel sehr und begeisterte die Familien der Kinder. Wir hoffen, daß im nächsten Jahr der Besuch der Schule noch größer sein wird, aber es fehlen uns die Schwestern!

Courenco-Marques, den 20. Dezember 1927.

(Bez.) Rafael,

Bischof von Augusta und Prälat von Mozambique.

✠

Heiteres aus der Mission.

Eines Tages kam eine Dame, welche Handschuhe trug, zur Mission. Das gab unter den Krausköpfchen einen förmlichen Aufruhr. Sie waren außer sich vor Verwunderung und eilten zu den Schwestern und hatten nichts Eiligeres zu tun, als den Schwestern zu erzählen, daß eine weiße Dame kam, die ein Kleid für jede Hand hat und für jeden Finger noch ein Extra-Kleidchen.

Ein schwarzes Marienkind.

Soch oben am schönen Kilimandjaro, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, während üppig wuchernde Bananenhaine seinen Fuß mit saftigem Grün umsäumen, erblickte im Jahre 1889 ein kleines Mägdlein das Licht der Welt. Noch nicht lange war es her, seitdem die ersten Glaubensboten das Land betreten hatten, um den vielen Tausenden armer Heiden, die jenen Berg bevölkern, das Licht unseres heiligen Glaubens zu bringen. Alles lag noch im finsternen Heidentum begraben.

Der Vater unserer kleinen Magtamba war ein reicher, beim Volk angesehener Mann und einer der ersten Rats Herrn des großen Häuptlings. Er besaß viele Weiber nach dortiger Landes Sitte und große Herden Vieh. Nun ward ihm noch ein schönes gesundes Mägdlein geschenkt, das ihm einst ein schönes Heiratsgut einbringen und sein großes Besitztum noch vermehren wird. Magtamba, so hatte es der Vater geheißt, wuchs in der Hütte ihrer Mutter mit noch zwei anderen Schwestern und einem Bruder auf. Nichts fehlte dem kleinen Dschagga-Mägdlein zu ihrem Glücke. Im schattigen Bananenhain, der die Hütte ihrer Mutter umgab, hingen lange, saftige Trossen, welche die Mutter, außer den goldgelben reifen, zu allerlei Gerichten zu verwerten verstand. Dort sprangen muntere Zicklein um ihre Mütter herum und in der warmen Hütte lagen behaglich ein paar schöne Milchkühe. Schöne Kleidchen brauchte die Kleine nicht. Es hatte nur das schwarz-braune Röckchen an, mit dem es auf die Welt gekommen war. Die Mutter rieb es öfters mit Fett ein, damit es nicht rauh und rissig werde und somit war es immer glatt und glänzend wie Samt. Um die Lenden trug es einen blauen Perlengürtel, an dem viele kleine Kettchen herunterbaumelten und die Blöße bedeckten. So wuchs Magtamba Jahr um Jahr heran, in der frohen Sorglosigkeit ihrer Jugend.

Wohl drangen die Glocken des Missionskirchleins auch in ihre Heimat hinein, doch sie schienen dort niemanden zu rufen. Der Vater war den weißen Missionaren nicht abgeneigt. Er wußte, daß sie gute Menschen waren, aber die Lehren, die sie vortrugen, paßten ihm nicht. Die mochten gut sein für die armen Leute, die überhaupt nicht viele Frauen bezahlen konnten, für ihn wäre das nichts. Er wollte leben und sterben wie seine Vorfahren, damit war er fertig. Somit blieb die Mission auch seinen Frauen und Kindern fremd. Schon war Magtamba 14 Jahre alt geworden, da hieß es: „Nun kommen auch weiße Frauen, die den Mädchen Unterricht geben werden.“ Und als sie wieder eine Zeitlang später von den Kindern in den Nachbarhütten hörte, wie gut und freundlich die Schwestern und wie sonderbar sie gekleidet sind, da zog auch sie eines Sonntags

die Neugierde zur Kirche hin, um die fremden Frauen zu sehen und zu erfahren, was die bereits getauften Kinder dort tun. Das war für Magtamba die Stunde der Gnade. Sie sah schon viel Christen dort andächtig in der Kirche knien und einige ihr bekannte Mädchen mit bunten Kleidchen angetan. Das war alles so ganz anders, als das, was sie bisher gesehen. Immer wieder mußte sie den Priester am Altare und das Allerheiligste in der kleinen Monstranz ansehen. Ganz stumm stand sie da und doch, erzählte sie später, war es ihr so sonderbar und traurig zumute gewesen, wie jemandem, der Heimweh fühlte, doch wußte sie es nicht zu deuten.

Von nun an ging sie öfter mit zur Kirche. Zur Schule durfte sie nicht, denn der Vater fürchtete, sie möchte eine Christin werden. Wieder vergingen zwei Jahre; Magtamba hatte keinen weiteren Unterricht genossen, doch von ihren Spielgefährten wußte sie, was es um die heilige Taufe und das Christentum sei. Sie war inzwischen ein starkes, kräftiges Mädchen geworden, eine Schönheit unter ihresgleichen, und so kam es, daß der Häuptling um sie warb, und zwar für seinen Sohn, der bald die Regentschaft antreten sollte. Der Vater war hoch erfreut; nun war ihm ein reiches Heiratsgut in Aussicht. Doch wie war er erstaunt, als seine Tochter ihm auf die Mitteilung hin, daß der junge Häuptling sie zum Weibe begehrte, fest antwortete: „Nein, Vater, ich werde keines Heiden Frau.“ „Was denn“, fragte der Vater und schon begannen seine Zornesadern anzuschwellen. „Vater, ich möchte getauft und eine Christin werden!“ Sinnlos vor Zorn, schlug der rohe Heide dem Mädchen auf den Mund, daß die Zähne bluteten. „Noch einmal sag dieses Wort und ich lasse dich blutig peitschen.“ Ruhig spuckte sie das Blut aus dem Munde und sagte noch einmal: „Vater, ich werde keines Heiden Frau, auch nicht die eines Häuptlings; ich möchte eine Christin werden.“ Darauf sperrte er sie in die Hütte ihrer Mutter ein, um sich zu besinnen. Am anderen Tage wollte er sie zwingen, ihre Zustimmung zu geben, und wenn sie nicht wollte, drohe er ihr harte Strafen an. Nun wurde der Kampf für Magtamba noch heißer. Dennoch war es für sie leichter, gegen den Zorn des Vaters anzukämpfen, als gegen das weiche Jureden der geliebten Mutter. Diese stellte ihr unter heißen Tränen vor, wie unglücklich sie beide würden, wenn sie dem Vater nicht folgen wollte, und wußte ihr das Leben einer angesehenen Häuptlingsfrau in den schönsten Farben zu schildern.

Das Mädchen, das die alte Mutter bedauerte, sagte traurig und fest: Mutter, wenn ich Euch folgen würde, wäre es auf dieser Welt schön für uns, wir kämen aber dann nachher nicht in den schönen Himmel; so habe ich es gehört von den weißen Missionaren in der Kirche.“ Sie blieb fest in ihrem Entschlusse, Christin zu werden. Am anderen Morgen kam der Vater mit

einer schweren Lederpeitsche, zu der man den Schwanz des Nilpferdes nimmt, um zu sehen, wie ihre Gesinnung jetzt sei. Als er sie ebenso fest in ihrem Entschlusse fand, getauft zu werden, wie am vorhergehenden Tage, schlug er in sinnloser Wut auf das arme Mädchen los, bis der ganze Körper voll blutiger Striemen war. Er wollte sie zu einer Sinnesänderung zwingen. Umsonst. Unter den heftigsten Schlägen rief sie: „Vater und wenn du mich todschlägst, ich werde eine Christin.“ Müde vom Schlagen und von der Erregung, ließ der harte Vater sein Kind wimmernd und blutig auf der Erde liegen. Niemand, auch die Mutter getraute sich nicht, dem armen Mädchen einen Liebesdienst zu erweisen. Den ganzen Tag lag sie da und konnte sich vor Schmerzen nicht rühren. Was sollte sie anfangen? Sie kannte den unbeugsamen Sinn des harten Vaters. Ach, wenn ihr doch von der Mission eine Hilfe käme! Aber dort kannte man sie kaum. Sie war ja immer nur dorthin gegangen, als eine heidnische Schönheit mit Perle und allerlei Zieraten geschmückt. (Schluß folgt.)



Die Vision des Dichters.

(Fortsetzung.)

„Alles ist möglich, wenn es sich um Gottes Barmherzigkeit den Sündern gegenüber handelt“, sagte der fromme Achtermann mit Überzeugung.

„Also, Harry, beginne doch endlich“, forderte Manuel gespannt.

„Nun gut! Höret meine Geschichte. Ich war der einzige Sohn reicher Farmersleute und genoß im Elternhause die vorzüglichste Erziehung. Meine Eltern waren strenggläubige Katholiken, deren Beispiel allein genügt haben sollte, mich standhaft und treu im Glauben zu erhalten.“

Aber mehrere Jahre des Leichtsinns und tollen Treibens während meiner Universitätszeit, wo ich mein eigener Herr war, schienen jede Erinnerung an das Gute, das meine Mutter mir eingepflanzt hatte, bald erstickt zu haben.

Ich fühlte den Drang in mir, Dichter, Schriftsteller zu werden und versuchte früh meine Feder — mit gutem Erfolg! Bald fing ich an, verbotene Bücher, schlechte Schriften zu lesen und meine religiösen Pflichten zu vernachlässigen. Vielleicht auch, da ich in meist protestantischen Kreisen verkehrte, erbitterte mich ihr Spott und ihre Neckereien und — offen gestanden — ich fing an mich meines Glaubens zu schämen und ward endlich so eingeschüchtert, um ihn offen zu bekennen. Zulezt stürzte ich mich kopfüber in ein Leben voll Verschwendung und Leichtfertigkeit — und schlimmere Dinge.

Selbst der Tod meiner Eltern, ja meiner frommen Mutter letzte Ermahnung, ich möchte mein Leben ändern und wieder zum Glauben meiner Kindheit zurückkehren, hatten keine Wirkung. Vorwürfe und Schmerz verhärteten nur mein Herz, statt es zu erweichen. Um zu vergessen, stürzte ich mich noch tiefer in das Labyrinth betäubender Vergnügungen dieser Welt. Wie eine böse Zauberin warf sie ihr Netz fester und fester um mich, so daß ich zuletzt unfähig war, Widerstand zu leisten.

Von Zeit zu Zeit versuchte ich zwar, diese Fesseln los zu werden, aber umsonst — ich war besiegt — ein Sklave der sündhaften Welt mit ihren bösen Einflüssen geworden.

Zuweilen quälte mich die Reue, aber ich ließ sie nicht aufkommen. Ich schrieb und dichtete, um die Stimme des Gewissens in mir zu übertönen.

Aber was ich schrieb, waren nur frivole Romane. Jeder Strich meiner Feder war Vergiftung der Seele für mich und andere! Die Religion ward mir zur Mythe — Gott bloß ein selbstgeschaffenes Trugbild! Kirche und Kirchengehen schienen mir die ärgste Torheit und Schwärmerei — eine Art religiöser Wahn! Und ich lächelte spöttisch, wenn ich an Kirchen vorbeiging und sah, wie die Menge ein- und ausging! Ich bedauerte sie, und in meiner Verblendung nannte ich sie arme Toren!“

*

Harry Ashton ging ein paarmal auf und ab, dann setzte er sich wieder und fuhr fort:

„Und doch, sonderbar, ohne irgendeinen erklärlichen Grund beneidete ich diese Menschen, beneidete sie um ihren Glauben! Da eines Tages geschah das Seltsame, der Anlaß zu meiner ersten Befreiung. Ich ging eines Morgens — es war ein Festtag — verwundert über die große Zahl der Andächtigen, an einer Kirche vorbei. Da sah ich eine junge Dame, so holdselig und schön, daß sie mir auffiel, die Stufen der Kirche emporsteigen. Wer mochte sie sein? Ich fragte eine alte Bettlerin, die an der Kirchenpforte saß, ob sie die junge Dame kenne.

Mit ausleuchtenden Augen erzählte mir die Alte, daß dies die fromme Dichterin Miß Grace Macdonald sei, die hier in der Nähe der Kirche wohne, sehr reich und angesehen, aber gänzlich verwaist und ein wahrer Engel der Güte und Barmherzigkeit für die Armen sei.

Meine Neugierde war rege. Ich mußte die Dame kennenlernen. Aber, dachte ich: wozu hier im heißen Sonnenbrande stehen? Konnte ich nicht in die Kirche hineingehen? Da konnte ich sie jedenfalls sogar näher sehen und beobachten. Und kühler, angenehmer war es drinnen auch als draußen.

So trat ich ein. Zum erstenmal wieder nach langer, langer Zeit in einer Kirche!

Der Weihrauchduft, der Glockenklang, das Brausen der Orgel, der fromme Gesang der Chorknaben — ach — hatte ich nicht auch einmal so gesungen! — ergriffen meine Seele derart, daß ich, ohne es zu wissen und zu wollen in die Knie sank. Ich barg mein Gesicht in beide Hände. Und dann ... Wahrhaftig, da fühlte ich Tränen, die durch meine Finger rieselten

Was war das? Was hatte mich so weich gemacht? Jetzt erst blickte ich verstohlen, seufzend umher. Und da sah ich das junge Mädchen. Gleich einem betenden Engel kniete sie da. Die Augen unverwandt zum Altare gerichtet. Täuschte ich mich, oder war es wahr, über ihre Wangen rollten Tränen! Warum aber weinte sie, die Reine? Die hatte doch gewiß kein verfehltes Leben, wie ich, zu beklagen?

Ich hatte den Namen dieser frommen Dichterin schon oft gelesen, auch ihre Sammlung „Marienblüten“, und den zarten reinen Sinn derselben insgeheim bewundert, wenn ich es mir auch nicht gestehen wollte. —

Also das war Grace Macdonald, die jetzt einen solchen tiefen Eindruck auf mich machte, ohne daß ich je ein Wort mit ihr gewechselt hatte! — Ihr kennt ja, liebe Freunde die Verse:

Es können Seelen sich begegnen,
Die nie ein Wort einander sagen,
Und doch muß ein Herz in das andere
Den Samen hoher Gnade tragen.
Sie säen unbewußt und schauen
Niemals die volle Segensfülle,
Bis daß im Licht des ew'gen Tages
Die Führung Gottes sich enthülle. —

Nun, meine Freunde, ich will nicht weiläufig werden — kurz und gut: Grace und ich lernten uns kennen und lieben.

Ich besuchte sie und bat um einen Band ihrer berühmten „Marienblüten“. Ihr schönes, blasses Gesicht errötete in angeregter Unterhaltung, wurde aber bleich, als ich ihr später nochmals meinen Namen nannte, den sie bei der Vorstellung wohl überhört hatte. Sie erschrak sichtlich und sagte mit trauriger Stimme: „Sie also, mein Herr, sind jener Mr. Ashton? Wissen Sie, daß mir ihr Name großes Interesse, aber auch viel Leid verursacht hat — daß ich schon viel für Sie gebetet habe um die Gnade einer aufrichtigen Sinnesänderung, auf daß Sie Ihr herrliches Talent als Dichter doch edleren Aufgaben weihen möchten? ... Mein Gott — wie können Sie glücklich sein in solcher Gottesferne?“ Wie ein armer Sünder saß ich vor ihr und blickte zu Boden. Und dann — irgend etwas zwang mich — offen enthüllte ich ihr mein Seelenelend! ... Als ich geendet und jetzt erst in das Gesicht der reinen Jungfrau aufzublicken wagte, sah ich Tränen des Mitleids in ihren goldbraunen Augen glänzen.

Sie sprach mir liebevoll zu und in ihrer ernststen tiefen Art — —

Doch darüber kann ich nicht sprechen. Kurz, nach einiger Zeit war ich ganz umgewandelt und söhnte mich mit Gott aus.

Jetzt wagte ich es, sie um ihre Hand zu bitten. Wir wandelten zusammen durch die Friedhofsanlagen: „Jetzt bin ich ein dem Leben wieder Erstandener“, sagte ich, gedankenvoll auf ein Grab niedersiehend, welches ein großer weißer Rosenbusch zierte.

„Ja, Harry“, entgegnete Grace, „Ihre Seele war gestorben, doch jetzt haben Sie das Leben wieder — verlieren Sie es nicht mehr! — Wissen Sie, daß ich Gott mein Leben zum Opfer bringen würde, sobald ich sähe, daß — Sie, Harry, wieder abfallen?!“ —

Sie brach eine weiße Rose und hielt sie mir hin. „Hier will ich begraben sein, sobald Sie wankend werden! Und der Herr wird das Opfer meines Lebens um Ihrer unsterblichen Seele wegen annehmen!“ Bestürzt rief ich: „Grace, warum reden Sie vom Sterben, wo ich so unaussprechlich glücklich bin!“ Ich hatte die beiden Hände Graces in den meinigen gefaßt und blickte innig in ihr jetzt sanft errötendes Antlitz . . .

Sie entgegnete ernsthaft: „Ja, Harry, Sie haben Ursache, glücklich zu sein. Sie sind gesund an Leib und Seele, reich, angesehen, haben ein herrliches Talent, durch welches Sie so unendlich viel Gutes für Zeit und Ewigkeit wirken können! Harry, Sie sind glücklich, und ich“ — setzte sie leise hinzu — „bin es auch!“ —

Und da — — nun, ich nahm sie in meine Arme, und wir tauschten das Gelöbniß der Liebe . . . (Fortsetzung folgt.)

✻

Heiteres aus der Mission.

Kongo. Bekanntlich wollen die Neger alles nachmachen, was sie bei den Europäern sehen. Eine Schwester bereitete aus der Maniokwurzel Stärke. Sofort macht eine Negerfrau es nach; aber nun kam die brennende Frage, was soll sie mit dieser Stärke anfangen, denn die Schwestern stärkten ja nur Kirchenwäsche. Doch der schwarze Herr Gemahl, der so gern die neueste Mode mitmacht, weiß schon Rat. Er stärkt seine nach eigenem Schnitt gemachte sehr weite Sonntags-hose, leiht sich irgendwo ein Bügeleisen und glättet den Stoff fest aufeinander. Dann wird nur soviel Platz gemacht, daß das Bein eben durch kann, der andere Teil der geklebten Hose steht steif nach vorn und rückwärts. So erscheint er majestätisch am nächsten Sonntag im Hochamt.

✻

Lustige Ecke.

Woher „Jonas“ seinen Namen hat. Hansl: „Weißt du, warum Jonas so geheißen hat?“ — Pepi: „Nein, warum denn?“ — Hansl: „Wie ihn der Walfisch ans Land gespien und die Leut' ihn gefunden haben, da sagten sie: ‚Du bist jo naß!‘“

Naiv. Wohltätigkeitsdame (zur Kleinen, die für ihre kranke Schwester Suppe holen will): „Liebes Kind, Du willst Krankensuppe haben; Deine Schwester ist aber gar nicht mehr krank. Ich habe sie gestern gesund auf der Straße gesehen. — Die Kleine: „Ja, gesund ist meine Schwester schon, aber essen tut sie immer noch.“

Caritasblüten

Nr. 3

März

1928



Wahl pinxit.

BK

Was immer St. Joseph begehret
Von Jesus, dem göttlichen Kind,
Wird liebreich ihm allzeit gewähret,
Sein Bitten Erhörung stets find't.
Nichts kann ihm der Herr je versagen,
Da Joseph in heiliger Scheu,
In schweren und mühsamen Tagen,
Ihn pflegte und schützte so treu!

Eine Sylvesternacht.

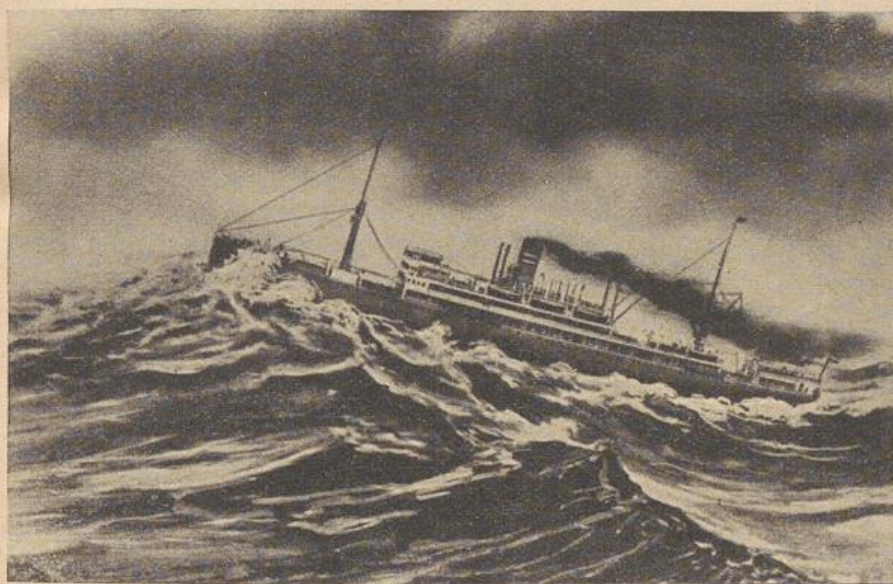
(Geschrieben an Bord der „Tanganijka“ 1927/28.)

„Die Mitternacht zog näher schon,
In stummer Ruh' lag Babylon!“

Ruhig und sanft zog das deutsche Schiff „Tanganijka“ seine Bahn durch die Nordsee. Noch waren wenige Passagiere an Bord. Jeder war still und in sich gekehrt. Auf den Herzen schien noch ein stilles Abschiedsweh zu liegen; denn vor wenigen Stunden erst hatte man im Heimathafen Hamburg lieben Angehörigen vielleicht zum letzten Male die Hand gedrückt. So ging jeder noch seinen eignen Gedanken nach und vertraute sie dann den eiligen Wellen an, die sie der Heimat zutrug. Es ist etwas eigenes um deutsche Gemütsart. Tief innen wohnen so viele schwere Gedanken, von denen jeder beobachtet und verarbeitet werden will. Darum dauert es lange, bis sich die Herzen finden. Dann aber wacht das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Der Deutsche bleibt doch der urgemüthliche Gesellschafter. Am Abend fanden sich die Passagiere der zweiten Klasse in der Lesehalle gemütlich zusammen, um dem alten Jahr einen schlichten Abschied zu geben und das neue zu bewillkommen. Die Musikkapelle des Schiffes spielte dazu die schönen deutschen Weisen. Um Mitternacht erklangen acht Glockenschläge mit der großen Schiffsglocke, das Grabgeläute des alten Jahres. Ein Böllerschuß gab ihm dann noch den letzten „Todesstoß“. Acht weitere Glockenschläge waren ein „Willkommgruß“ für das neue Jahr. Dann war Stille weit und breit. Wie manche Gedanken flogen herüber zu den Lieben in der Heimat, mit denen man sonst gemeinsam die Jahreswende durchlebte. Dunkel liegt die Zukunft vor einem jeden. Was birgt sie in ihrem Schoße? Ob es für manchen wird ein „Mane! Tekel! Phares!“ — Die Wasser rauschten ihre alten schwermüthigen Melodien. Eine Welle nach der andern verlor sich in dem unendlichen Ozean. So wird ein Tag um den anderen auch im neuen Jahr dahineilen. — Sternenlos war der Himmel über uns.

An Bord des Dampfers befanden auch wir Schwestern uns, sieben an der Zahl, um in die Mission nach Ostafrika hinaus zu ziehen. Ein jeder der übrigen Passagiere hatte ein anderes Ziel, der eine suchte sein Vergnügen darin, die weite Welt zu sehen, der andere reiste geschäftshalber, wieder einer suchte ein neues Glück in einer neuen Welt. — Wir fühlten uns am glücklichsten, dürfen wir ja am Göttlichsten vom Göttlichen mitwirken, an der Rettung der kostbaren unsterblichen Seelen. Wie sicher und wohlgeborgen fühlten wir uns im Schifflein. „Der himmlische Vater sitzt am Steuer, er ist der Lenker der Schiffe.“

In Hamburg im Raphaelsheim, wo wir übernachteten, befindet sich in dem schlichten, aber schmucken Hauskapellchen ein liebliches Altarbild von dem Münchener Maler Frank. Dieses Bild hinterläßt einen tiefen Eindruck. „Schifflein Gottes“ ist es benannt. Eine friedliche Hafenlandschaft liegt vor uns. Die Schifflein sind heimgekehrt. Am Himmel blinken die ersten Sterne. Im Mittelpunkt steht in majestätischer Ruhe die Mutter Gottes, die „maris stella“. In ihren Armen ruht das holde Gotteskind, eingehüllt in ihren warmen Mantel. Es ruht so sicher in



Der Dampfer „Tanganaijka“ auf hoher See.

der Mutter Schutz. Unwillkürlich kamen uns Paul Heyse's Worte von der Mutterliebe in den Sinn:

„So weich und warm	Kein bessres Heil
hegt dich kein Arm,	Wird dir zuteil,
Wie sich's in Mutterarmen ruht!	Als wenn du stehst in Mutterhut!“

So stellen denn auch wir unser Schiff und unsere Fahrt in den Schutz der himmlischen Mutter und fahren hinaus ins neue Jahr, ins neue Leben. Der Neujahrsmorgen kam.

„In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
Am grauen Gezele des Himmels bewegt!
O Vater, du rate,
Lenke du und wende.
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!“



Aus Driefontein, Rhodesia.

Von Schwester M. Vera.

Nun sind wir schon bereits 4 Jahre auf unserem neuen Missionsfeld, und ein kleiner Ueberblick über die Erlebnisse dieser kurzen Frist zeigt uns, was Gottes Gnade vermag und wie tief unsere Religion in das Leben der Völker Eingang findet.

Unserer Ankunft sah man mit sehr verschiedenen Gefühlen entgegen. Die alten Stockheiden knirschten vor Wut. Sie ahnten, daß sie ihrer Unsitte, ihre Mädchen an alte Heiden als deren 4. 5. usw. Weib zu verkaufen, nicht mehr so ungestört würden fröhnen können. Einige schworen, ihre Kinder mit der Axt zu erschlagen, sollten sie auf Klostergedanken kommen. — Von ihren Söhnen, die vielfach in Salisbury, Bulawayo, Johannesburg, Pretoria usw. arbeiten, wußten sie, daß es schon eingeborene Schwestern gibt. — Manches arme Wesen hingegen, die in kurzer Zeit unwiderruflich ihrem bedauernswerten Lose verfallen wäre, harrte sehnsüchtig der Gründung unserer Schule, die ihr sichere Zuflucht bieten würde, entgegen. Viele heiratslustige junge Männer beschleunigten die Heirat aus Furcht, wenn die Schwestern mal da wären, würden ihre Mädchen sie lange warten lassen. Einige wenige bevorzugte Mädchen, die schon jahrelang unter dem direkten Einfluß der Missionare gestanden hatten, weil sie ganz in der Nähe der Station wohnten, konnten unsere Ankunft kaum erwarten. Sie sehnten sich danach, nicht nur dem unwürdigen Sklavenlos ihres Geschlechtes zu entgehen, sondern hofften außerdem zu etwas Besserem und Höherem emporgehoben zu werden. Daß dieses ihr Verlangen echt war, beweist der Umstand, daß fast alle dieser Mädchen noch bei uns sind, obwohl einige derselben — wie man sagt — sehr gute Partien hätten machen können, und fünf von ihnen berechtigen zu der Hoffnung, daß sie einmal gute Schwestern sein werden. Eine unter ihnen kann fast eine Schwester ersetzen, und ihr Opfersinn ist erstaunlich, opfert sie doch freudig fast alle freie Zeit zu freien Liebesdiensten.

Doch es war nicht immer so. Im Anfang fühlten sich alle ohne Ausnahme gründlich enttäuscht. Die notwendigen Maßregeln, die im Interesse von Zucht und Ordnung angewandt werden mußten, empfanden sie nur als Ungerechtigkeit, ja als Quälerei. „Va no ti shusha betsi.“ Sie quälen uns nur, sagten sie. Und eines Tages waren sie der Quälerei müde und rissen — mit Ausnahme weniger — aus. Sie können sich unsere Bestürzung vorstellen; im ersten Jahre war ich oft drauf und dran, den Mut zu verlieren. Man brauchte sie nur ein wenig schief anzusehen, dann war's schon zu viel, und nicht selten wurde man mit frechem Gesicht ausgelacht. Nun zurück

zu den Ausreißern, die glücklicherweise nach einigen Tagen von dem Vater eines der Kinder, der auf unserer Farm arbeitete, zurückgebracht wurden. Gezwungen nur trugen sie ihr Joch weiter, das konnte man deutlich ihren Mienen ablesen. Wie kam es, daß doch weitaus die meisten diese Anfangskrisis überstanden? Das war sicherlich unverdiente Gnadenhilfe von oben; aber auch noch ein anderer Umstand trug dazu bei. Paula war mit einem Verführer heimlich fortgegangen und starb bald darauf. Das machte gewaltigen Eindruck auf die übrigen. Das ist die Strafe Gottes, hieß es allgemein, und manch eine mag dadurch Kraft gewonnen haben, gegen die Versuchung standzuhalten. Man blieb also und schleppte das Joch weiter, so gut und so schlecht es eben ging. Wir versuchten alles, um durch Unterricht und Bilder allmählich Liebe zur Religion und zur Überwindung ihren Seelen einzulösen. Aber Mangel an Interesse und Aufmerksamkeit brauchten wir im allgemeinen nicht zu klagen; ja es schien, als würden sich auch schon im Laufe des zweiten Jahres einige schöne Früchte zeigen, bis ein unseliger Katechet sein teuflisches Treiben begann. St. Theresia, die kleine Blume, half uns damals so wunderbar am letzten Novenentag. Damit kam ein wichtiger Wendepunkt; denn es dauerte nicht gar lange, da konnten wir eine nachhaltige Wendung im Betragen der Kinder wahrnehmen. Sie selbst sind dieses Wechsels wohl bewußt. Wenn man sie fragt, wann denn die Periode der Furcht ein Ende nahm und einem zufriedenen, ja freudigen Streben Platz machte, so sagen sie: Schwester, 1926. — Ja, wie kam das denn? — Da fingen wir an, die Unterrichte zu verstehen. — Daß sie tatsächlich um diese Zeit anfangen, die Schönheit und Notwendigkeit der Ordnung und Disziplin zu verstehen und zu schätzen, beweist der Umstand, daß sie anfangen, sich freiwillig zu stellen, und um Bestrafung zu bitten, wenn sie sich eines größeren Fehlers schuldig gemacht hatten.

Noch mehr Anerkennung verdient die Bekämpfung ihrer großen Feigheit, die die Schwarzen, besonders den hiesigen Stamm, wie im Banne hält, so daß es bisher fast unerhört war, daß einer den andern verrät, sollte das gegebene Ürgernis auch noch so groß sein. Unsere Kinder fingen an uns mitzuteilen, wenn gefährliche heidnische Sachen heimlich getrieben wurden. Jetzt sind sie so weit, daß sie solches anzeigen ohne Furcht, selbst in Gegenwart der Schuldigen. So ist das Laster gottlob selbst aus den Schlupfwinkeln verbannt. Jede muß fürchten, daß ihr Treiben ans Tageslicht kommt. Doch noch viele andere Proben eines wahrhaft christlichen Starkmuts legen manche ab. Um nur eines zu berühren: Viele der heidnischen Weiber sind regelrechte Hexen, solche, die bei den Opfertänzen von Geistern der Vorfahren zeitweilig in Besitz genommen werden; diese haben einen unwiderstehlichen Haß gegen alles

Christliche und üben nicht selten auf ihre Kinder, die sie von hier fortzulocken suchen, einen wahrhaft dämonischen, zwingenden Einfluß aus. Viele sind diesem erlegen; aber doch noch mehr haben widerstanden, und wer einem solch wütenden Weibe bei ihren Versuchen schon mal zugeschaut hat, der weiß, daß Widerstand auf seiten des Mädchens geradezu heroisch ist. Selbst wenn das Kind, das zu den besten Hoffnungen berechnete, sich tadellos führte und immer und immer wieder beteuerte, daß es Gottes Kind werden wolle, die Mutter nur von ferne sah, ihre Gebärden gewahrte und die Verwünschungen hörte, war es oft in einem Augenblick rätselhaft verwandelt und ging nach kurzer Zeit davon, der Mutter folgend. Wir hörten von Fällen, wo solch arme Opfer infolge solcher Beeinflussung für lange Zeit den normalen Gebrauch ihrer Körper- und Seelenkräfte verloren und wie von bösen Geistern besessen schienen. Muß man es da nicht als außergewöhnlichen Starkmut betrachten, wenn Elisabeth angesichts ihrer rasenden Mutter, die sich in Versprechungen und Drohungen ganz erschöpft hatte, ihren reichen heidnischen Schmuck verächtlich von sich schleuderte und fest bekannte, daß nichts in der Welt sie von ihrem Entschluß abwendig machen könne. Was aber noch mehr zu verwundern ist, ist die Tatsache, daß beide Eltern sich nach nicht allzulanger Zeit den Wünschen ihrer Tochter gefügig zeigten. Elisabeth besorgt das Waschen und Bügeln fast selbständig und verspricht sogar eine gute Schwester zu werden.

Außerst schwer war es, den Mädchen etwas Verständnis für das Gemeinwohl beizubringen. Wohl oder Wehe der andern, wenn's nicht die Verwandten sind, läßt den Neger vollständig kalt. Tausend Dank darum der kleinen heiligen Therese, daß sie uns endlich auch darin geholfen hat, so daß wir allmählich sogar „Förstersche“ Methoden anführen konnten, eine Art Selbstregierung, die freilich noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, aber doch schon recht Erfreuliches zustande bringt. Jedes der älteren Mädchen hat ein Amtchen übernommen; die eine überwacht das Stillschweigen, eine andre die Ordnung im Schlafsaal, in der Schule, im Freien usw. Mehrere nehmen sich auch recht schweesterlich der neu Eintretenden an und helfen ihnen tatkräftig über die ersten Schwierigkeiten hinweg. So kann es nicht wundernehmen, daß jedem Besucher der gute fröhliche Geist zwischen unseren jetzt etwa 150 Kindern ordentlich auffällt.

Neulich erst schickte uns ein Missionar, der in der Nähe von Salisbury wirkt, seine sechs besten Mädchen zu, und andre Patres senden ihre Lehrer hierhin; damit sie sich bei uns Frauen aussuchen möchten. Viele der Mädchen erkennen gut die Tragweite einer guten Berufswahl und geben noch lange nicht jedem ihre Hand.

Doch nun genug. Gott allein, seiner heiligsten Mutter und der kleinen heiligen Theresese sei die Ehre; helfen Sie uns beten um das eine: Demut verbunden mit Glaubensgeist, der uns zum Standhalten befähigt, auch dann, wenn Gott den äußeren Erfolg von uns nehmen sollte. Wir wollen uns zu allem gerüstet halten.



Rückkehr zur Mission mit dem erlegten Leopard.

Eine Leopardenjagd.

(Bamania. — Congogebiet.)

Wenn die Ngombes, ein heidnischer Stamm, welcher noch viel wilder ist als die Nkundoneger, einen Leoparden erlegt haben, der viel Unheil stiftete, dann wird er unter wildem Gesang und Mordgeschrei ins Dorf gebracht. Letzthin waren sie morgens im Urwald gewesen und fanden einen Leoparden schlafend auf einem umgefallenen Baum. Unsere Schwarzen gehen ja nie in den Wald, ohne Lanzen, Pfeil und Bogen mitzunehmen und so konnten sie der wilden Bestie schnell den Garaus machen. Triumphierend brachten sie ihn und sangen dabei:

Nkoi aobwa aee! La wanya aee
Leopard ist tot durch unsern Verstand
Jso lele Nkoi, aee La wanya aee
Wir haben ihn getöket durch unsern Verstand

Nkoi akumba banto aee La wanya aee
 Er tötete viele Menschen durch seinen Verstand
 Bokete¹ kumba Nkoi aee La wanya aee
 Der wilde Vogel (wilde Männer) haben ihn erlegt, mit ihrem Verstand
 Jso ndongo, lokumu ja ndongo-, nk'aende aee
 Wir große Menschen, großes Dorf, wir Männer allein haben
 Jlongo baolwa esenge aee
 die Ehre von seinem Tod.

Diese Freude über den glücklichen Fang und das wilde Spiel und den Tanz vor unserem Haus auf dem Rasenplatz mußten unsere lieben Leser einmal sehen. Die Schwarzen sprangen und machten alle Bewegungen dem Tiere nach, welches sich um sein Leben gewehrt hatte; am liebsten hätten sie den Leoparden ganz und gar zerstückelt. „Mama,“ sagte derjenige zu mir, der ihn getötet hatte, „wenn bei uns ein großer böser Häuptling, der seine Leute viel geplagt und getötet hat, stirbt, oder von einem Feinde aus dem Wege geräumt wird, dann fallen alle über seine Felder her. Jeder hat das Recht, so viel zu nehmen, als er will, Mais, Zuckerrohr, Bananen, Hühner usw. Heute habe ich dem großen wilden bösen Bokulaka (König) sein Leben genommen, heute ist bei mir ein großes Fest, und jedermann kann nehmen von meinen Feldern, was er will, ohne daß ich einen (Nkele) Zorn bekomme.“

Am Abend war ein großer Schmaus im Dorf, der bei vielen mit Magenschmerzen endigte, denn am folgenden Tage kamen eine gute Partie an, um Medizin zu trinken, weil sie tags zuvor des Guten zu viel getan hatten.

✻

Heiteres aus der Mission.

Seit unsere Mädchen mit Maschinen umgehen, tauchen allerlei Gedanken in ihnen auf. Unsere Anna, welche ein kleines Kind von einigen Monaten zu besorgen hatte, sagte in allem Ernst: „O Schwester, dem Kind könnt Ihr geben soviel ihr wollt, es gedeiht doch nicht, denn seine Maschine inwendig ist nicht gut.“

St. Michael. Vor längerer Zeit brach unser Mühlenrad. Der Mais mußte nun auf die nächste Station gefahren werden. Das Schlimmste jedoch war, daß nun auch kein Wasser mehr heraufgepumpt wurde, und wir dasselbe unten am Fluß holen mußten, was sehr mühsam ist. Da hieß es: „Wasser sparen!“ Eines Morgens kam unser siebenjähriger Bonifatius und wollte Wasser haben, um sich zu waschen. Ich sagte ihm kurz: „Kind, du mußt dir Wasser holen.“ Nach einigen Minuten war der kleine Tunichtgut wieder da und wie es mir schien, gewaschen und gekämmt. Auf meine Frage, wie er so schnell Wasser bekommen hatte, gab er zur Antwort: „O Schwester, ich schaute vor einigen Tagen unserem Käbchen zu, wie es sich wusch, ohne Wasser zu benützen und so habe ich es heute auch gemacht.“

¹ Bokete ist ein wilder Vogel, nicht größer als eine Taube, aber sehr böse. Er pickt den Hühnern die Augen aus und hat uns schon viele getötet. Kein Tier aus dem Urwald hat die Kraft, den Leoparden zu ermorden, als der böse Bokete, welcher Nkoi (Leopard) in die Augen pickt. Der Schnabel und die Krallen dieses Vogels sind wie scharfe spitze Nägel. Wir haben hier bereits verschiedene Boketes erlegt.

Ein schwarzes Marienkind.

(Schluß.)

Da gab ihr wohl ihr heiliger Schutzengel den glücklichen Gedanken ein: „Ich werde versuchen, zu den weißen Schwestern zu kommen. Sie werden mich gewiß vor dem Vater schützen. So blieb sie ruhig bis zum Abend liegen.

Da es schon früh Nacht wurde, benutzte sie einen unbewachten Augenblick und entfernte sich so schnell sie konnte. Die dichten Bananenhaine boten ihr sichern Schutz. Doch die Glieder schmerzten so sehr, daß sie sich immer wieder niedersetzen mußte; dann quälte sie auch die Furcht vor Leoparden, die nachts dort umherstreiften. Auf der Mission schlief alles. Ratlos saß sie da. Zu beten verstand das arme Mädchen noch nicht, nur das lebhafteste Verlangen, getauft und eine Christin zu werden, lebte in ihr. Deshalb verließ sie der Vater im Himmel auch nicht. Ihr fiel ein, daß dort in der Nähe eine gute Christenfamilie wohnte, bei welcher sie Zuflucht suchte für die Nacht. Der Mann würde sie dann gewiß auch zur Mission begleiten. Sie hatte sich nicht getäuscht. Der Christ brachte das Mädchen in aller Frühe zu uns Schwestern. Als wir das arme, zerschlagene Geschöpf sahen, voller Wunden und ganz verschwollen, kamen uns die Tränen in die Augen. Das mußte doch eine gute Christin werden, die so viel Mut hatte, solche Schläge auszuhalten. Wir nahmen sie in liebevolle Pflege und trösteten sie, daß sie sich weiter nicht zu fürchten brauchte. Wenn sie bei ihrem Entschlusse verharrte, getauft zu werden, könne ihr niemand etwas antun, solange sie im Schutze der Mission stehe. Sie war nun übergücklich, nur gedachte sie mit innigem Mitleid ihrer alten Mutter, die nun wohl ihretwegen viel leiden müsse. Nicht lange dauerte es, so kam der wilde Heide zornentbrannt daher und verlangte seine Tochter zurück. Doch hatte die dortige Mission das Schutzrecht von der Regierung. Wenn ein Kind oder Schützling nicht freiwillig gehen wollte, so konnte niemand Gewalt anwenden. Ja dieser wurde sogar von der Regierung bestraft. So wurde denn auch Magtamba zu ihrem Vater vorgerufen und gefragt, ob sie bereit sei, mit dem Vater heimzugehen. Sie antwortete fest: „Nein, ich werde bei den Schwestern bleiben und mich zur heiligen Taufe vorbereiten.“ Nach langem Hin- und Herreden zog der Mann unverrichteter Sache wieder heim. Er konnte nichts machen, aber dadurch wurde sein Zorn und Haß nur noch größer. Hatte diese Tochter doch ihm alle seine schönen Pläne vereitelt! Er verzieh ihr das nie mehr und ließ seinen Zorn an der Mutter aus, was dem Kinde um so weher tat. Nie mehr durfte sie die Hütte des Vaters betreten, bis der liebe Gott

sie heimrief in seine himmlischen Wohnungen. Der junge Häuptling machte weniger Schwierigkeiten. Er war ein Freund der Schwestern und sagte nur lachend: „Schwester, du hast mir meine Braut genommen. Wenn sie dich lieber hat als mich, dann behalte sie. Eine gezwungene Frau will ich nicht.“

So blieb denn Magtamba auf der Mission, wo sie sich bald recht wohl fühlte, bereitete sich eifrig auf den Empfang der heiligen Taufe vor, in der sie den Namen Magdalena erhielt, und später auf die heilige Beichte und Kommunion. Sie war willig und einfältig, wie ein Kind, obwohl sie doch eine erwachsene Jungfrau war. Alle liebten sie und nach einigen Jahren durfte sie in der Schule behilflich sein, die Kleinen zu unterrichten. Mit unvergleichlicher Geduld unterwies sie ihre Schülerinnen. Sie lehrte sie beten und die Anfangsgründe des Katechismus, dann las sie mit ihnen das Abc von der Karte usw. Nie sah man sie aufgereggt oder ungeduldig mit ihren Kindern, und wenn die Schwester sie zuweilen fragte: „Magdalena, fällt es dir nicht schwer, bei dem kleinen hurtigen Völklein so ruhig zu bleiben“, dann antwortete sie nur lächelnd: „Ach nein, Schwester, die Kinder sind noch so klein, später werden sie von selber ruhiger und aufmerksamer.“ Noch frömmere wurde sie, nachdem sie Mitglied der Marianischen Kongregation geworden war. Später konnte man sich nicht erinnern, daß sie je einer ihrer Schwestern einen Verdruß gemacht hätte. Allwöchentlich sah man sie die große Kirche reinigen, unermüdlich schwere Wassereimer hin und herschleppend. Besonders liebte sie in der Kirche eine schöne Statue der Unbefleckten Empfängnis. Dort kniete sie oft lange und betete innig. Der Himmelsmutter mag sie auch versprochen haben, stets jungfräulich zu bleiben. Alle späteren christlichen Bewerber schlug sie beharrlich aus. Wenn sie darauf aufmerksam gemacht wurde, daß sie das einmal bereuen würde, wenn sie zu alt geworden sei, entgegnete sie ganz bestimmt: „O nein, die Himmelsmutter verläßt mich nicht, ich bin ihr Kind.“ Dann faßte sie fest ihre Medaille in die Hand. Dem eigenen Vater war sie fremd geworden, doch bei der Mutter hatte sie 10 Jahre später die Freude, daß sie getauft wurde. Sie bereitete sie selber zu einem schönen Tod vor, bis sie verschieden war. Abends saß sie an dem Tage stille vor der Türe und schaute zum schönen Sternenhimmel hinauf. Die Schwester meinte, sie wäre traurig um die verstorbene Mutter, und wollte sie trösten. Da sagte sie nur: „O Schwester, wie sollte ich um die Mutter trauern; ich dachte mir eben, wie wird die arme alte Frau sich nun dort oben freuen bei unserer wahren Mutter!“ So zog sich durch das ganze Leben dieses Mädchens eine innige Marienverehrung.

Den Schwestern war sie fast unentbehrlich geworden. Als eines Tages ein kleines Waislein von 3 Tagen zur Mission

gebracht wurde, bot sie sich gleich an, das kleine Mädchen zu betreuen. Sie trug es selbst zur heiligen Taufe und wurde Taufpatin und Pflegemutter zu gleicher Zeit. Die Kleine wuchs heran und wußte nicht anders, als daß die gute Magdalena ihr Mütterlein sei. Das Kind war untröstlich, als man seine Mutter zum Friedhof trug, während es erst fünf Jahre zählte. Ja, unerwartet schnell wurde Magdalena abgerufen aus dem Kreise ihrer Gefährtinnen. Niemand dachte daran, daß dieses junge gesunde Mädchen so bald sterben werde. Noch war in der Mission alles im alten Geleise, da trat fast plötzlich die Grippe auf. Sehr viele Eingeborene erkrankten und starben auch. Ebenso waren alle Kinder bei den Schwestern und auch Magdalena erkrankt. Nach einigen Tagen jedoch war die Gefahr bei den Kindern im Hause vorüber. Die meisten begannen schon wieder zu spielen. Auch der kleine Pflegling Natalia saß ganz vergnügt bei seiner kranken Pflegemutter. Plötzlich sagte sie ganz zärtlich zu der Kleinen: „Mein Kindlein, wenn ich sterben muß, dann mußt du immer bei den Schwestern bleiben, so wie ich es tat, nicht wahr?“ Die Kleine sagte ein treuherziges „ja“, obwohl sie gar nicht verstand, um was es sich handelte.“ Die Schwester sagte zu Magdalena: „Du solltest doch nicht so reden zu dem Kinde. Wenn alle wieder gesund werden, wirst du auch gesund.“ Sie antwortete darauf: „Sei mir deshalb nicht böse, Mutter, aber im Herzen drin sagt mir etwas, ich werde sterben.“ Ungläubig den Kopf schüttelnd, ging die Schwester fort. Am anderen Morgen um 9 Uhr fing sie wieder an vom Sterben zu sprechen und verlangte dringend die heiligen Sterbesakramente. Niemand konnte das verstehen. Sie war zwar krank, aber durchaus keiner Sterbenden ähnlich. So fand sie auch der hochw. Vater Missionar, doch gab er endlich ihren Bitten nach und spendete ihr die heiligen Sakramente. Er war beunruhigt worden durch ihr zähes Festhalten an dem Gedanken, daß sie sterben werde. Nachher wurde sie ganz ruhig und friedlich, sagte ihrer Freundin noch einige Anliegen. Besonders empfahl sie ihr die kleine Natalia. Dann drückte sie innig die Hand der Schwester und dankte für alle Liebe und Wohlthaten, die sie auf der Mission empfangen. Alle schauten ihr verwundert zu und meinten, sie rede so aus Schwäche. Sie mußte das Zweifeln bemerkt haben und sagte dann: „Ihr werdet sehen, heute gehe ich heim zur Himmelsmutter. Seht, ich habe meine Medaille schon um, sie weiß, das ich ihr Kind bin.“ Man ermahnte sie, sie möge nun ausruhen, sie sei aufgereggt. Ruhig legte sie sich dann hin, als wenn sie schlafen wollte. Eine Stunde verging, der Atem wurde immer schwerer und schwerer. Wirklich setzte der Todeskampf ein. Als es um 12 Uhr zum Angelus läutete, tat sie den letzten Atemzug. Sie war wirklich heimgegangen zur Himmelsmutter, die sie

stets so kindlich verehrt hatte. Sie war das erste Marienkind, das in jenem Heidenlande starb. Ihre jungfräuliche Leiche mit dem Blumenkranze auf dem Kopfe machte auf die schwarzen Christen einen tiefen Eindruck. Man hörte nur das eine Wort: Magdalena war so brav, darum hat die Gottesmutter sie so bald geholt. Zwar trauerten auch die Schwestern sehr um ihre treue Gehilfin, doch noch größer war die Freude, daß die liebe Gottesmutter sich eine so schöne Blüte brechen konnte im Heidenlande.



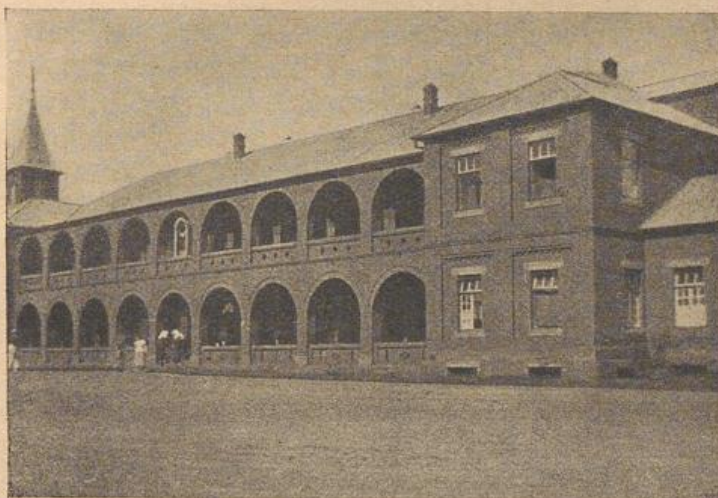
Ein Besuch im Herz-Jesu-Heim bei Tropa (Südafrika).

Das Herz-Jesu-Heim, auch Sanatorium genannt, ist ein Heim für unsere alten und kränklichen Schwestern, welche den Arbeiten und Anstrengungen des opferreichen Missionslebens nicht mehr gewachsen sind. Jedoch „Gebet und Arbeit“ heißt auch hier noch die Parole und ist, wie in jungen Jahren, so auch in alten Tagen die Losung einer wahren Missionschwester vom kostbarsten Blute. Was beim Besuche des Sanatoriums einen sehr wohlthuenden Eindruck macht, ist die tiefe Stille und heilige Ruhe, welche in diesem Gotteshause herrscht. Ruhig, bescheiden, demütig, wie auf den Ruf des Bräutigams zur himmlischen Hochzeit harrend, siehst du die guten alten ehrwürdigen Mütterchen ihres Weges gehen, — einzelne noch festen, entschlossenen Schrittes, andere im Bewußtsein ihrer Schwäche dankbar den liebevoll angebotenen Arm ihrer kräftigeren Mitschwester zur Stütze nehmend. Sie wandern nicht mehr weit: — zur Kapelle, zu häuslicher Beschäftigung, zur bescheidenen Mahlzeit, zur nächtlichen Ruhe, wohl auch zum nahen Friedhof. Fordert die Notwendigkeit, daß einige Worte in den Gängen gewechselt werden, so geschieht es gewiß nur im Flüstertone. O wie wohl diese heilige Stille tut! „Wahrhaftig“, sagt man sich, — „hier ist das Haus Gottes und die Pforte des Himmels!“ Und dies ist in doppelter Hinsicht wahr. Haben wir einmal die „Siebzig“ erreicht, so mögen wir uns wohl an jedem neuen Morgen sagen: Vielleicht ist dies mein letztes Tagewerk, vielleicht öffnen sich mir heute die Pforten zum Jenseits, vielleicht strahlt mir schon morgen statt der irdischen die ewige Sonne!

Ja, du liebes trautes Herz-Jesu-Heim,
Du wirst mir die Pforte zum Himmel sein!

In der kurzen Zeit meines Hierseins habe ich so manchen erbaulichen Zug gesehen und will, da heut Herz-Jesu-Freitag ist, zuerst erzählen, was ich zuletzt erlebte. Das ist die nächst-

liche Anbetung des Allerheiligsten vor dem ersten Freitag des Monats, welche am vorhergehenden Donnerstag abends nach der Segensandacht beginnt. Und wer bildet nun die Nacht hindurch den Hofstaat vom König der Könige im hl. Sakrament? Mit irdischen Augen betrachtet ist es ein gar armseliger, — alte, gebrechliche, mühselige und abgearbeitete Menschenkinder sind es. Allein der Allerhöchste kennt die Seinigen, und die Seinigen kennen Ihn, schon seit langen Jahren. Diese Anbeterrinnen sind seine Bräute, die einst in der Blüte ihrer Jugend dem Rufe des Herrn folgend Eltern, Geschwister, Heimat und Vaterland verließen und ihr Leben, ihre Kraft dem Dienste Gottes in der Heidenmission weihten. Und fühlen sie sich jetzt am Abend ihres Lebens körperlich auch elend und gebrechlich,



Herz-Jesu-Heim bei Igopo (Südafrika).

— sie wissen, wem sie vertraut haben, und mit dem heiligen Paulus sprechen sie zuversichtlich: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Glauben bewahrt, — im übrigen ist mir hinterlegt die Krone des Lebens, welche mir an jenem Tage geben wird der gerechte Richter.“ Solch frohe Hoffnung und Zuversicht auf den göttlichen Bräutigam war es, die einer unserer kürzlich verstorbenen Mitschwestern, welche ein schmerzvolles Krebsleiden hatte, am Ende ihres Lebens die Worte auf die Zunge legte: „O mein Heiland, wie gut hast du es mit mir gemeint!“

Mit überaus erbaulichem Eifer halten diese kranken und betagten Schwestern ihre nächtlichen Anbetungsstunden, bis morgens nach der heiligen Messe und dem anschließenden Segen der Tabernakel wieder geschlossen wird. Nachmittags öffnet der Priester aufs neue die heilige Pforte, und der Heiland bleibt bis abends zur Anbetung in seinem bescheidenen Thronchen ausgesetzt.

Das ist der Herz-Jesu-Freitag in unserem afrikanischen Herz-Jesu-Klösterlein. Was soll ich dann von der Feier des Herz-

Jesu- und des Fronleichnamfestes sagen? Schon Wochen vorher regen sich fleißige Hände, dem Herrn an diesen Tagen einen würdigen Triumphzug zu veranstalten. Durch einen kleinen Anbau wurde der im vorigen Jahre benützte Weg unmöglich gemacht, somit muß ein neuer geschaffen werden. Bäume fällen, Straßen anlegen, ist eine für schwache Frauen nicht gewöhnliche Arbeit. Jedoch mit Hilfe eingeborener Arbeiter, die bei richtiger Anleitung durch die Schwestern ganz Befriedigendes leisten, wurden bereits die am Wege hinderlichen Bäume gefällt, zur Mühle gefahren und liegen heute gut verwertet als Bretterboden auf dem Speicher, welcher bis dahin nur erst teilweise belegt war. Drinnen im Hause aber vereinigen sich liebliche Poesie und fleißige Hände, um den Schmuck für den neuen Prozessionsweg vorzubereiten.

Auch die Familienweihe ans göttliche Herz hat auf afrikanischem Boden Fuß gefaßt. Diese überaus schöne Feier fand bereits gelegentlich der Einweihung des Hauses durch den hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer in erhebender Weise statt. Seitdem prangt im Refektorium des Herz-Jesu-Sanatoriums auf erhöhtem Platze unter dem Kreuzifix die Statue des göttlichen Herzens Jesu, jahraus jahrein, geziert mit Blumen in einer Farbenpracht, wie nur die Tropensonne sie malen kann. Alle, die eintreten, begrüßt dieses schöne Bild mit mildem Vaterblick. Keine familiäre Feier, keine fröhliche Rekreation, bei welcher nicht das heiligste Herz Jesu den Vorsitz führt!

Dieses Herz-Jesu-Sanatorium entfaltet aber auch noch eine aktive Missionstätigkeit, die von Kräften, die noch rüstig sind, geleitet wird. Eine Schwester, die schon Jahrzehnte als Lehrerin auf anderen Stationen wirkte, nimmt sich der Eingeborenen an, die in der nächsten Nähe wohnen; sie erteilt ihnen Religionsunterricht und bereitet sie auf den Empfang der heiligen Sakramente vor. Eine Schule für halbweiße Kinder, welche hierzulande gewöhnlich am meisten vernachlässigt werden, war von Anfang an geplant und ist in stetem Wachsen begriffen. Die Kinder machen den Schwestern Freude. Als kürzlich am Schutzfest des heiligen Joseph zum erstenmal der Schulinspektor zur Prüfung kam, haben dank dem Gebet unserer guten alten Schwestern alle, vom Ersten bis zum Letzten, ihr kleines Examen gut bestanden. Wie notwendig wäre eine neue Schule! Die jetzige ist nur eine Wellblechhütte und viel zu klein. Aber woher die Mittel nehmen? St. Joseph wird vielleicht dem einen oder anderen Leser auf die Schulter klopfen, ein Scherflein beizusteuern. Auch die kleinste Gabe wird mit innigem Danke angenommen!

Wohl ließe sich noch allerlei Schönes vom Herz-Jesu-Heim erzählen, allein für diesmal möge es genügen. Und nun, du liebe Seele die du vielleicht schon lange den Ruf des göttlichen

Herzens vernimmst, das dich zur Arbeit in seinen Weinberg einladet, zögere nicht länger, dieser liebevollen Einladung Folge zu leisten. Wahrlich, kein schöneres Los kann dir zuteil werden, als vom Herrn würdig erachtet zu werden, an der Verbreitung seines Reiches tätigen Anteil zu nehmen, sein kostbares Blut an den armen Heideneseelen fruchtbar zu machen. Fällt es dir schwer, Eltern, Geschwister, Heimat zu verlassen, so wisse, drüben in Afrika findest du eine geistliche Familie wieder und viele gleichgesinnte Schwestern, die mit dir das selbe hohe Ziel verfolgen. Und wirst du alt und krank, so weißt du jetzt, wo eine Missionschwester vom kostbaren Blut in Südafrika ruhig und vertrauensvoll ihren letzten Seufzer aushaucht: im Heim des göttlichen Herzens Jesu!



Die Vision des Dichters.

(Fortsetzung.)

„Harry“, sagte dann Grace und hob das erglühete Gesichtchen von meiner Brust, „eines bedenke: nur solange werde ich Dein sein, als Du dem Herrn dein Wort hältst!“

„Grace“, rief ich aus, „ich schwöre Dir, ich werde niemals den rechten Weg verlassen! Ich will leben und sterben gleich Dir als ein treuer Katholik“.

Da schmiegte sie glücklich ihr Köpfchen an meine Schulter und flüsterte: „Harry, Du wirst doch auch den großen Roman, an dem Du schon jahrelang schriebst, jetzt nicht mehr vollenden? Nicht wahr? Wirst ihn vernichten? Denn sieh, Harry, es ist doch ein feherisches Werk, das die Menschheit vergiften würde!“ Ich schwieg — doch dann gab ich das Versprechen.

*

Hier machte der Erzähler eine Pause. Er löste ein goldenes Medaillon von seiner Uhrkette und überreichte es Manuel.

„Es ist Graces Bild vor unserer Vermählung“, sagte er tonlos.

„In der Tat ein Engelskopf, wie ihn Raffael nicht schöner hätte malen können!“ sagte der Künstler und reichte es Achtermann.

Der alte Herr betrachtete das Bild lange sinnend und gab es mit feuchtem Auge seinem Besitzer zurück.

Harry Ashton drückte es zärtlich an seine Lippen, mit einem tiefen Seufzer befestigte er es wieder an seiner Uhrkette und nahm die Erzählung wieder auf.

„Freunde, wie soll ich euch nun mein Glück an Graces Seite schildern? Selbst eines Dichters Mund vermag es nicht. Wenn auch meine Grace eine Schriftstellerin war, so war sie in erster Linie ganz Weib und wurde ein Hausmütterchen, das mir den Himmel auf Erden schuf.“

Ich hatte nicht nur ein frommes und schönes Weib, sondern auch ein gemüthvolles und geistreiches, so daß sie in allem mein guter Kamerad wurde.

Sie war eine Dichterin von Gottes Gnaden. Ihre Gedichte waren keine stolzen Rosen des Parkes, aber liebliche Heckenröschen, wie sie am Waldessaum blühen und duften zum Preis der hehren Himmelkönigin.

Wir lebten in stillem Frieden. Grace sah einer süßen Hoffnung entgegen und verdoppelte ihre Gebete und Liebeswerke.

Ich schrieb indessen an einem Buche. Es war mein erstes reines, christliches Werk, und mit Stolz las ich täglich des Abends am Kamine meiner Grace vor. Tränen perlten oft aus ihren Augen, sie lobte meine Arbeit und versicherte mir großen Erfolg.

Eines Tages schmiegte sie sich an meine Brust und fragte leise und ganz zaghaft — ich merkte, daß ein Zweifel sie quälte — was ich mit jenem unseligen Manuscript getan hätte? Ob es wirklich vernichtet sei?

Ich konnte ihren reinen Augen nicht begegnen, schob sie etwas unsanft von mir und gab verlegen zurück: „Grace, warum denkst Du noch daran?“

Sie fragte mich nicht wieder, aber sie mochte erraten haben, daß ich das Manuscript noch immer besaß — daß ich nicht imstande war, diese jahrelange Arbeit, dieses in seiner Art und Weise bedeutende Werk zu vernichten.

In der That, ich konnte Gott nicht dieses Opfer bringen — Gott nicht und meinem liebrenden Weibe nicht! . . .

Von nun an war ein Geheimnis zwischen mir und Grace. Ich sah ihr Gesichtchen immer schmalere und bleicher werden, ihren Blick zuweilen von Tränen umflort. Und doch, ich konnte es nicht über mich bringen, das leidige Manuscript den Flammen zu übergeben. Statt dessen saß ich sogar manche halbe Nacht über dasselbe gebeugt, lesend, immer wieder lesend. Wollte ich doch versuchen, es zu veredeln, zu verbessern. Aber das ging leider nicht — es war aus Gift zusammengesetzt, jede Seite sinnberückende Verführung! Und nach und nach begannen in meinem eigenen Hirn die alten freien und krankhaften Anschauungen wieder zu kreisen.

So saß ich einst in dieses Teufelswerk vertieft und las und blätterte und merkte gar nicht, daß unter der Türe meines Schreibzimmers Grace stand und mich vielleicht schon lange schmerzlich beobachtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gebetserhörungen.

Innigster Dank unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe für Rettung aus Todesgefahr einer schwerkranken Schwester. Veröffentlichung in den Caritasblüthen war versprochen.

Dem heiligen Joseph innigen Dank für seine andauernde Hilfe in schwierigen Verhältnissen!

h. J. S.

Caritasblüten

Nr. 4

April

1928



EK

ENDERS

Alleluja! Lobt den Herrn!
Alleluja! Danket ihm!
Frohe Christen, nah und fern,
Singet mit den Seraphim!
Der Herr ist erstanden in göttlicher Macht,
Der Tod hat uns allen das Leben gebracht!
Alleluja! Alleluja!

Alleluja! Eilt zum Grab'
Glücklich mit den frommen Frau'n.
Und ins leere Grab hinab
Lasset froh uns selber schau'n!
Amsonst hat die Hölle die Wächter bestellt,
Ein Engel verkündet das Wunder der Welt!
Alleluja! Alleluja!

Alleluja! Bange beb't
Seiner Feinde böse Schar!
Alleluja! Jesus lebt,
Der im Grab verschlossen war!
Es knirschen die Teufel mit Schreckengeföhn,
Es dröhnet die Hölle vom Jubelgetön:
Alleluja! Alleluja!

Alleluja! Stimm mit ein.
Sündbelad'ner Mensch auch du!
Auch dein Heiland will er sein,
Juble deinem Ketter zu!
Erstehe noch heut aus dem sündigen Grab,
Er hilft dir zum Siege, der Leben dir gab!
Alleluja! Alleluja!

Alleluja! Kurz nur ist
Der Karfreitag dieser Zeit:
Harre aus, du frommer Christ,
Bald kommt Osterfestigkeit!
Wann ruft die Posaune mit mächtigem Klang,
Ersteh' ich vom Grab mit dem Jubelgesang:
Alleluja! Alleluja!

Junge Glaubenshelden.!

Von Schwester Amabilis, Morogoro.

Mit großer Spannung lauschten meine Katechumenen meinen Worten, als ich ihnen an Hand einer bildlichen Darstellung die Geschichte der Märtyrer von Uganda erzählte. Als ich zum Schluß meine Zuhörer frug, ob sie auch schon etwas um des heiligen Glaubens willen gelitten hätten, deuteten fast alle auf einen Knaben von ungefähr 16 Jahren, Idi mit Namen. Ich forderte ihn auf, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Mit schlichten Worten begann er: „Mein Vater, ein sehr eifriger Mohammedaner, geriet in die größte Wut, als ich ihm sagte, daß ich die katholische Schule besuchen will; aber er konnte mich trotz der größten Drohungen nicht davon abhalten. Daraufhin machte er mir längere Zeit keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Nun trat ich eines Tages zu ihm heran und erklärte ihm ruhig aber fest, daß ich entschlossen sei, ein Christ zu werden; denn ich sei überzeugt, daß der Islam nicht die wahre Religion sein könne, sondern nur die der katholischen Christen. Nun kannte seine Wut keine Grenzen mehr. Er überhäufte mich mit Schmähungen aller Art, nichts ließ er unversucht, mich von meinem Entschluß abwendig zu machen: Versprechungen und Drohungen. Als beides nichts nützte, verklagte er mich dreimal in einer öffentlichen Nyoma, wo immer ein großes Biergelage für alle unentgeltlich gegeben wurde und natürlich äußerst zahlreich besucht war. Als nun die ganze Volksmenge versammelt und richtig berauscht war, mußte ich mich auf Geheiß meines Vaters in die Mitte stellen, wobei er laut seine Klage begann, daß ich dem Islam, dem er mich schon in meiner Kindheit geweiht habe, nun untreu geworden sei und jetzt sogar noch der verhassten Christensette angehören wolle. Sofort fielen alle über mich her wie ein Bienenschwarm, verspotteten, beschimpften und verunglimpften mich auf alle mögliche Weise. So erging es mir, wie schon oben erwähnt, dreimal nacheinander. Als mein Vater sah, daß auch das nutzlos war, zeigte er mich beim Akida, einem hohen Angestellten der Regierung an. Dieser jedoch gab ihm kein Recht, sondern sagte zu ihm: „Laß doch dein Kind frei in der Wahl der Religion!“ Als er nun sah, daß er nichts erreichen konnte, stieß er mich unter Verwünschungen und Fluchen aus dem Hause und verbot mir, wenn er einmal sterbe, weder seine Leiche anzusehen, noch sein Grab zu besuchen. Ich antwortete ihm darauf: „Gut, mein Vater, und wenn Du mich auch verstößest, so gehe ich doch zur Mission, um meine Seele zu retten. Der liebe Gott wird mich nicht wie Du von sich stoßen.“

Dieser tapfere junge Held kam vier Stunden weit her zu uns und be-

reitet sich mit einem bewunderungswürdigen Eifer auf die hl. Taufe vor. Ich muß ihn oft im stillen bewundern; denn in der Schule ist er sehr aufmerksam und bei der Arbeit fleißig wie eine Biene. —

Ein anderer Knabe, Ahmann mit Namen, der ungefähr drei Stunden weit von der Mission entfernt wohnte, hatte jahrelang den Islamkultus geweigert trotz der glänzendsten Versprechungen, die man ihm machte. Als er einst zu seinen Verwandten ins Gebirge ging, wollten diese ihn überreden und ihm das sogenannte Islamswasser mit Gewalt auf den Kopf schütten. Frühmorgens, als er sich von diesen Mohammedanern umringt sah, nahm er einen Stein in die Hand und drohte denjenigen zu treffen, der ihm das Wasser auf den Kopf schütten wolle: „Behaltet Euer Islamswasser für Euch; ich will es nicht, ich will ein Christ werden und meine Seele retten.“ Dann floh er und kam zu uns und bat um die heilige Taufe. Er bereitet sich mit einem nachahmungswürdigen Eifer darauf vor.

Ein dritter Knabe, Magari mit Namen, der ungefähr 14 Jahre alt ist, hatte ebenfalls unendlich viel zu leiden, weil er Christ werden wollte. Seine mohammedanische Mutter wollte ihm durchaus nicht erlauben, unsere Schule zu besuchen. Als er es aber trotz ihres strengen Verbotes dennoch tat, empfing ihn die Mutter bei seiner Heimkehr mit vielen Schlägen. Dann verweigerte sie ihm das Essen. Als er nach drei Tagen ganz demütig bat, die Mutter möge ihm doch etwas geben, bekam er zur Antwort: „Esse deine Schule, davon wirst du satt!“ Da die Mutter sich nicht erweichen ließ, ging er zu Bekannten und Nachbarn, sich Speisen zu erbitten, damit er nicht des Hungers sterbe.

Da die Mutter nun sah, daß ihr Sohn nichts auf ihr Verbot gebe, wurde sie rasend, rief seinen Vater und beratschlagte mit ihm, was sie mit dem Kinde tun solle; sie hätte ihn am liebsten als Sklaven verkauft. Der Vater jedoch war nicht damit einverstanden und redete ihr zu, dem Jungen zu erlauben, in die Schule zu gehen. Kaum war der Vater weg, um zu seinen andern Frauen zu gehen, begann die Mutter von neuem, Magari zu mißhandeln. Sie hatte sich fest vorgenommen, ihn totzuschlagen. Als der Junge auf dem Heimweg von der Schule dieses von den Nachbarn erfahren hatte, ging er nicht mehr nach Hause, sondern kam auf unsere Mission und bereitet sich nun mit großem Eifer auf die heilige Taufe vor.

Vor kurzem erfuhr er, daß seine Mutter nun ganz anders gesinnt wäre, und deshalb bat er um die Erlaubnis, seine Eltern besuchen zu dürfen. Zu seiner größten Freude fand er es bestätigt; denn seine Mutter empfing ihn mit großer Liebe und erklärte ihm, daß sie es sehr bereue, ihn so mißhandelt zu haben. Bei seinem zweiten Besuche bestellte sie ihm sogar Grüße für die Schwestern und bat um Weihwasser, damit sie davon trinken könne, um den Islam aus ihrem Herzen zu vertreiben.

Reisebericht von Schwester M. Juditha.

Wir stehen vor der Jahreswende: der 30. Dezember 1927. Um 3 Uhr letzter Kaffee im trauten Mutterhaus. Das Herz schlägt schwer, es geht ja fort in weite Ferne, und nie, nie mehr werden wir uns wiedersehn. Manches Auge weint; denn die Schwestern wollten uns ja alle so gerne begleiten, ist es doch aller Wunsch, in die Mission zu kommen. Noch ein letzter Gruß in der schönen Kapelle, wo der liebe Heiland so viele Gnaden uns verliehen hat. „Heiland, sieh, ich komme zu vollbringen deinen hlft. Willen! Segne mich! Mit Freuden komme ich!“ — Dann fuhren wir mit der Kutsche ab. Noch ein langes Winken, bis wir uns aus den Augen verloren. An diesem Tag fuhren wir nur bis Horst, wo wir Nachtquartier nahmen. Da waren 25 unserer lieben Schwestern, deren Liebe uns noch einen angenehmen Abend zu verschaffen suchte.

Am andern frühen Morgen ging es von Horst bis Hamburg. Wenngleich wir uns auch freuten, als das Schiff vom Strande stieß, so war es dennoch schwer, das letzte Mal auf deutschem Boden zu sein, Lebewohl zu sagen der Heimat und hinauszusteuern in die weite See, in ein fernes, wildes, heißes Land. Doch Christus ist ja unser Steuermann, ihm vertrauen wir unser Schifflein an. Wenn wir uns so mit den übrigen Passagieren verglichen, sagten wir zueinander: „Was sind wir doch glückliche Kinder! Wir gehen, weil Gott uns ruft. Wir wollen nichts, als für ihn arbeiten, opfern und leiden.“ Wir fühlten uns so glücklich. Nichts kann einer Seele den Frieden rauben, wenn sie nur Gott sucht.

Am 2. Januar, nachts um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, landeten wir in Antwerpen. Es war schön zu sehen, all die vielen Schiffe mit ihren bunten Lichtlein rund im Hafen liegen und darüber der Himmel mit unzähligen Sternlein. Wir müssen bis zum 5. hier bleiben und vertreiben uns die Zeit mit Schreiben und Lesen.

3. Januar. Wir gehen morgen in die Kathedrale zur heiligen Messe und heiligen Kommunion, da wir keinen Priester an Bord haben. Da muß die Seele auf der langen Reise wieder fasten. Auch dieses Opfer für Gott und die Seelen, die sich gar nicht um Jesus kümmern, damit auch sie Sehnsucht bekommen.

3. Januar. Wir haben hier an Bord eine Schiffskapelle, ich meine Musikanten, welche täglich öfters Konzerte aufführen: 1 Klavierkünstler, 2 Geigenkünstler und eine Bassgeige. Sie führen schöne, meist klassische Stücke auf. Für das Vergnügen haben wir Schwestern wenig Interesse, wohl aber für die Kunst.

Erst 3 Tage später, mittags 12 Uhr, stieß unser Dampfer unter Sang und Klang in die See. Die Musikkapelle spielte: „Nun ade, du mein lieb' Heimatland“... Noch lange fuhren wir auf



Maiserntte in Morogoro.

der Schelde, bis wir bei Blissingen die offene See erreichten. Das schien auch unserem Schiff recht zu passen, den nun tanzte es auf einmal ganz tollkühn auf den Wellen, neigte sich grazios nach allen Seiten, als wenn es die lieben Wellenkinder recht begrüßen wollte. So gefiel mir die See, aber nicht lange, dann kam die Seekrankheit. Nachts tauchte ein nicht geringer Sturm auf; ja Nordsee — Mordsee, nicht umsonst hast du diesen schlimmen Namen. O wie ist das Meer schön im Sturm! Das ist ein gewaltiges Rauschen und Brausen; die Wellen schlagen meterhoch und ihre weißen Kämme lechzen so gierig nach einem Opfer. Wie ohnmächtig ist da der Mensch gegen die Gewalten der Natur. Doch ich fürchtete mich nicht, ich dachte nur: „Mein Vater (der liebe Gott) sitzt am Steuerruder und er hat mich viel zu lieb, als daß er das Schiff untergehen ließe.“ Ein paar Mal stand ich nachts auf und schaute durch das runde Kabinenfenster in die stürmische See. Der Anblick war so romantisch und fesselnd, fast wollte ich auf die Nachtruhe verzichten, um das erhabene Schauspiel zu betrachten.

6. Januar. Gegen Abend fuhren wir in den englischen Kanal. Da wurde es noch viel lustiger. Besonders interessant war es, ein Schiff von ferne kommen zu sehen. Wie ein Märchenschloß schwamm das große Haus über Berg und Tal. Bald stieg es meterhoch empor, um dann ebenso tief zu sinken. In der Dunkelheit wirkt das ganz bezaubernd. An beiden Küsten flackert ab und zu das Licht eines Leuchtturmes oder Feuerschiffes auf. Es lagerte dichter Nebel über dem Kanal. Unheimlich drang das Signal des Nebelhorns durch die Stille der Nacht. Schwer arbeiteten die Maschinen, Das Schiff stampfte förmlich durch das Wasser. Am andern Morgen, als wir in die Themsemündung kamen, war alles wieder ruhig. Wir passierten den englischen Kriegshafen Portsmouth und einige Forts mitten in der See und fuhren dann ganz langsam in den englischen Hafen Southampton ein. Der Hafen bot uns das Bild des echten Handelslebens. Schiff reihte sich an Schiff. Wir dachten, es sei für uns kein Plätzchen zum Landen mehr übrig. Unter anderen lag auch eines unserer früheren Schiffe, der „Imperator“, ein Stück deutscher Größe und deutschen Stolzes, hier im Hafen und bildet nun die Zierde der englischen Handelsflotte, nachdem er einen englischen Namen und die drei Schornsteine ein englisches Kleid erhalten haben. — War bisher die Schiffsgesellschaft gemächlich deutsch geblieben, so erhielt sie hier bunten Zuwachs an britischen Gästen. Nur einige Stunden währte der Aufenthalt. Sang- und klanglos, so englisch nüchtern glitt unsere „Tanganijka“ aus dem Hafen. An der Insel Wight vorbei ging es nun direkt hinein in den Kanal, und der Abend des Dreikönigsfestes brach herein. Vor dem Golf von Biscaya hatten wir alle Respekt. Wie wird da unser Schiff schaukeln,

wenn es im Kanal schon so schwankte! Und Sturm ist in Aussicht. Der Wind pfeift, die Wogen klatschen an den Schiffstrand. Es ist gewaltige Dünung. Das ganze Meer hebt sich und senkt sich. Nun scheint gerade der Mond und sendet sein silbernes Licht auf die unendlichen Wasser. Und die silbernen Wasser rauschen und loben den Schöpfer. Wie groß ist Gott in seiner Schöpfung.

9. Januar. Nun kam die Küste der spanischen Halbinsel in Sicht. Schöne Felsvorsprünge ragten ins Meer hinein. Es war das Kap Finistere. Einen schönen Anblick bot die Meeresbrandung, wenn das Wasser an die Felsen schlug und der weiße Schaum meterhoch in die Höhe spritzte. Das Meer war noch immer so unruhig. Aber wir hatten heute einen wunderbaren Morgen, wie ein Maienmorgen. Die Sonne vergoldete Felsen, Wolken und Wasser und das Meer schimmerte smaragdgrün und an manchen Stellen verlor sich das Grün in dem Gold der Sonne. Es fehlen einem die Worte, solche Herrlichkeit zu beschreiben. Jeder Tag bringt neue Wunder der Allmacht und Liebe Gottes. Etwas ganz Liebliches sind die Seemöwen, welche bekanntlich an den Küsten die Schiffe umkreisen. Sind sie des Fliegens müde geworden, so setzen sie sich auf die Meereswogen nieder und lassen sich weibertreiben. So die Seele. Sie ist auch oft müde in ihrem Höhenflug und dann ruht sie aus auf dem Ozean der Liebe Gottes. Die Liebe Gottes ist groß wie das Meer, und seine Barmherzigkeit auch. Man sagt so oft, unsere Sünden, und wären deren auch ungezählte, verlieren sich im Ozean der Liebe Gottes wie ein Tröpflein im großen Meer. O Seele, kannst du da noch mißtrauen! Sieh, Gott ist so gut. Wie er wartet, bis du kommst mit Vertrauen und versenkst alles, was nicht gut. Komm, und versenke und sei froh und rein und reich. Und dann juble und danke ewiglich.

Es ist Nacht. Ein Sternenmeer liegt über uns, ein Lichtmeer um uns und ein Wassermeer unter uns und ein Meer der Liebe Gottes in uns. Jedes Sternlein grüßt uns vom lieben Vater im Himmel. Wie Märchenschlösser schwimmen alle die vielen Schiffe um uns und aus den dunklen Tiefen blinken verlorene Lichtlein. So eine Nacht im Hafen Lissabon. — Wunderbar war der Anblick der Stadt von der Ferne. Lissabon streckt sich an den Hügeln entlang und schaut so majestätisch von ihren stolzen Höhen wie eine orientalische Königin.

Unsere Musikkapelle spielte „Frühlings Erwachen“ von Bach. Und wie gehorsam war dieser. Heute ist er schon da. Wir erleben in einem Monat drei Jahreszeiten. In Hamburg und Antwerpen hatten wir 22° Kälte. Dichte Eisschollen trieben auf dem Wasser. Hier in Lissabon haben wir Frühling, d. h. für uns ist es Frühling. Wohl sieht man noch kein Blühen, nur die ersten Palmen winken uns. Aber kurz werden wir in Afrika

in den heißen tropischen Sommer kommen, denn eben diese Zeit ist in Afrika die heißeste Jahreszeit.

10. Januar. Unter den Klängen der Musik stieß unser Schiff von Lissabon ab gegen 12 Uhr mittags. Noch ein letztes Grüßen der portugiesischen Stadt, wir segeln Spanien zu.

11. Januar. Wir waren heute hoch oben auf der Schiffskommandobrücke, in gleicher Höhe mit dem Mastkorb, und ließen uns alles erklären: die Handhabung des Steuerruders, die Schiffskompassse usw. Von hier aus hatten wir einen herrlichen Rundblick. Zuerst war es Trafalgar, das uns an Napoleon und Nelson erinnerte; dann Gibraltar, die Kriegsfestung, die unser Auge fesselte. Auch Afrika, das Land unserer Sehnsucht, winkte uns zum erstenmal. Es waren die Atlasberge, die fern am Horizonte dämmerhaft in die Wolken ragten. Da sandten wir unsern ersten Gruß unsrer neuen Heimat zu, wo wir unser Glück suchen in harter, mühevoller Arbeit.

Durch die Straße von Gibraltar schifften wir vom Atlantischen Ozean in das Mittelländische Meer. Man sah sehr gut den Unterschied in der Wasserfärbung. War der Atlantik smaragdgrün, so das Mittelmeer tiefblau und ruhiger. Gegen Abend 4 Uhr landeten wir im Hafen von Malaga, dem spanischen Nizza. Malaga liegt sehr schön am Fuße der Berge. Noch ehe unser Schiff festsaß, kam eine deutsche Dame in einem Boot an Bord. Von ferne sah sie die deutsche Flagge, und von Heimweh gezogen kam sie zu uns.

12. Januar. Wir konnten wieder einmal in die Kirche, um uns am Tisch des Herrn für die Weiterreise zu stärken. Wir besichtigten auch die Kathedrale und stiegen dortselbst auf den Turm, um Malaga aus der Vogelschau zu besichtigen. Sind auch unsere Heimatberge schön, so ist es hier doch doppelt so schön durch den Zauber der See, die ihren Gischt an den Felswänden emporspricht und in ihrem ewigen Rauschen das Lied des allmächtigen Schöpfers singt. Zum erstenmal wandelten wir heute unter Palmen und die ersten Pynien grüßten von ferne.

Hier im Süden ist fast immer Sonnenschein. Da verstehe ich so recht des Spaniers Heimweh im kalten Norden und fühle mit ihm, wenn er singt: „Fern im Süd das schöne Spanien... Dieser Nebel drückt mich nieder, der die Sonne mir entfernt, und die lieben alten Lieder hab' ich alle fast verlernt.“ (Fortf. folgt.)



Ach, ich bin ja viel zu schwach,
Gutes aus mir selbst zu bringen!
Aber, Herr, dein Mund versprach:
„Ich geb' Wollen und Vollbringen!“
O, so gib mir selber, du,
„Daß ich Gutes für dich tu'!“

Missionsnachrichten.

Aus der neuen Missionsstation Cala, Südafrika. Hier soll ein Industrieschule eröffnet werden. Das Anwesen besteht aus einem größeren und zwei kleineren Gebäuden. Das größere war früher ein Kollegium für weiße Knaben und bietet uns Schlaf- und Arbeitsaal für etwa 80–100 Kinder. Das eine der kleineren Häuschen wird die Küche und der Speisesaal und das dritte soll als Wohnung für die Schwestern dienen. Gott sei Dank, haben wir auch ungefähr 60 Obstbäume von verschiedenen Sorten und einen Gemüsegarten, der noch erweitert werden kann. Aussichten für die Industrieschule scheinen im allgemeinen nicht ungünstig zu sein. Die große Schwierigkeit ist, daß wir nicht genug Kräfte haben. Auch ist der Wunsch schon laut geworden, daß wir ein kleines Hospital errichten möchten. Arbeit ist genug; es fehlt nur an Mitteln und Kräften. —

Schwester Gustavina.

*

Ein Brief von einer unserer Lehrschwestern Südafrikas, aus welchem hervorgeht, welche Ansprüche in der heutigen Zeit selbst in den Missionsgebieten gemacht werden:

Mariannahill, den 5. Februar 1928.

Meine teure Ehrwürdige Mutter!

Glücklich bin ich wieder einmal ein paar Wochen in meinem lieben Mariannahill. Das Matrikulations- oder Abiturientenexamen haben wir alle vier mit Gottes Hilfe bestanden. Es war überaus schwer. Aber das Gebet unserer lieben Vorgesetzten und Mitschwestern hat das Seinige getan. Für uns waren diese Eingeborenen-Lehrerexamen, welche wir früher in Mariannahill gemacht hatten, von großem Nutzen. Am 1. März müssen Schwester Maxima und ich leider wieder fort nach Maritzburg, um dort an der Universität noch drei Jahre weiter zu lernen. Es ist nicht leicht, noch so lange und dazu an einer so antikatholischen Anstalt studieren zu müssen; aber die Not an Lehrerinnen, welche die höheren Examen haben, ist so groß, und wenn wir unsere Schulen erhalten wollen, dann müssen wir wohl in diesen sauren Apfel beißen. Der hochw. päpstliche Delegat arbeitet schon daran, um eine ausgesprochene katholische Universität in Klerksdorp zu errichten; aber wie viel Schwierigkeiten werden diesem Plan noch entgegenkommen; denn die Katholiken haben so wenig Macht hierzulande. Hat der hohe Kirchenfürst in seinem großzügigen Bestreben einen Erfolg, dann wäre das für die Katholiken Südafrikas ein großer Segen. In den hiesigen weltlichen Hochschulen wird alles versucht, den katholischen Glauben mit Füßen zu treten. —

Ich meinerseits bin fest entschlossen, an der Hand unserer teuren Himmelsmutter meine Studien fortzusetzen, und habe die feste Hoffnung, daß sie hilft. Der Gehorsam führt uns ja hin und deshalb muß Gottes Segen mit uns sein.

Wir wohnen bei den Schwestern von der hl. Familie und haben täglich einen Weg von $\frac{3}{4}$ Stunden bis zur Universität. Unsere Schwester Colleta macht einen Industriekurs in Marienburg mit. Schwester Edista unterrichtet hier im Kolleg an Stelle von Schwester Gustavina.

Indem ich Sie, teure Ehrwürdige Mutter, ganz besonders grüße, bitte ich Sie um ihren mütterlichen Segen

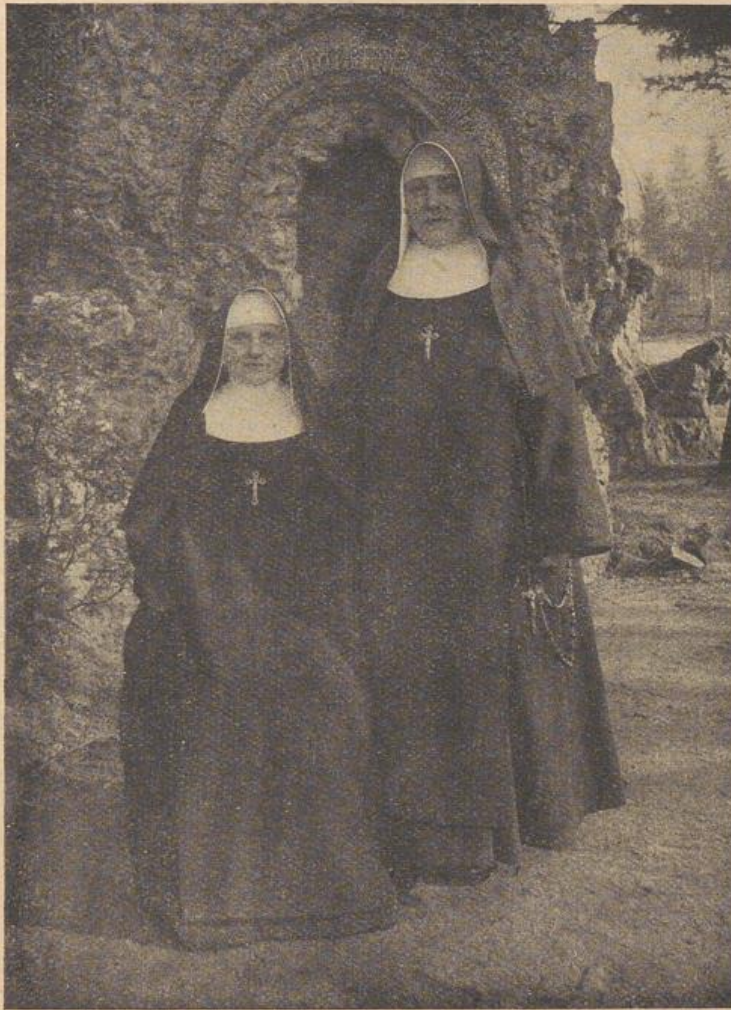
Schwester M. Luzia C. P. S.



Durch welche Mittel können wir mithelfen, Millionen Menschen auf ewig glücklich zu machen?

Unser Gebet, das wir fürbittend zu Gott emporsenden! — Aus dieser auf die katholische Glaubenslehre gegründeten Überzeugung heraus schrieb Pater Mlatic, Ägyptischer Sudan, vor kurzem an die Claver-Sodalität: „Bitte, beten Sie für uns und lassen Sie auch andere recht viel beten. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß die Heiden in der urchristlichen Zeit ebenso durch das Gebet des heiligen Paulus unter der Palme, des heiligen Antonius in der Grotte und der Eremiten in der Wüste bekehrt wurden als durch die Predigten der heiligen Väter. Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen vergebens die Bauleute.“ Und Bischof Herman (Unter-Volta, Westafrika) schrieb vor einiger Zeit: „In mehreren Karmeliterklöstern betet man für unser Vikariat. Darin liegt unsere Stärke und die Ursache unserer Fortschritte.“

Gott könnte zweifellos die Seelen retten ohne uns, da er aber gewisse Gnaden nur gewähren will, wenn er darum gebeten wird, so liegt das Los zahlloser Seelen in unserer Hand. Ein Gedanke, der die Heiligen zur unablässigen Fürbitte für ihre Mitschwester anspornte und der, wenn wir ihn in seiner erdrückenden Wucht auf uns wirken lassen, uns sicherlich veranlaßt, wenigstens die neun Tage, die dem Schutzfest des heiligen Joseph vorhergehen, der besondern Fürbitte für die Rettung der Seelen zu weihen und mit allem Eifer uns an dem Gebetskreuzzug für Afrika zu beteiligen, zu dem die St.-Petrus-Claver-Sodalität alle treuen Katholiken aufruft. Ein eigenes Gebet für diese vom 16. bis 24. April stattfindende Novene kann in beliebiger Anzahl gratis bezogen werden von der St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.



Am 28. Februar 1928 ab Antwerpen mit Dampfer Albertville nach
Bamania, Belgisch Kongo. Sitzend Schwester Bonifazia,
stehend Schwester Auxilia Berlen.

Nachrichten aus dem Mutterhaus.

Herr, sende Arbeiterinnen in deinen Weinberg!

Am 2. Februar wurden eingekleidet:

Postulantin	Czartowska:	Schwester	Evangelista	(Westpreußen)
"	Berger:	"	Majellis	(Rheinland)
"	Maier:	"	Ingeborg	(Westfalen)
"	Nahrgang:	"	Ludgarda	(Hessen)
"	Uhwanger:	"	Ludwigis	(Tirol)
"	Commerse:	"	Luisiana	(Holland)
"	Böhm:	"	Johannita	(Bayern)
"	Stiegler:	"	Carita	(Bayern)
"	Naumann:	"	Leonides	(Westfalen)
"	Friedrich:	"	Rosalia	(Bayern)
"	Quaden:	"	Irnfraud	(Rheinland)
"	Owerdieck:	"	Florentia	(Rheinland)

Zur ersten Profess kamen:

Schwester	Wendelina Schlich	(Rheinland)
"	Rosita Bürger	(Bayern)
"	Bernwarda Heiland	(Hannover)
"	Emanuel Wehrle	(Baden)
"	Hildgunde Obermaier	(Rheinland)
"	Firmata Loh	(Westfalen)
"	Fidelia Gerath	(Saargebiet)
"	Rainera Weber	(Saargebiet)
"	Annesta Fehler	(Württemberg)
"	Stephanie Banneyer	(Westfalen)
"	Niceta Döring	(Schweiz)
"	Humilitas Percyna	(Westpreußen)
"	Abellina Wycjinski	(Westfalen)
"	Berdmans Schmits	(Rheinland)
"	Verona Balt	(Baden)
"	Cajetana Sobolowski	(Westpreußen)
"	Amantia Seis	(Bayern)
"	Clemens Gesting	(Westfalen)

Wenn wir die Scharen der armen Heiden und Irrgläubigen, die nach dem wahren Glauben hungern, überschauen, und die vielen Bitten an uns um neue Nachhilfe für die verschiedenen Missionsgebiete erfüllen wollen, dann möchten wir in Unbetracht der kleinen Zahl, die uns der Herr geschenkt, ausrufen: Herr, was ist das für so viele? Aber wir danken schon für das Wenige und bitten den Herrn der Ernte, doch in viele Herzen den Missionsberuf legen zu wollen, zum Heil der Seelen und zum Segen unseres deutschen Vaterlandes.

Ewige Profess legten am 2. Februar ab:

In Heilig Blut	In Südafrika
Schwester Mayola,	Schwester Andressina,
" Beatine,	" Hyacintha.
" Leopolda,	In Ostafrika
" Thryphonia,	Schwester Rosalinde,
" Philiberta,	" Majellina.
" Bartholomäa,	In Zanzibar
" Inviolata.	Schwester Margarita.
In Amerika	In Nairobi
Schwester Ewaldine,	Schwester Hildeberta.
" Adolfa,	
" Siglina.	

Unsere Jubilarinnen von 1928.

Ihr silbernes Profess-Jubiläum feiern in diesem Jahre am 15. Februar:

Schwester Majella	in Südafrika	Schwester Almeda	in Südafrika
" Ottonia	"	" Cassiana	"
" Thadäa	"	" Verena	"
" Canisia	"		

Am 25. März:

Mutter Ubalda in Ostafrika, Schwester Alvera in Horst (Holland)

Am 15. August:

Schwester	Nivarda	in Kongo	Schwester	Germana	in Rhodesia
"	Helena	in Kissingen	"	Solina	in Südafrika
"	Concordia	in Südafrika	"	Veneranda	"
"	Camilla	"	"	Clothildis	"
"	Asteria	"			



Die Gräber der Königinnen.

(Nach einem Brief der Schwester M. Aquilina aus Rhodesia.)

Die europäischen Katholiken haben ihr Lourdes, die Muslems ihr Mekka und Medina und die Neger von Rhodesia in Südafrika ihre Gräber der Königinnen. Was sind diese Gräber? Im Dreieck angelegte kleine Hügel auf einem mäßig hohen Berg bei Monte Cassino. Jedes ist bestanden von einem mächtigen Baum und umfriedet von einer drei Fuß hohen Mauer.

Zu dieser Nationalwallfahrt nun pilgern die Schwarzen in Scharen. Diese Andacht gilt weniger der königlichen Würde dieser längst verwesten Menschenleiber, sondern vielmehr dem Geiste, der darinnen wohnte. Der war prophetisch und zugleich diplomatisch genug, den wißbegierigen kaffrischen Männlein und Weiblein nur solche Dinge zu sagen, die eine möglichst große Portion von Beliebtheit sichern.

Besonders weit in dieser doppelzüngigen Kunst hatte es die älteste der drei Königinnen gebracht. Ihr Name war Mureri. Ihr Leben verlief nicht tadellos. Etwas arg Kantippehaftes war ihr eigen. Auch schlachtete sie einmal ein eigenes Enkelkind mit kaltem Blute ab. Schließlich nahm sie sich selbst das Leben. Aber solche Sachen wiegen auf der Sittenwage der Schwarzen nicht schwer. Zudem hatte sie einen unfehlbaren Geist. Das allein umgab sie schon zu Lebzeiten mit einem fünffachen Heiligenschein.

Als sie starb, galten die vielen Tränen weniger ihrer Person als dem Verlust des billigen Orakels. Diese Tränen versiegten bald. Denn das Orakel war ja nicht tot. Der Geist lebte fort. Und zwar auf diesem Planeten. Ja, hier auf Rhodesia. Die Tochter der Mureri, nämlich Zuraka, hatte ihn geerbt. Jetzt weissagte diese auf Mord und Tod. Und nach deren Ableben wieder deren Tochter Dikutira. Das ging so wie in einer elektrischen Leitung. Da ging plötzlich der Strom aus. Dikutira hatte keine weiblichen Nachkommen. Die Not der Kaffern war groß. Sie beteten mächtig, der Geist der Dikutira möchte wiederkommen. Und das Gebet wurde erhört. Aber nicht von einem der Götter, sondern von einem ganz ordinären Menschlein, von G a n d i, einem gewürfelten Schwind-

ler, der auf einmal entdeckte, daß der gewünschte Geist in ihn gefahren sei. Er spielte seine Gaunerrolle so gut, daß er bald der reichste Mann des Landes wurde und an Ansehen alle Häuptlinge in dunklen Schatten stellte. Er ist der Heiland und Erlöser in aller Not.

Bleibt der Regen aus, sterben Menschen und Tiere, droht Hungersnot, wüten böse Krankheiten, nimmt man die Zuflucht zu ihm. Da wird dann ein besonderer Tag bestimmt. An diesem Tage kommen die Heiden aus nah und fern zusammen. Der Gandi ist natürlich Hahn im Korb. Erst wird er in den Kraal des Oberhäuptlings geführt und mit tausendfachem Getue und einem Wust von Ehrenbezeugungen überschüttet. Dann folgt der Zug zu den Gräbern. Die Weiber mit den unerläßlichen Biertöpfen auf dem Kopfe dürfen selbstredend nicht fehlen. An den Gräbern spielt Gandi wieder die erste Rolle. Es gilt den Geist der Dukutira aufzuwecken. Der schläft manchmal sehr gut. Da müssen alle zusammen helfen. Das besorgen die Neger ebenso gern wie gründlich. Sie beginnen eine wahre Kagenmusik. Die Weiber heulen steinerweichend und schlagen sich dabei mit rührender Uermüdlichkeit neben den Mund. Die Männer machen bei diesem Konzert dem „ombera“, indem sie die Hände zu einem eigenartigen hohlen Klang zusammenschlagen. Das alles bringt den Gandi in die notwendige zereemonielle Stimmung. Aus einem kleinen hohlen Kürbis schüttet er Bier auf die drei Gräber und ruft dabei dreimal den barmherzigen Spruch: „Schau, ich gebe dir Bier, teile es mit deinen Verwandten.“ Ganz kann er bei aller Armenseelenliebe auf sich doch nicht vergessen und nach dem Rezepte „Wenn sich die Königinnen laben, muß der Gandi auch was haben“, trinkt er den Rest aus, der nie zu gering ausfällt.

Plötzlich entdeckt der Gandi, daß der Geist der Dukutira in seinen Wanst fuhr. Er verzieht sein Gesicht in blöde, schreckliche Fragen. Mit den Armen fuchtelte er durch die Luft und gebärdet sich wie ein türkischer Derwisch. Dieser Hokusfokus ist den übrigen das Zeichen zum Fragen. Aller Lärm erlischt. Seine Antworten triefen von lächerlicher Wichtigkeit und Feierlichkeit. Er ist ein großer Schalk. Schlängelt sich gerieben durch Doppeldeutigkeiten und recht allgemein gehaltene Auskünste, die schließlich in keinem Fall danebengehen können, durch. Manchmal hat er auch Glück. Im Vorjahre weisagte er wiederholt eine größere Dürre. Diese trat wirklich ein. Seidem fühlt er sich wie ein aufgeblähter Frosch und seines Ansehens ist kein Ende.

Auf solche Strapazen braucht man Rekreation. Daher gibt man sich nach dieser Wahrsagerszene einem ausgiebigen Trunke hin. Heulend, singend, die Trommel schlagend, gehen die lustigen Leutchen im Gänsemarsch, soweit das noch möglich, heim vom Grab der Königinnen.

Wir sind geneigt, über diese kaffrische Leichtgläubigkeit und Blindheit zu lachen. Ist aber im zivilisierten Europa die Wahrsagerei und Kartenschlägerei ausgestorben? Leider noch nicht!



Die Vision des Dichters.

(Fortsetzung.)

Plötzlich hörte ich einen dumpfen Fall, einen erstickten Schrei, und als erschreckt aufsprang, sah ich mein geliebtes Weib im weißen Nachtkleide ausgestreckt auf dem Boden liegen.“

Der Erzähler hielt inne. Er hatte seinen Kopf in beide Hände gestützt und atmete gepreßt. Nur mühsam nahm er den Faden der Erzählung wieder auf. „Grace war nicht tot, wie ich erst fürchtete, nur eine tiefe Ohnmacht hatte sie umfangen. Ich trug sie auf ihr Bett, da schlug sie die Augen auf, und mit einem wehmütigen Lächeln flüsterte sie die Worte, die ich damals nicht verstand: „Seele um Seele!“ Dann sank sie wieder in Bewußtlosigkeit. Zwei Ärzte, die ich rasch hatte rufen lassen, standen kopfschüttelnd an ihrem Lager.

Am nächsten Nachmittage hielten Leben und Tod seinen Eingang in der „Villa Grace“: Das Leben in Gestalt eines zarten Töchterchens, und der Tod, indem er die junge Mutter hinwegraffte. Grace hatte nur noch die Kraft, mir die Sorge um das so heiß ersehnte Kind ans Herz zu legen. „Nenne sie Beatrice“, hauchte sie. „Lebe wohl, Harry — Seele um Seele. — Dann fiel ihr Kopf zurück, und ihre Augen, die Sonnen meines Lebens, schlossen sich — es wurde Nacht! —

Laßt mich schweigen über die folgende Zeit. Mein Weib ruhte in der Erde. Mein Kind wurde von einer älteren Verwandten gut versorgt. Ich war fast wahnsinnig vor Schmerz. Ich tobte und wütete.

Es konnte keinen Gott geben — sonst hätte er mir meine Grace nicht genommen! — Nun war alles vorbei! — Ich war hoffnungslos verloren! Ich warf allen Glauben voll Troß über Bord und stürzte mich auf mein Manuskript. Ich wollte und mußte es vollenden — Gott zum Troß! Ein Werk sollte es werden, das großes Aufsehen in der Welt erregen würde! Jedes Gefühl von Reue und Unruhe erstickte ich. Das Buch sollte mir eine glänzende Stellung in der Schriftstellerwelt schaffen.

Mit Spott und höhnischem Lächeln dachte ich an das Entsetzen, das dies gottesleugnerische Buch unter den Besten erregen würde. Die unheilvolle Wirkung desselben war mir gleichgültig.

Ich liebte niemand mehr als mein Kind. Wenn ich das Callen der Kleinen vernahm, wurde mein Herz für einige Minuten weich. Dann ließ ich unwillkürlich die Hand sinken, die das unselige Werk beendete. Ich schrieb wie auf Leben und Tod

mit solchem Eifer, daß ich das, was ich schrieb, beinahe selbst lebte. Bis spät in die Nacht schrieb und schrieb ich — und je bitterer und schärfer ich meine Gedanken zum Ausdruck brachte, desto größer war meine boshafte Freude daran.

Was war aus meinem Friedensheim geworden! Eine Hölle von Schmerz und Verwünschungen, denn jeder Gegenstand, der mich an meine unvergeßliche Grace erinnerte, brachte mich schier zur Verzweiflung. Und je unglücklicher ich mich fühlte, desto mehr lehnte ich mich auf gegen Gott und fluchte ihm . . .“

*

Harry Ashton hielt erschöpft inne. Im ernstesten Schweigen saßen beide Freunde, sichtlich ergriffen über die strenge Selbstanklage des unglücklichen Mannes. „Es ist nicht mehr viel zu bekennen“, fuhr er fort. „Aber jetzt kommt das Unglaubliche, das sich durch Gottes große Barmherzigkeit mit mir armen Sünder zugetragen hat.“

Es war in einer Herbstnacht. Die Uhr schlug zwei, als ich mein Buch beendet hatte. Mit einem Seufzer der Erleichterung warf ich die Feder weg und betrachtete meine Arbeit!

Meine ganze Seele mit all ihrem Denken und Fühlen, ja selbst ihren geheimsten Sünden — lag in jenen eng beschriebenen Seiten vor mir . . . und plötzlich überkam mich ein Gefühl der Abneigung. Es war, als ob der Rest meiner besseren Natur noch einmal aufflammte. Aber im nächsten Augenblick stieß ich mit einem Spottgelächter meinen Stuhl vom Tische und stand auf.

Mein Werk war nun vollbracht — das Buch, an dem ich jahrelang gearbeitet hatte, ich wollte es noch am selben Morgen in die Hände des Verlegers geben.

Aber trotzdem ich alle Bedenken abgeschüttelt hatte, fand ich doch keine Erleichterung, und mein Herz war schwer, als ich mich endlich halb angekleidet auf mein Lager warf und alles im Schlafe zu vergessen suchte.

Wie lange ich in diesem Zustand von Halbschlaf lag, weiß ich nicht, aber ich wurde von einem leisen Rauschen im Zimmer aufgeschreckt. Gleich war ich vollständig wach — ein unheimliches Gefühl beschlich mich.

Fortsetzung folgt.

Gebetserhörungen.

Der kleinen heiligen Theresia, dem heiligen Judas Thadäus und der ehrwürdigen Benigna Consolata herzlichen Dank für auffallende Hilfe bei der Ablegung eines schweren Examens.

Schwester Luzia.

Dem heiligen Joseph innigen Dank für gnädige Erhörung.

N. N.

Dank dem göttlichen Kinde Jesu und der unbefleckten Empfängnis Mariä für erlangte Hilfe in einem Berufsangelegen nach einer neuntägigen Andacht.

N. N.

Eingegangene Spenden:

Für vier Heidenkinder Mk. 84.—; für drei Heidenkinder Mk. 63.—; aus Jeschona Mk. 10.—; Weeze Mk. 5.—; Nideggen Mk. 5.—; J. S. Mk. 2.50; Markelsheim Mk. 15.—.

Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1928



COMMAN'S PINX.

BK

Maria, Maienkönigin,
Dich will der Mai begrüßen;
O segne seinen Anbeginn
Und uns zu deinen Füßen.

An die Maienkönigin.

Von M. von Greiffenstein.

O wenn an deinem Throne hingen
Nur Schild und Speer und Wappenzier,
Wir kämen all mit zagen Schritten
Und furchtgebeugt, o Frau, zu dir.

Doch sieh, es sproßt zu deinen Füßen
Der roten Rosen Liebesglut,
Und scheue Vöglein traulich flüchten
In deines blauen Mantels Hut.

Kein Wächter steht auf deinen Stufen,
Der streng nach Recht zum Einlaß fragt;
Für jeden Bettler an dem Wege
Allständig deine Milde tagt.

Als Herold nur tritt uns entgegen
Dein süßes Lächeln muttermild,
Wie Honigseim, der aus der Blume
Tiefrotem Balsambecher quillt.

Dein Zepter ist nicht stolz erhoben,
Nein, sanft dem Armen zugeneigt,
Der hingeworfen vor dem Throne,
Dir seines Jammers Fülle zeigt.

Da wird die Armut kühn, das Elend
Läßt nimmer deine Hände los,
Der Schmerz faßt deinen Königsmantel
Und birgt sein Haupt in deinen Schoß.

Und alle, alle Tränen fallen
In deiner Güte tiefen Grund,
Und alles Leid muß stille werden
Und jedes kranke Herz gesund.

Ob auch Rubin und Demant blißen,
O Königin, auf deinem Kleid,
Dein schönster Schmuck sind doch die Tränen,
Die dir entlockt der Menschen Leid.

O Frau, mit diesem Perlgeschmeide
Kauf deine sünd'gen Kinder frei,
Daß uns das Kind auf deinen Armen
Dereinst ein milder Richter sei!



Ein Maigedanke.

Von Schwester Engelberta.

In unserer Missionskirche in Kilema befindet sich eine lebensgroße Statue der unbefleckten Gottesmutter. Es ist eine herrliche Lourdesstatue mit solch ausdrucksvollem Antlitz, daß sie wie lebend erscheint. Ihr zu Füßen knien tagtäglich, besonders aber an Sonn- und Festtagen viele schwarze Marienkinder und blicken vertrauensvoll zu ihr empor.

Fetzt, im Monat Mai, ist sie besonders schön geziert. Wie auf einer Felsenwand steht die Königin im Lilienkleide, ganz unter frischen Blumen, die gleichsam zu ihren Füßen entsprossen. Lilien und Callas mit ihrem blendendweißen Kelch und ihrem frischen, saftigen Blättergrün, Rosen in allen Farben mit ihrem herrlichen Duft und viele andere Blumenkinder in Blau, Rot, Goldgelb und zartem Lila, schmiegen sich an die von Waldgestein hergerichtete Felswand. Und vor den Stufen des Altares schallt tagtäglich aus vielen frommen Christenseelen das „Ave Immaculata“ silberhell zu ihrem Bildnis empor; Maria, der unbefleckt Empfangenen, ist ja die ganze Mission von Kilema geweiht; sie wird hier besonders verehrt und mit Vertrauen in allen Lagen des Lebens angefleht. Und wahrlich nicht umsonst! Wem anders, als ihr, der hehren Braut des Heiligen Geistes, haben es die vielen, vielen Marienkinder in Kilema, Kiboscho und anderen Stationen am Kilimandjaro zu verdanken, daß es ihnen möglich ist, so rein, fromm, demütig, einfältig und würdig das blaue Band und die Marienmedaille zu tragen! Unter ihrem Schutz und Schirm wachsen und erblühen diese Marienkinder und treten rein und unbescholten als Jungfrauen an die Stufen des Traualtares. Wie viele schon aus ihren Reihen verschmähen sogar die Freuden des Ehestandes und melden sich als Jungfrauen, um Gott in der Welt und selbst schon im heiligen Ordensstande dienen zu wollen; sie helfen den Schwestern beim Unterricht in der Schule, in der Krankenpflege und bei den Haus- und Gartenarbeiten ganz ohne jegliche Belohnung.

„Maria ist die Schatzkammer der Liebe des himmlischen Vaters, der Brunnen der Barmherzigkeit des Sohnes, das Gnadengefäß des Heiligen Geistes. Gott ist unzertrennlich vereinigt mit Maria. — O glorreiche Königin, so nahe bei Gott, bitte für uns.“ Wer sollte zu ihr, der Mutter der schönen Liebe, kein Vertrauen haben? Maria will ein „kindliches“ Vertrauen und dieses besitzen eben die Eingeborenen, diese schwarzen Naturkinder Afrikas, sei's nun im Süden, Osten oder Westen. Alle lieben sie die Königin des Himmels, sobald sie dieselbe nur einmal kennen und ihren süßen Namen auszusprechen gelernt haben. Wahrlich, an kindlicher Einfalt, Frömmigkeit und Liebe, womit die

schwarzen, bronzefarbigen und schokoladebraunen Afrikaner ihr Ave Maria nach ihren verschiedenen Bantusprachen aussprechen, stehen sie vor den zivilisierten, europäischen Christen und Marienverehrerern nicht zurück.

Die Marienkinder in Südafrika, besonders aus der Mariannahiller Mission, welche bereits durch Schulung und höhere Zivilisation schon vorgeschritten sind in jeglicher Geistesbildung, sah ich oft und gern Marienaltäre schmücken, die schönsten Blumen dazu herbeiholen und sie mit Schleifen und Kerzen schmücken. Freiwillig brachten sie diese Opfer und spendeten die Lichter von dem Gelde, das sie sich durch Nähen verdienten.

Selbst kleine Kinder, noch auf den Armen der christlichen jungen Mütter, sah ich schon Blümchen bringen für die „Ma was' ezulwini“ (Himmelsmutter). Eine sehr brave Jungfrau, schon über 20 Jahre alt, Emerentia mit Namen, aus der kleinen stillen Missionsstation Maria Einsiedeln, brachte uns eines Tages ein ganzes Paket gekaufte Kerzen, die damals noch sehr teuer waren, um damit die große Statue unserer lieben Frau von Einsiedeln im goldenen Rosenkleide zu beleuchten. Und unsere Klara, die sanfte Tauben-Natur, sah ich tagtäglich, nachdem sie in der Sakristei für die heilige Messe ausgelegt hatte, vor dem Bilde der Einsiedlermutter lange knien und beten. Da fiel mir dann jedesmal das schöne Gebetlein ein:

Da knie ich, Maria, vor deinem Bild,
Mein Herz von Freude und Jubel erfüllt;
Drin flüstert und klingt es so leise, so lind:
„Du meine Mutter, und ich dein Kind!“

Und kniete ich stundenlang, stundenlang hier,
Nichts andres, o Jungfrau, sagte ich dir
Als die Worte, die mir die liebsten sind:
„Du meine Mutter, und ich dein Kind!“



Das Muttergottesbild unter den Heiden.

Wor vielen Jahren war ein Schiff, auf dem sich mehrere Priester befanden, genötigt, auf der Insel Kuba zu landen. Wie staunten sie, als sie in dem Flecken, in dessen Nähe sie ans Land gestiegen waren, einen Tempel und in demselben ein Muttergottesbild fanden, welchem die Einwohner, die doch alle Heiden waren, große Ehrerbietung bezeigten. Sie erfuhren, daß sie selbes durch einen Fremden erhalten und durch ihn in der Verehrung der himmlischen Frau unterwiesen worden seien. Dieser Fremde

war auf einer Reise nach Chile erkrankt. Aus Furcht vor Ansteckung wollten seine Gefährten ihn nicht länger im Schiffe behalten, setzten ihn auf Kuba ans Land und überließen ihn seinem Schicksale. Er erholte sich wieder und schenkte den Einwohnern jenes Fleckens, die ihm mitleidig beigestanden hatten, ein Muttergottesbild, das er bei sich trug, und dem sie Wohlgefallen bezeigten. Zugleich unterwies er sie, wie sie dasselbe mit dem Englischen Gruß verehren sollten. Die unwissenden Menschen konnten aber nicht mehr im Gedächtnisse behalten, als die ersten zwei Worte „Ave Maria“, und fuhren, als jener die Insel wieder verlassen hatte, fort, diese zwei Worte oft vor dem Bilde zu sprechen, und zwar sich vor ihm auf die Erde niederwerfend. Es war den christlichen Priestern ein leichtes, ihnen zu erklären, wer die Frau sei, welche das Bild darstellte, und sie für den wahren Glauben zu gewinnen, den der göttliche Sohn dieser Frau vom Himmel gebracht und der Welt verkündet hatte. Sie ließen sich taufen, und verehrten fortan in ihr die gnadenreiche Mutter, welche allen zu helfen bereit ist, die sich vertrauensvoll an sie wenden.



Wer hilft!

Diese bescheidene Anfrage kommt aus unserer Station *Einsiedeln*, einer der ältesten von Mariannahill, dazu einer der ärmsten. Die dort im Jahre 1887 aufgeführten Notbauten, mit denen man sich wegen Mangels an Mitteln bedienen mußte, sind heute dem Verfall nahe. Die Küche steht bei Regenwetter immer unter Wasser. Die hie und da angewandten Holzfundamente mit Seitenpfosten der Gebäude sind von den weißen Ameisen zerstört und lassen baldigen Einsturz erkennen. Die Priesterwohnung, ein aus Stampf-Erde aufgebauter Kraal, zeigt bedeutende Risse und dürfte in nächster Zeit unbewohnbar werden.

Unser mit eigenen Händen aufgebauter Ziegelofen steht fertig da zum Gebrauch; indessen zum Neubauen fehlen uns die Hilfsmittel. Das Holz für den Bau ist hier teuer, sowie das Blech fürs Dach und die Arbeitslöhne sind hoch. — Wird uns unsere liebe Frau von Einsiedeln mitleidige Herzen wecken, welche uns helfen werden? — Wir hoffen es und werden uns für die kleinste Gabe dankbar zeigen.

Beiträge möge man an die Missionsprofura in Neuenbeken bei Paderborn schicken.

Allerlei aus der Mission.

Samania: Aber die Ankunft unserer drei Schwestern, welche am 22. November 1927 von Antwerpen aus nach dem Kongo-gebiet abgereist sind, erhielt die Ehrwürdige Mutter Generaloberin vom Pater Superior folgende Zeilen:

„Frisch und munter und voller Freude sind die neuen Schwestern am hochheiligen Weihnachtstage selbst hier angekommen. Das war ein schönes Weihnachtsgeschenk! Der liebe Gott hat doch immer noch liebevolle Aufmerksamkeiten für seine Kinder. Der Hochwürdigste Herr Bischof ist auf Dienstreisen und sehr weit von hier entfernt. Darum habe ich mit Mutter Nivarda Ihre Töchter abgeholt. Das Boot landete um 6 Uhr in Coquilhatville. Von der Pastorie aus hatten wir uns schon gegenseitig vom Boot aus begrüßt. Wir nahmen dann das kleine Gepäck mit und fuhren mit zwei Autos weiter. Eines gehörte der Mission, das andere dem Herrn Präsidenten vom Gerichtshof. Der Herr Präsident, ein sehr guter Katholik, machte selbst den Chauffeur. Es war sehr viel Volk hier mit Weihnachten. Die Ankunft Ihrer Töchter war wirklich in jeder Beziehung ein freudiger Einzug. Wenn eben möglich werden wir noch eine Photographie machen von den acht Schwestern, die hier sind.

Sie können sich die große Freude von Mutter Nivarda und den älteren Schwestern kaum vorstellen, sowie auch die Freude der Missionare; denn es gibt ja so viel Arbeit. Wir bilden ja alle nur eine Familie, und wenn wir alles aus Liebe zum Herzen Jesu so weiter tun, so wird es uns immer aufs neue mit seinem Segen beglücken. Ja, das heiligste Herz Jesu wird unser bisheriges Zusammenarbeiten, welches ja eine so große Kraft und ein großes Glück in sich birgt, mit seiner Gnade unterstützen.

Wir hatten ein einfaches aber schönes Weihnachtsfest. Es waren auch ungefähr 40 Weiße in der Mitternachtsmesse. Am Weihnachtstage selbst hatten wir 1300 bis 1400 heilige Kommunionen. Eine große Partie Katechumenen wird am heiligen Dreikönigfest die heilige Taufe empfangen.

Möge Jesu Herz Sie und Ihre Kongregation segnen für die große Hilfe und Stütze, die Sie unserer Mission durch Ihre Töchter geschenkt haben . . .“

Bura: Unsere kleine Maria spielte und tanzte in dem kleinen Drahthäuschen, das eigentlich für die kleinen Hühnchen bestimmt ist, um dieselben vor dem Geier zu schützen. „Mutter“, rief sie, „das ist jetzt mein Haus. Ich habe schön gekehrt, siehe Schwester, wie hübsch es nun aussieht.“ Lächelnd sagte ich zu ihr: „Es ist gut, und ich gebe dir einen Schilling, wenn du heute nacht allein darin schläfst!“ „O einen Schilling“, bekam ich jubelnd zur Antwort. „Was kaufst du dir denn für den Schilling?“ entgegnete ich. „Ich bringe ihn dem Jesulein!“ „Und was wird
70!

das Jesulein kaufen?“ „Es kann eigentlich nichts kaufen, aber ich lasse für deine verstorbene Mutter eine heilige Messe lesen!“ „Aber, Kind, dann mußt du ja zwei Schillinge haben!“ „O das tut nichts, du gibst mir dann noch einen aus meiner Sparbüchse!“

Während ich nun an meine Arbeit ging, vergaß ich das Gespräch mit dem Kinde. Doch vor dem Schlafengehen erinnerte ich mich dessen wieder und, die Waghalsigkeit unserer kleinen Maria kennend, schaute ich doch nach dem Drahthäuschen, fand



Unsere Schwestern in Bamanian, bei der Ankunft der drei letzten Schwestern.

es aber glücklich leer. Am nächsten Tage kam die Kleine strahlend und bat mich um den versprochenen Schilling. Sie hatte nämlich gewartet, bis alles zur Ruhe war, und schlich sich dann leise heraus, indem sie einem älteren Mädchen, welche das Kind warnte, zur Antwort gab: „Ist der liebe Gott nicht mit mir?“ Als der kleine Hahn sie weckte, schlich Maria wieder zum Kinderhaus zurück. Ich mußte ihr nun auch, wohl oder übel, den versprochenen Schilling geben. Sie nahm noch einen aus ihrer Sparbüchse, ging damit zum Pater Missionar, um eine Messe für meine verstorbene Mutter lesen zu lassen. So viel Großherzigkeit findet man bei unseren schwarzen Kindern.

Schwester Roselina.

Heiteres aus der Mission.

Hier herrschte unter den Hühnern eine Krankheit, welche alle dahinraffte, so daß zuletzt nur noch 5 kleine Küchlein im Hühnerstall waren. Die Schwester erzählte das bei ihren Kleinen. Schnell erwiderte die kleine allkluge Laura: „Ja Schwester, das Ende der Welt kommt und das beginnt schon bei den Hühnern.“

Häuptlings Hochzeit.

Von Schwester M. Felizitas, Rombo.

Eine große und noch dazu seltene Festlichkeit stand vor der Türe. Der junge Häuptling von Mrere sollte Hochzeit feiern. Erst kürzlich wurde er mit seinen alten Eltern getauft, und nun wollte er Hochzeit machen. Hochzeit! Läßt dieses Wort schon an und für sich ein Negerherz höher schlagen, dann um so mehr, wenn der Bräutigam ein König ist.

Bei gewöhnlichen Hochzeiten ist ja auch jedermann willkommen und kann sich dann wenigstens am Pombe (einheimisches Bier) gütlich tun, aber bei einem Häuptling, da ist es wohl der Mühe wert, daß man schon im voraus mit der Junge schnalzt bei dem Gedanken an die dicken Fleischbrocken und was es sonst noch alles Gutes gibt. Was hier die Spannung und Erwartung noch besonders erhöhte, war der Umstand, daß die Braut ein „halbweißes“ Mädchen war. Wohl hatte im vorigen Jahre schon ein Nachbarhäuptling eine halbweiße Frau heimgeführt, aber diese beiden Fälle stehen dann auch so ziemlich vereinzelt da. Und gab es damals schon „Außergewöhnliches“ zu sehen, z. B. die Braut in „Kranz und Schleier“, so sollte es diesmal womöglich noch großartiger werden. Abgesehen davon, daß doch notwendig der eine den andern übertreffen muß, weiß auch der Neger, und zumal wenn er ein Häuptling ist, daß in einem ganzen langen Jahre die „Kultur und Zivilisation“ mächtig steigt und man schon des guten „Negertones“ halber mitmachen muß. Also darum in möglichst großem Stil. Alle diese Möglichkeiten wurden schon lange zuvor eingehend besprochen, besonders unter dem Frauengeschlecht, wo die Kleiderfrage eine so mächtige Rolle spielt. Wußte man doch genau, daß der Häuptling mit seinem Karani (Sekretär) in Moshi war und ziemlich bepackt zurück kam. Ob da wohl die Kleider für die Braut dabei waren? Wer konnte es wissen. Aber sehr wahrscheinlich war es doch so. Man tut gut, recht frühe in der Kirche zu erscheinen, damit man einen schönen Platz gewinne und alles genau sehen könne. Unter solchem und ähnlichem Gedankenaustausch rückte der Festtag immer näher.

Da nun die halbweiße Braut Amanda schon von ihrer frühesten Jugend an auf der Mission erzogen wurde, so durften wir Schwestern natürlich nicht abschlagen, der kirchlichen Hochzeitsfeier beizuwohnen. So machten wir uns denn früh um 5 Uhr auf den Weg, um die zwei Stunden entfernte Missionsstation Maschatti, wo die Trauung stattfand, zu erreichen. In der Nähe der Station angelangt, sahen wir auch schon aus allen Gegenden die Festgäste herbeieilen. Vom raschen Gehen noch fast außer Atem, traten wir in die festlich geschückte Kirche.

Trotz der vielen Arbeit, die gerade zu dieser Zeit auf dem Felde war, war das große, geräumige Gotteshaus ganz überfüllt. Sofort begann auch die Trauung und heilige Messe. Recht schöne und passende Lieder erschollen vom Chor. Wirklich man kann nur staunen und muß Gott danken, wenn man das schon ganz christliche Volk sieht, das vor wenigen Jahren noch so tief im Unglauben war. Möge der christliche Glaube grünen und blühen in diesem so viel versprechenden Lande.

Als nun die kirchliche Feier zu Ende war, ordnete sich der Brautzug. Voraus die Fahnenträger. Dann kamen die Musiker. Zehn Trommler waren von der Hauptstation Kilema erschienen. Und daß diese auch aus Leibeskräften trommelten, brauche ich wohl nicht zu betonen. Dann kamen die Kinder mit Blumen in den Händen, ihnen folgte das königliche Brautpaar mit Eltern und Verwandten, denen sich das übrige Volk anschloß. Der Bräutigam, in einem tadellosen europäischen Anzug und Schuhe an den Füßen, machte einen stattlichen Eindruck. Die Braut in einem rosaseidenen Kleid, darüber eine gelbe gehäkelte Jacke, rosa Schleier und weißen Kranz, sah auch nach afrikanischen Begriffen ganz „fürstlich“ aus. Nur durfte man nicht beachten, daß unter dem seidenen Kleide die bloßen Füße recht „unfürstlich“ hervorschauten. Die königlichen Finanzen waren eben auf solch tiefe Eingriffe nicht vorbereitet. Nun, das war schließlich eine Sache von nebensächlicher Bedeutung. Wenn nur das Kleid schön ist, und schön, herrlich schön war es, darüber waren sich alle einig.

Nun setzte die Blechmusik ein, und unter der deutschen Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ setzte sich der Zug in Bewegung. Wir gingen auf einem näheren Wege voraus zum „königlichen Schloß“. Alles war festlich geschmückt mit Palmen und Fahnen. Viele dienstbaren Geister walteten geschäftig ihres Amtes. Vier große gemästete Ochsen wurden gerade zerlegt. Wir besichtigten nun das eigentliche „Wohnschloß“ des „Herrscherpaares“, eine niedrige Lehmhütte mit zwei kleinen Zimmerchen. Das erste war gerichtet für die Nachbarhäuptlinge mit ihren Sekretären und Oberbeamten und was sonst noch für schwarze Hoheiten geladen waren. Das zweite war für das Brautpaar selbst. In der einen Ecke stand ein Tisch, weiß gedeckt und mit Blumen geschmückt; in der andern Ecke stand das „Brautbett“ ganz nach europäischem Muster; nagelneue Decken lagen ausgebreitet, sogar ein Kopfkissen war da, und was die Eleganz zur höchsten Stufe steigerte, war das Moskitoneß, womit die Bettstelle umgeben war. Bei uns gibt es Gott sei Dank überhaupt keine Moskitos; aber so ein Neß ist auch ohne Moskitos sehr schön und gehört auch mit zum „feinen Ton“. — Um die Häuptlingshütte herum sind noch viele andere Kraale, Hütten und Hüttchen, worin die Verwandten, die dienstbaren Geister, das Vieh und

was sonst noch alles zu einem „Häuptlingshoffstaat“ gehört, untergebracht sind. Im Hofe war eine Art Baldachin für das Brautpaar errichtet. Eine Bank, kunstvoll mit Palmen umgeben, darüber ein Dach aus rotem Stoff und oben darauf zwei Fahnen. Wirklich, es sah gar nicht übel aus. Unterdessen verkündeten die immer mehr zu Herz und Ohren gehenden Trommelschläge, daß der Zug bereits in nächster Nähe ist. Die „Redner“ stellen sich in Positur. Das Brautpaar nimmt unter dem Baldachin Platz. Erst noch ein herzerweichender Brauttusch und dann begann ein Redner im Namen des Häuptlings zum Volke zu sprechen. Er betonte, daß es der sehnlichste Wunsch des Häuptlings sei, daß alle seine Untertanen, ob jung, ob alt, Christen würden; sie sähen doch selbst mit eigenen Augen, daß es viel schöner sei und daß viel mehr Friede in einer christlichen Ehe herrsche usw. Wirklich, der Redner konnte sich hören lassen. Als er seine Ansprache beendet und die dicken Schweißtropfen von der Stirne gemischt hatte, erscholl ein schönes, allerdings recht kräftig vortragenes Marienlied. Dann sprach der zweite Redner. Er richtete seine Ansprache an das Brautpaar selbst. Sie sollten nie vergessen, führte er aus, was sie heute einander gelobt, sie sollten einander lieben, helfen und beistehen in Freud und Leid; dann dürften sie auf Gottes Schutz sicher rechnen. Auch diese Rede hatte Hand und Fuß und hätte sich ganz gut in Europa hören lassen können.

Hiermit war nun der ernstere Akt des Festes vorüber; nun begann der gemütliche Teil. Das Brautpaar nahm die Glückwünsche von allen Seiten entgegen und wurde dann in das Haus geleitet. Dort angelangt, wurde der Braut ein mit einem roten Seidentuch verzierter Tropenhut überreicht, den sie über Kranz und Schleier aufsetzen mußte. Dann wurde der goldene Brautring betrachtet und bewundert. Der Bräutigam erzählte es allen, die es hören wollten: „Fünf Schillinge habe er dafür bezahlt.“ Aber die Braut, welche sonst nicht die klügste war, sagte leise zu uns: „Der Ring ist keine zwölf Heller wert, es ist nicht einmal ein Stempel drin.“ Sie mochte wohl Recht haben.

Nun wurden auch schon allerorts dicke Fleischklumpen und Bier herumgereicht. Die offiziell geladenen Gäste bekamen dazu noch mächtige Berge Reis. Uns, als Ehrengästen, wurde in einem extra Hüttchen serviert. Sehr appetitanregend war es allerdings nicht, als unser „schwarzer Kellner“ feierlich vor unseren Augen sein rotes Taschentuch herauszog und damit noch einmal gründlich über unsere Teller fuhr, damit sie doch ja ganz rein seien. Dessenungeachtet ließen wir uns nach einigen heroischen Akten die Suppe doch gut schmecken. Dann gab es Braten mit europäischen Kartoffeln und zuletzt Kaffee. Bei den Engländern hatte man gesehen, daß zum Servieren von Kaffee und Milch ein Sieb gebraucht wird und es gehörte also zum



Erholungsbedürftige Kinder in unserm St.-Josephs-Klosterchen in Bad Kissingen.

uten Ton. Also 'ein nagelneues Kaffeesieb wurde gebracht. Die süße dicke Sahne wollte aber nicht so schnell durch die kleinen Löchelchen und ergoß sich deshalb über unsere Habite. Nun so etwas muß man schon in den Kauf nehmen, wenn man zur Hochzeit geht. Als wir nun gespeist hatten, kam das Brautpaar an die Reihe. Da das „königliche Porzellan“ etwas knapp war, ging alles hübsch der Reihe nach. Die „weniger Vornehmen“ hatten sich inzwischen schon ohne Teller und Besteck bedient. Während sich nun der Bräutigam recht gütlich tat, rührte die Braut von all den Herrlichkeiten nichts an. Auf mein Befragen flüsterte sie mir leise ins Ohr: „Weißt du, ich will heute fasten, damit ich Segen für mein künftiges Leben bekomme.“ Wirklich, wir waren erstaunt. Diese Worte aus dem Munde eines ungebildeten halbweißen Mädchens verdienten wahrhaftig der Nachahmung. Der liebe Gott wird sie gewiß reichlich segnen dafür.

Als nun die Magenfrage erledigt war, wurde getanzt und gespielt, und wir Schwestern machten uns auf den Heimweg. In recht bewegten Worten dankte der Bräutigam für die große Ehre, die wir durch unsere Gegenwart ihm und seiner Braut erwiesen hätten. Gerührt nahm man allenthalben Abschied von uns. Gegen Abend kamen wir müde nach Hause. Am nächsten Tage wurden wir noch einmal lebhaft erinnert an den verfloffenen Festtag, als wir nämlich unsere Kleider von den Milchflecken reinigten.



Ahrenlese.

Von Schwester Alfreda, Triashill.

Am Tage vor Weihnachten kam ein Mädchen, Veronika, die von ihrem Vater zu einem heidnischen Burschen geschickt wurde. Sie schlug jedoch andere Wege ein und bat um Aufnahme in die Missionschule. Man muß oft staunen, wie heidnische Mädchen, die gerne Christin werden möchten und dabei auf große Hindernisse stoßen, sich durchkämpfen müssen und zuweilen doch ihre Eltern und Brüder dahin bringen, es ihnen zu erlauben.

Erst kürzlich war ich Zeuge, wie zwei Mädchen, welche vom heimathlichen Kraal weggelaufen waren, weil sie von ihren zukünftigen heidnischen Männern, an die sie schon als kleine Kinder verkauft waren, loskommen wollten. Sie legten ihren Eltern alles so ruhig und schön vor, wie sie gerne Christinnen werden möchten und daß sie doch nicht um ihre Ochsen kommen würden, wenn sie nur ein wenig Geduld hätten, so daß sie schließlich die Erlaubnis erhielten, bei uns bleiben und lernen zu dürfen.

*

Vor kurzem klopfte ein Witwer an die Schultüre, um das Mädchen, mit welchem er mehrere Jahre in wilder Ehe lebte, in die Missionschule aufnehmen zu lassen, damit er sie dann später christlich heiraten könnte.

*

Zu Weihnachten kam ein Mädchen mit ihrem sechsjährigen Kind, um sich nun zu bekehren. Um standhaft bleiben zu können, bat sie um Aufnahme in die Missionschule und ist wirklich brav und tapfer gegenüber den Lockungen zu ihrem früheren Sündenleben. So kommt eine Seele um die andere.

*

Seit kurzer Zeit hat sich die Schule der Tageschüler um 24 Kinder vermehrt, so daß die Station St. Barbara jetzt eine Schule von etwa 185 Tageschülern und mit den Knaben etwa 40 Missionschüler hat. Auch sind schon bereits die drei ersten Priesteramtskandidaten von hier nach Natal abgereist und Schwester Amiliana holte sich hier zwei Kandidatinnen für die neue Kongregation der Töchter vom heiligen Franziskus. So arbeitet die Gnade in den Herzen unserer Christen und bereits leimt auch schon der Same für das Priestertum und das Ordensleben mitten im heidnischen Lande.



Die Vision des Dichters.

(Schluß.)

Es war, als ob jemand Papiere umwendete — und sofort dachte ich an mein Buch! Wie ein Blitz kam mir die Überzeugung, daß während der langen Jahre meiner Arbeit mich jemand belauert hatte, der den literarischen Wert des Buches ahnte und mich nun dessen berauben wollte! . . .

Ich lag regungslos und überlegte, wie ich am sichersten des Diebes habhaft werden könnte. Unglücklicherweise vergaß ich, als ich am Schreibtisch die Lampe auslöschte, die Streichhölzchen neben mich zu stellen und konnte daher kein Licht machen.

Mit bis zum äußersten gespannten Nerven lag ich da, auf das noch immer leise rauschende Papier horchend. Dann, mit der Absicht, durch das Dunkel hindurch die Umrisse dieser Person, die mich offenbar zu berauben suchte, zu erspähen, wendete ich den Kopf langsam dem Geräusche zu und öffnete die Augen.

Der Anblick, meine Freunde, der sich mir jetzt darbot, machte mir das Herz bis in die Kehle klopfen. Kalter Schweiß bedeckte meine Glieder, die plötzlich wie gelähmt waren!

Der Tisch, an welchem ich vor kurzem saß, war von mildem Licht, von einem überirdischen Glanz überflutet. Und dort, beide Arme auf den Tisch gestützt, mein Manuskript in den Händen haltend, saß eine Gestalt. Die blendende Weiße ihres Gewandes, die unbeschreibliche Schönheit des Hauptes, das sich über mein Manuskript beugte, erfüllte mich mit unaussprechlicher Bewunderung und Erfurcht.

Für einen Augenblick kehrte das alte rebellische Gefühl mit doppelter Heftigkeit zurück. Es war, als ob Tausende von Teufeln um meine Seele kämpften.

Ich wollte laut aufschreien — wollte mir einreden, es sei nur ein Traum. Aber da die Gestalt eine Bewegung machte und ein Blatt umwendete, wodurch das Rauschen des Papiere wieder vernehmbar wurde, ward ich von der Wirklichkeit des Gesehenen überzeugt. Wie ein Blitz zog meine Schuld an mir vorbei.

Von schuldberuhter Scham über das, was ich geschrieben hatte, überwältigt, erhob ich mich und, an allen Gliedern zitternd, glitt ich dem Tische näher.

Für einige Minuten stand ich da, die Gestalt beobachtend, wie sie noch immer ruhig das Manuskript durchlas. Und als ich bemerkte, wie Tränen über das edle Gesicht rollten und auf das Papier fielen, trat ich noch näher und machte eine Bewegung, als wollte ich ihr das Manuskript entreißen.

Langsam hob die Gestalt das Haupt und heftete ihre Augen auf mich — es war meine Grace! . . .

Wie kann ich je den Blick tiefer Liebe und heftigen Schmerzes, der mein Auge traf, beschreiben! Dieser Blick durchschnitt meine Seele, brannte bis in die innersten Falten meines Herzens, Vergebens suchte ich ihm zu entgehen — ich war gezwungen, ihn auszuhalten.

Es war, als schwebe ich in der Angst und Qual zwischen Leben und Tod. Als wären alle Mächte der Hölle plötzlich losgelassen, um meine Seele zu erkämpfen, die in ihrer erbärmlichen Mißgestalt dastand — und unfähig, den noch immer auf mich gerichteten Blick länger zu ertragen, fiel ich mit einem Aufschrei wie tot zu ihren Füßen.

*

Es war heller Tag, als ich das Bewußtsein wieder erlangte und mich am Boden neben dem Tisch ausgestreckt fand — mein Manuskript lag neben mir. Als ich mich erhoben hatte, fiel mein Blick auf den hohen Wandspiegel. Wie aber sah ich aus! Mein Gesicht war aschfahl — und die vorderste Stirnlocke war über Nacht schneeweiß geworden! . . .

Wie betäubt stand ich. War alles ein Traum? Doch diese weiße Locke bestätigt die Wahrheit des Erlebten.

Mit Entsetzen erblickte ich meine unselige Arbeit, die zu meinen Füßen lag. Ich schauderte vor ihr zurück und zitterte an allen

Gliedern. Sobald ich meine Fassung wiedergewonnen hatte, hob ich das Manuskript auf und warf es schauernd in den Kamin, strich ein Streichholz an und sah mit fieberhafter Erregung, wie es in Flammen aufging.

Dann wurde mein Herz nach und nach leichter. Es war, als ob dieses abscheuliche Werk tatsächlich mein altes, schlimmes Leben sei, das da verbrannte, und als schließlich nichts davon übrig geblieben war, als ein Häuflein Asche, wandte ich mich mit einem Seufzer der Erleichterung ab, zog meinen Überrock an und, von einer unsichtbaren Macht getrieben, verließ ich das Haus und ging zur Kirche, die ich seit Graces Begräbnis nicht mehr betreten hatte.

*

Als ich eintrat, war der Priester im Begriffe, die heilige Hostie emporzuheben — das Wandlungsglöcklein erklang. Alle knieten in Anbetung vor dem Altare, tiefe Stille herrschte. Einen Augenblick stand ich mit entblößtem Haupte unsicher, was ich tun sollte! . . . Dann brach ich in die Knie. — Sobald die Messe beendet war, warf ich mich einem Priester zu Füßen, in einem Strom von Reuetränen ausbrechend . . . Ach Gott, wie leicht war mir nachher!

*

Was soll ich noch weiter erzählen? —

Von dieser Stunde an war ich wie umgewandelt. Und den heiligen Schwur, meine Feder nur noch der Sache Gottes zu widmen — den habe ich gehalten! Preiset mit mir Gottes Liebe und Erbarmen, schloß Harry Wshon, die dargebotenen Hände der Freunde herzlich drückend. —

„Das war ein Genuß, und zugleich eine Geist und Herz erhebende Lehre, die du uns durch deine Lehre gabst, Harry“, sagte Achtermann und trocknete seine Augen. Auch Signor Manuel war tief ergriffen. Er ließ die Hand des Dichters nicht mehr los und sagte: „Harry, du hast mich aufs neue in meinen guten Vorsätzen befestigt. Ich danke dir. Nur eines sage mir noch“, fuhr er fort, „wie hast du dich später über den Verlust Graces trösten gelernt? Denn du pflegst doch immer heiter zu sein?“

Harry Wshon hob die Stirne. „Nun, Manuel, die Liebe stirbt doch nicht mit dem Leibe? Grace war meine zweite Seele und blieb es auch, als sie gestorben war. Die Erinnerung an sie nehme ich überall mit hin. Sie wird mir durch meine Tochter Beatrice aufs neue lebendig, ich grüße sie in allem Schönen, ich spreche mit ihr im Dunkel der Nacht und im Glanz des Tages — und diese Erinnerung an Grace macht mich reich und glücklich. Ich tausche mit keinem König. Leben — Tod — Leid und Glück — alles kommt vom Herrn, dem Gott der Liebe. Und alles, was noch kommen mag — ich fürchte nichts, ich

nehme es dankbar an und schmiege mich in die Arme der göttlichen Vorsehung, wie ein Kind in den Schoß der Mutter.

Meine Grace ist tot, schon mehr als 12 Jahre, und doch umschwebt mich ihr Geist, aus dem Munde meines Töchterchens höre ich ihre süße Stimme erschallen, aus Beatricens Augen strahlen mir die ihrigen entgegen. In meinen Gedichten und Romanen steht Grace immer wieder aufs neue auf — so kann mir ihr Bild nicht erblaffen.“

„Wo ist Deine Tochter?“ fragte jetzt der Bildhauer. „In der Klosterschule der Ursulinerinnen. Ich freue mich schon, wenn sie erwachsen ist und immer bei mir sein wird. —

Doch das Feuer im Kamin ist ausgebrannt, meine Lieben, meine Erzählung ist zu Ende. Das nächste Mal muß uns Freund Achtermann seine Geschichte erzählen. Und dann kommst du an die Reihe, Manuel.“

„Ja, gewiß“, entgegnete der Maler, „ich aber habe durch deine Erzählung Harry, bereits den schönsten Entwurf zu einem neuen Bilde im Kopf! Die Vision des Dichters!“



Gebetserhörungen:

Dem lieben heiligen Joseph vielen Dank für Erhörung in einem großen Anliegen. Neidingen.

Dem heiligen Joseph innigen Dank für gnädige Erhörung. N. N.

Gebetsempfehlung.

Dem frommen Gebete unserer lieben Leser empfehlen wir die Seele des verstorbenen Herrn Menf aus Mussum; der Verstorbene war ein eifriger Förderer der Caritasblüten.

Eingegangene Spenden:

Für die Missionen aus Würzburg Mk. 2.50, Friedrichsdorf Mk. 5.—, Paderborn Mk. 50.—, Rheine Mk. 2.50, Paderborn Mk. 3.—, Venne Mk. 100.—, Klein-Strehlitz Mk. 6.50, St. Vith, in einem besonderen Anliegen Frs. 100.—, St. Vith, für arme Heidenkinder Frs. 10.—, Neidingen, für arme Heidenkinder Frs. 50.—, Neidingen, um eine gute Sterbestunde Frs. 20.—.

Armenbrot: aus Neidingen zu Ehren des heiligen Antonius Frs. 50.—.

Für die Missionschule: aus Alsdorf Mk. 5.—, Kiegelsberg Mk. 5.—, Darfeld Mk. 10.—, Kiegelsberg Mk. 5.—, Dortmund Mk. 30.—.

Zwei Heidenkinder: aus Hehrath und Solingen Mk. 42.—.

Almosen: Rheine Mk. 2.50, Aschberg Mk. 5.—, Fulda Mk. 2.—, Durlach Mk. 3.—, Heidelberg Mk. 3.50, Gladbach Mk. 5.— für zwei Freieemplare.



Caritasblüten

Nr. 6

Juni

1928



Es schlägt ein Herz in heißer Liebe zu uns allen,
Es will uns retten, trösten in des Lebens Leid,
Es hört des Armen Stöhnen und des Kindes Lallen,
O, eilt zu ihm, es wird euch helfen jederzeit!

Ein Besuch in der Herz-Jesu-Votiv-Kapelle.

(Südafrika.)

Dieses liebe, stille Kapellchen auf einem einsamen Hügel, stundenweit von allen Seiten her sichtbar, verdankt sein Entstehen einem Gelübde, das die hochw. Väter von Mariannahill zur Zeit des Weltkrieges in höchster Not gemacht haben. Ein späterer Bericht in unseren Caritasblüten wird von dem Entstehen dieses Gelübdes noch ausführlicher erzählen. Das Herz Jesu hat gesiegt, hat geholfen und wird auch weiter helfen!

Es ist Abend und die Dämmerung schleicht leise heran. Eine feierliche, geheimnisvolle Stille herrscht ringsum in der Natur. Nach vollbrachter Tagesarbeit lenke ich meine Schritte zu den Rosenkranzbetern des trauten Herz-Jesu-Kapellchens. Ein zierlich geformtes eisernes Tor führt mich in die Umfriedung dieses kleinen Heiligtums. Die noch frischen Anlagen versprechen in einigen Jahren ein schattiges Ruheplätzchen. Hier weht eine herrlich frische Luft und darum wählen manche Missionarinnen nach einem heißen und schwülen Tage den Weg zum Herz-Jesu-Kapellchen als Erholung in den stillen Abendstunden. Unten im Tal liegt Mariannahill. Ich höre hier oben die Glocken der St.-Josephs-Kirche läuten; es ist ja heute Freitag. Sie rufen die Zöglinge und nahwohnenden Christen zum sakramentalen Segen. Durch die offene Kirchentüre klingen die Lieder bis zu uns herauf in das Herz-Jesu-Kapellchen. Bald schallt die große Glocke und verkündet uns, daß der sakramentale Gott in der Monstranz allen seinen Segen spendet. Welche Flut von Gedanken steigt in unserm Innern auf! Früher starres, kaltes, wildes Heidentum und jetzt lebendiges, warmes, befelegendes Christentum. Woher dieser Segen? Aus dem kleinen Tabernakel in jeder schlichten Missionskirche. Die Liebe des Herzens Jesu kennt keine Grenzen, kennt keinen Unterschied von Volksstämmen; ob schwarz oder gelb oder rot oder braun! Alle haben eine unsterbliche Seele, für welche Jesu Herz geblutet hat. Dieses kleine Votivkapellchen oben auf dem Berge kündigt allen weit umher: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Massenhaft hat sich das erst so wilde schwarze Volk bekehrt und heute sehen wir an diesem mächtig entfalteten Missionsbaum nicht nur zarte Knospen, liebliche Blüten, sondern auch vollreife Früchte des christlichen Lebens prangen.



Seelen für Jesu Herz.

Mit einem einspännigen, zweirädrigen Wagen fuhr ich von Maria-Thal nach Einsiedeln. Es ist diese Strecke eine ziemlich anstrengende Tagreise. Am meisten mag dieses wohl unser treues Pferdchen gefühlt haben. Die Straßen gehen bergauf, bergab. Aus Mitleid mit dem armen Gaul gingen wir, mein Fuhrmann und ich, oft längere Strecken zu Fuß, wenn es so steil den Berg hinanging. Die Berge auf beiden Seiten des Umkomazi-Flusses sind sehr ermüdend zu besteigen. Es ist eine sehr trockene, heiße Gegend, vielfach mit Gestrüpp und Kaktus bewachsen. Weil der Boden an vielen Stellen zu steinig ist und besonders weil diese Gegend selten genügend Regen bekommt, ist sie wenig bewohnt. Auch ist die Gegend unsicher und es soll gefährlich sein für einzelne Reisende, besonders nachts, durch diese Schluchten zu reisen. Eine Frau erzählte mir, man habe vor einigen Jahren dort einen Burschen, sogar auf der Umkomaas-Brücke, ums Leben gebracht, ihm das Geld weggenommen und den Leichnam in den Fluß geworfen. Gegenwärtig aber wohnen Polizisten in der Nähe der Brücke, somit ist es wohl etwas sicherer. Man spannt häufig in der Nähe des Flusses aus, jedoch fuhren wir dieses Mal noch beinahe eine Stunde weiter zum Emkobeni-Fluß. Jenseits der Brücke fanden wir gutes Gras für unser Pferd; auch wohnen viele Eingeborene dort, jedoch leider Heiden und einzelne Protestanten. Zu bedauern ist, daß es hier noch keine Mission gibt, und ich sann darüber nach, wie schön es wäre, wenn hier eine Missionschule eröffnet werden könnte. Kaum hatten wir ausgespannt, kamen eine gute Anzahl junger, erwachsener Mädchen die Straße entlang, freilich halb nackt. Ich redete sie an und sagte ihnen, sie möchten sich bedecken, was sie auch gleich taten mit den Fellen, welche sie bei sich hatten. Dadurch merkte ich, daß sie nicht frech waren, und ich fing mit ihnen ein Gespräch an. Ich setzte mich auf einen Stein, und die Mädchen suchten im Gras ein Plätzchen. Selbstverständlich war es mir darum zu tun, einige Samenkörner in ihre Herzen zu säen, welche mit der Gnade Gottes später vielleicht wachsen und Früchte bringen möchten. Nun erzählte ich ihnen von Gott, von der Erschaffung, von der Erlösung, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Toten, von Himmel und Hölle. Meine Zuhörer waren aufmerksam und hörten ehrfurchtsvoll zu. Dann zeigte ich ihnen das Kreuzifix meines Rosenkranzes und gab ihnen eine kurze Erklärung über die Erlösung. Eines dieser Mädchen mußte wohl schon mit Christen zusammengekommen sein und versuchte, das Kreuzzeichen zu machen. Als ich es ihr richtig zeigte, versuchten alle es nachzumachen. Dann sprach ich ihnen das

Vaterunser und das Ave Maria vor, was alle mitsammen wiederholten. Sie bedauerten sehr, daß sie es nicht behalten konnten, und wurden nicht müde, es zu wiederholen. Dann lehrte ich sie noch kurze Stoßgebetchen sprechen, wie: „Mein Gott, ich liebe dich!“ „Mein Gott, hilf mir, daß ich mich belehre!“ usw. So war bereits eine Stunde vorübergegangen, und die Leute zeigten noch keine Eile, weiter zu gehen. Ich verabschiedete mich, ihnen noch dringend empfehlend, sich doch zu bekehren und besonders, wenn sie einmal schwer krank werden würden, doch jemand zu einem Missionar zu schicken, was zu tun sie auch versprochen. Zum Abschied sagte ich ihnen noch, daß ich sie sicher am Jüngsten Tage wiedersehen würde und dann würde es sich zeigen, ob sie meinen wohlmeinenden Rat befolgt hatten. Darauf gingen sie ihres Weges und sahen sich noch mehrere Male nach mir um. Mich beschlich ein gar wehmütiges Gefühl und meine Tränen konnte ich nicht verbergen, denn die Worte des Heilandes am Kreuze „Mich dürstet“ verstand ich in dem Augenblick klarer als je zuvor. Des Heilands Herz dürstete nach Menschenseelen, nach all den Seelen, für die es sein kostbar Blut vergoß, und zu Tausenden gehen sie verloren hier in Afrika. Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg! Herr, gib uns Seelen! Während ich mich mit derlei Gedanken beschäftigte, kam ein altes Mütterchen zum Vorschein mit einem schweren Bündel Brennholz auf dem Kopfe. Als ich sie freundlich grüßte, warf sie ihren Holzbündel hin und setzte sich zu mir. Nun konnte ich noch einmal Katechese halten, jedoch mußte ich es kurz machen, denn es war Zeit zum Anspannen. Wir hatten noch etwa vier Stunden zu fahren und am Himmel zeigten sich in der Ferne Gewitterwolken. Bevor ich von dem alten Mütterchen Abschied nahm, klagte sie, daß sie so hungrig sei und noch nicht gegessen habe; sie bat mich, ich möchte ihr etwas von dem Maischrot geben, welches das Pferd übriggelassen habe, sie wolle es kochen. Pferdefutter mochte ich doch einer armen Frau nicht anbieten, denn ich hatte noch etwas Butterbrot; sie konnte kaum Worte genug finden, um ihre Freude und ihren Dank auszusprechen. Meine Freude war gewiß auch nicht geringer, denn geben ist seliger als nehmen. Mit dem üblichen Gruße: Hambani tahle, worauf wir antworteten: Hlala kale, verließen wir die Frau und unser Ruheplätzchen und wir kamen noch gerade vor Ausbruch des Gewitters in Einsiedeln an.

O, es ist doch schön, in der Mission am Heile der Seelen mitarbeiten zu dürfen. Hätte man doch über mehr Mittel zu verfügen, wie vieles könnte dann zustande kommen! Wie blutet einem das Herz, wenn man die vielen gutmütigen, einfachen Leuten sieht, die zu retten wären, wenn es mehr Missionspersonal gäbe und mehr Mittel, um Schulen und Kapellen zu bauen und um eingeborene Katecheten, Lehrer und Lehrerinnen zu bezahlen. (Schwester M. Hilaria.)

Noch ein Glaubensheld.

Schwester M. Amabilis.

In der vorigen Nummer unserer Caritasblüten erzählte ich von unseren glaubensstarken Katechumenen; heute möchte ich noch einen solchen den lieben Lesern vorführen: „Hamisi“ mit Namen, ein echt mohamedanischer Sprößling.

Als wir in seiner Heimat eine Schule eröffneten, und er, sehr wißbegierig, nun auch lesen und schreiben lernen wollte, wurde beim Katechismus-Unterricht bald von der Wahrheit unserer heiligen Religion überzeugt und gewann sie von Tag zu Tag lieber. Seine Islamslehre behagte ihm nun nicht mehr; denn er sah die Nichtigkeit derselben immer klarer ein. Das konnte seinen islamitischen Freunden auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und sie fingen an, ihm bittere Vorwürfe zu machen. Doch er blieb standhaft und sagte ihnen: „Freunde! wir sind betrogen worden mit unserer Religion; wir haben nicht die wahre Lehre, folget meinem Beispiele und Ihr werdet Euch auch bald von der Wahrheit der Christen-Religion überzeugen.“ Doch seine Freunde widersezten sich dieser Einladung und wollten nicht zur Überzeugung kommen, ja sie sannem nur nach, wie sie sich an ihm rächen könnten.

Mit List baten sie ihn, er solle seine kleine Habe: ein Teller, eine Tasse und ein Kleid bei ihnen aufbewahren, was er auch tat, da er nichts Böses vermutete. Doch als er diese Habseligkeiten nach längerer Zeit zurückforderte, da lautete die Antwort: „Nein, das bekommst Du nicht, bis Du wieder unserer Religion treu werdest.“ Hamisi antwortet: „Glaubt Ihr wohl, daß ich jetzt wegen dem Teller und der Tasse und dem Kleid der wahren Religion untreu werde? Nein, nein, niemals werde ich das tun, behaltet nur meine Sachen, ich kann mir diese Kleinigkeiten wieder verdienen.“

Nun versuchten sie, ihn auf eine andere Art abwendig zu machen, und sagten ihm: „Schau, guter Freund, wie dumm bist Du doch! Wir Mohammedaner werden am Ende der Welt die Auserwählten sein, die mit beiden Händen in den Himmel aufgenommen werden. Wir werden die Welt richten und allen Christen den Kopf abhauen und sie dann so ohne Kopf in die Hölle werfen. Und zu diesen willst Du gehören? Sei doch vernünftig und bekenne wieder den Mohammed!“

Hamisi sah nun, daß er auf die Dauer diesen Verlockungen nicht gewachsen sei, weshalb er sich aufmachte und auf die vier Stunden weit entfernte Mission kam, wo er sich nun auch mit größtem Eifer auf die heilige Taufe vorbereitete. Ja er wurde zu einem kleinen Apostel; denn jedesmal wenn er nach Hause geht, bringt er andere Taufbewerber mit sich.

Sind das nicht Kinder, die es verdienen, daß man ihnen helfe, nach dem wahren Glauben leben zu lernen, daß man für sie Schulen eröffne und katholische Lehrer zu ihnen sende, die ihnen die wahre Religion verkünden können? Zu diesem Zwecke möchte ich unsere lieben Leser um ein kleines Almosen anflehen, und zwar für „den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Schulen“. In diesen Außenschulen, die wegen Geldmangel bis jezt noch nicht wieder hergestellt werden konnten, geschieht unendlich viel Gutes. Alle diese jungen Glaubenshelden kommen aus diesen Schulen; viele andere, die sich ebenfalls gemeldet haben, mußten wir wegen Mangel an Platz bis Ostern vertrösten. Eine einzige Seele ist ja mehr wert, als die ganze Welt, und wie viele Seelen könnten in solchen Schulen gerettet werden! Der liebe Gott wird das Scherflein tausendfach vergelten und die Kinder werden für unsere lieben Leser und Leserinnen beten und ihnen die ganze Ewigkeit dafür danken!



Ein Traum.

(Von Schwester Engelberta.)

Es war in einer ganz verrufenen Gegend Südafrikas; viele wilde Stockheiden hatten sich extra hier angesiedelt, um das Geläute der Kirchenglocken der benachbarten Mission nicht mehr zu hören, und ungehindert ihrem Aberglauben und ihrer Zauberei sich hingeben zu können. Maria Einsiedeln, ein kleiner Missionsposten, der nur von vier bis fünf Schwestern besetzt war, lag noch in ziemlicher Entfernung von dieser Siedlung. Der Missionar war schon alt und gebrechlich und so glaubten diese Stockheiden, von ihm in Ruhe gelassen zu werden.

Zwei Stunden vom Kirchlein Maria Einsiedeln entfernt lebte eine uralte Großmutter, „Nomabuba“, d. h. die Boshafte, genannt, eine arglistige böse Hege, eine verstockte Heidin und ausgesprochene Feindin der Missionare. Diese Nomabuba wurde eines Tages sehr krank. All ihre eigenen erprobten Heilkräuter, samt dem dazu gehörigen Hokus-Pokus halfen ihr absolut nicht. Auch die Gebete, Beschwörungen, Opfer für die Geister hatten keinen Erfolg. Was war da zu tun? — Nomabuba sann hin und her. Sterben wollte sie noch nicht — ihre Zeit war unmöglich schon gekommen. Sie berief andere Hegen und ihr bekannte Wahrsagerinnen und befragte sie um ihr Urteil. Diese sprachen ebenfalls „asilafiki isikati sokufa kwalo!“ (Deine Zeit zum Sterben ist noch nicht gekommen.) Nomabuba beschenkte ihre Freundinnen reichlich, schenkte ihnen Ziegen und Hühner;

denn wahrlich, sie haben ihr eine schöne Wahrheit gesagt — ihre Zeit zum Sterben war noch nicht gekommen.

Des ungeachtet fühlte sie sich von Tag zu Tag immer schlechter. Sie betete, murmelte beständig zu ihren Geistern, aber sie schienen



Heilige Messe im Zelte auf der Steppenreise in Ost-Afrika.

sie nicht hören zu wollen. Namabuba sann und grübelte — was war das? Hatten die amadhlozi (Vorahren) keine Macht mehr? Gab es denn überhaupt Geister, die ihr, der kranken Namabuba, helfen konnten? Und was war das? — Ihre Tierchen, der

Imfene (Affe), die schwarzen Kröten und die grünschillernden Schlangen, mit denen sie als Hexe doch so viel zu tun gehabt, ließen sich nur selten mehr des Nachts sehen — und früher waren sie doch so oft bei ihr oder war es denn nicht so? — War sie am Ende damals, wo sie solches zu sehen meinte, in ihrer Hexenphantasie, — betrunken? Nun nüchtern war sie ja selten, wenn der Tag zur Neige ging.

Nomabuba sann und sann, ihr Geist war noch klar und frisch und sie erinnerte sich nun plötzlich, wie sie einst, wo sie noch jung und schön war und in der Nähe von Mariannahill wohnte, die Kirchenglocken läuten hörte, und wie dieser eherne Klang einen gar tiefen Eindruck auf ihr junges Herz gemacht hatte; wie sie oft versucht war, dem Rufe der Glocken zu folgen, und wie es lange noch in ihren Ohren tönte: „osa lapa, osa lapa“ (komm hierher, komm hierher). Dann aber war sie immer wie von einer unsichtbaren Macht davon getrieben worden. Jetzt aber in der Nacht, als sie vor Elend so schlaflos auf ihrer Matte einsam, nur mit ihrem Enkelkinde in der Hütte lag, war es ihr, als ob wieder so ein dunkler Schatten, eine hämisch lächelnde Bestie neben ihrem Schmerzenslager hockte, scheinbar ihres Todes wartete. Nomabuba ächzte und stöhnte und weckte die Enkelin auf, sie solle die Gestalt, die ihr Böses will, forttreiben. Das Mädchen aber sagte: „Makulu (Großmutter), ich sehe nichts“. Arme Nomabuba! — Konnte ihr denn niemand helfen? — Da besuchte sie eines Tages „Beschengu“, ein junger, zwar noch heidnischer 16 jähriger Bursche, der aber schon Katechumene war und auf der kleinen Missionsstation Maria Einsiedeln bei den Schwestern arbeitete. Beschengu war ihr Enkelsohn, und er erzählte ihr, wie es ihm so gut bei den Schwestern gehe, wie schön und traut es im Kirchlein sei und wie die freundlichen Schwestern auch gerne den Kranken helfen und Medizin geben.

Die kranke Großmutter hörte dem Bürschlein aufmerksam zu und dachte wohl dabei, wie kam es doch, daß ich die Amaroma's zeit Lebens so gehaßt habe? Haben sie mir denn je etwas zuleide getan? „Nein“, mußte sich die kluge Alte sagen — und dieser Bube da, wieviel Gutes weiß er doch von den Amaromas zu erzählen. „Ich werde immer nur bei Schwestern auf der Mission arbeiten, die sind nicht wie die anderen Weißen, die einen schlecht behandeln, den Lohn verweigern und kein freundliches Wort für uns übrig haben — ich will auch ein Christ werden, solch ein guter, fester, wie der große Paulus ist, der den Schwestern pflügt, sät, baut und für sie die Einkäufe, alles besorgt“, sagte der Bube und Nomabuba horchte noch immer schweigend zu.

Als er sich endlich von der kranken Großmutter verabschiedete, sagte er noch: „Makulu! ich weiß sicher, wenn Du nur wolltest,

die Amaromas kämen gewiß zu Dir und brächten Medizin für Leib und Seele.“

Da aber fuhr ihn die alte Hege Nomabuba hart an und schrie: „Bleibe mir weg mit den weißen Amaromas, — mit denen hab ich noch nie zu tun gehabt, — ich kenne sie nicht und will sie nicht!“ Da ging der Bursche fort, erzählte aber auf der Mission von seiner kranken Großmutter.

Wieder waren mehrere Tage verflossen. Nomabuba wand sich vor Schmerzen, stöhnte und jammerte laut; aber sie wollte nichts wissen von den Aromas in der Mission, obwohl Beschengu sie noch öfter daran erinnerte. Eines Nachts aber hatte die kranke, verstockte Hege einen wunderbaren Traum. Nur ein Traum war es, ein schönes, tröstliches Traumbild, und als der Morgen kam, war die alte, harte Heidin weich wie Wachs; dieser Traum wurde Ursache ihrer sofortigen Bekehrung.

Schon denselben Morgen in den frühesten Stunden kam ein heidnischer Bursche aus ihrem Kraal nach Maria Einsiedeln, um jemanden zu holen, der die Nomabuba taufen möge, sie wolle sofort getauft werden und glaube jetzt an den Gott der Amaroma, sie entsage dem Satan und all seinen Werken, sie wolle auch in den Himmel kommen; dies alles mußte der Bursche den Schwestern sagen. Leider war der Pater Missionar für mehrere Tage abwesend; deshalb sandte Schwester Ubalda, die Oberin von Einsiedeln, ihren verlässigsten Arbeiter Paul, der auch als Katechist gut verwendbar war, da er als fester Christ den Katechismus und die Glaubenslehre gut verstand, zu der kranken alten Frau. Paul bestieg eilends sein Pferd und ritt voll Aposteleifer zu der sich so plötzlich bekehrten Hege.

Beschengu hat ebenfalls die Großmutter besuchen zu dürfen und Zeuge bei ihrer Taufe zu sein. Überglücklich kamen die beiden Burschen wieder heim und berichteten, wie die Hege so klaren, frommen Geistes sei, wie sie hoch und teuer versprochen habe, an Gott zu glauben, auf ihn allein zu hoffen, und nur ihn allein zu lieben. Laut und kräftig habe sie dem Teufel widersagt, seine Werke verworfen, und als Paul, der Katechist, feierlich das Taufwasser über ihren Scheitel gegossen, habe sie hoch die Hände zum Gebete gefaltet und Tränen der Freude seien ihr über die Wangen gelaufen. Zuletzt habe sie dem Paul ihren Traum erzählt: „Es sei in der Nacht eine große, schlanke, schöne Frau zu ihr gekommen; sie war schwarz gekleidet, das Haupt und das Angesicht seien aber ganz weiß umhüllt gewesen. Diese Frau habe sie so voll Liebe angeschaut und gesagt: „Laß dich taufen und du wirst glücklich, überglücklich werden.“ Darauf habe sie plötzlich ein wunderschönes Kind im Strahlenglanz neben der weißen Frau gesehen, das habe sie so sehr gefreut und deshalb wolle sie der guten Frau sofort gehorchen und sich taufen lassen; denn sie glaube fest, daß sie das holdselige Kind-

lein auch einmal wirklich sehen werde.“ — Der gute Paul versprach ihr noch, daß Schwester Oberin auch bald kommen werde, um ihr Medizin für ihr Leiden zu bringen.

Schon in den folgenden Tagen machte sich Mutter Ubalda in Begleitung einer anderen Schwester auf den Weg zur Neugekauften, welche nach Empfang der heiligen Taufe wirklich seelisch und leiblich ganz ruhig und ergeben litt und sich sogar etwas besser fühlte. Welche Freude hatte die arme Alte, als die beiden Missionschwester in ihre arme runde Kraalshütte eintraten. Sprachlos schaute sie erst auf die große, schlanke Frauengestalt, dann rief sie aus: „Da ist sie ja! Diese weiße Frau im dunklen Kleide und weißer Kopfhülle war es, welche mir sagte: Laß dich taufen, du wirst glücklich werden.“ „Wo aber ist das schöne Kind?“ fragte sie traurig. „Wann werde ich dasselbe sehen?“ Da neigte sich die gute Schwester zu ihr nieder und sprach: „Im Himmel wirst du es sehen.“ Da ward die Alte wieder froh und sprach: „Siehe, ich glaube dir; denn es ist deine Stimme, die zu mir im Traume sprach, und ich fühle mich jetzt schon glücklich.“

Als ihr aber Mutter Ubalda das neue, aus starkem, graublauem Stoff genähte, lange Hemd anzog und ihr einige Orangen und Salz, sogar Schnupftabak gab, war ihre Freude überaus groß. Alle Zulufrauen lieben nämlich ungemein Salz und Tabak.

Jetzt begann Anastasia sogar aus ihrem Leben zu erzählen, als sie noch eine berühmte Hege war, wie sehr sie immer die Amaromas gehaßt habe, und zwar oft Missionare, aber noch niemals Schwestern sah. „Ich glaube,“ sagte sie, „wenn ich euch früher schon gesehen und gekannt hätte, wäre ich schon lange bekehrt und eine Christin.“

Anastasia, die frühere Hege, lebte nur noch kurze Zeit. Sie starb ruhig, friedlich, gott ergeben und hatte die dunkle Gestalt in der Nacht nach ihrer Taufe nie mehr gesehen. In der Weihnachtsoktav wurde ihre Leiche nach Einsiedeln auf den stillen Friedhof gebracht — sie hatte also das Christkindlein gesehen, und zwar im Himmel.



Allelei aus der Mission.

Rhodesia. Ein verhängnisvoller Tag. Es war am 19. Juli; in Afrika ist es Winter. Eilig kalt braust der Wind über die Berge, und durch die Täler, zitternd vor Kälte, suchten sich die armen Eingeborenen in ihrer armseligen Kleidung ein geschütztes Plätzchen.

Doch nicht achtend auf Kälte und Sturm, hatte der Superior der Station seinen Gaul bestiegen, um einer sterbenden Frau,

ungefähr 20 Meilen entfernt, beizustehen. Auch der zweite Priester war im Begriffe, dem Rufe zu einem Kranken zu folgen. Keiner auf der Mission ahnte, daß der Todesengel gerade über dieselbe schwebe, um sich ein junges Leben zu holen.

Wegen der Kälte hatte Bruder Schaffner für den Tag das Ziegelmachen eingestellt. Die größeren Burschen waren hinausgeschickt, um Holz zu fällen, während die kleineren Lehm ausschachteten bei einem großen Ameisenhügel; sie gruben eine Höhlung, um vor dem kalten Wind geschützt zu sein.

Auf einmal, in voller Arbeit, sieht der Kleinste, wie ein großes Stück oben los wird. Er schrie, um die andern zu warnen, aber leider war es für einen zu spät. Er wurde verschüttet, und die harte Lehmschicht, die einem Steine nichts nachgibt, mußte ihn gerade an den Schläfen getroffen haben, denn er war sofort tot. In aller Eile wurde der Priester geholt, welcher ihm noch bedingungsweise die letzte Ölung spendete.

Silvester, so hieß der etwa zwölfjährige verunglückte Knabe, war erst kürzlich gekauft. Er war ein stiller und gehorsamer Schüler, und keiner seiner Mitschüler konnte sich erinnern, je aus seinem Munde das bei den hiesigen Deutschen so beliebte „andidi ba“ — ich mag nicht — gehört zu haben. Wohl ein schönes Lob für ein Kind in seinem Alter. Ich erinnere mich, wie er lange Zeit beim Hüten war, wobei ich ganz vergessen hatte, daß er keine Milch trank und somit nichts zu seinem trockenen „sadzä“ hatte; aber er machte mich nicht einmal aufmerksam, sondern ging täglich in aller Frühe zu seiner Arbeit. Gewiß wird ihm der liebe Gott ein gnädiger Richter gewesen sein.

Silvester war Waise, welcher seine Mutter mit drei Jahren und seinen Vater ein Jahr später verloren hatte. Der Bruder seiner Mutter, ein braver Christ an einer Außenschule in Monte Casino, nahm sich seiner an und das war eine große Gnade für das arme Kind, welches sonst wohl kein Christ geworden wäre, da der andere Onkel, ein Heide, in einem anglikanischen Dorfe wohnt.

Natürlich wurde der Pflegevater sofort benachrichtigt, und wir erwarteten, daß die andern Verwandten nach kaffrischer Sitte heulen und lärmen würden, besonders weil das Kind so plötzlich gestorben. Doch zu ihrem Ruhm muß ich sagen, daß sie sich sehr gefaßt zeigten, sowohl beim ersten Anblick, wie auch nachher bei der Beerdigung. Der Pflegevater legte ihn selber ins Grab, und verschloß auch das kleinste Kistchen, damit gar keine Erde an die Leiche komme; denn einen Sarg kennt man hier nicht. Er ließ auch gleich mehrere hl. Messen lesen, und alle Schulkinder, Knaben und Mädchen, beteten einen Monat hindurch täglich den hl. Rosenkranz für seine Seelenruhe. Gewiß wird er im Himmel auch ihrer gedenken.

Der Unglücksfall machte einen großen Eindruck auf alle Kinder und führte ihnen die ernste Warnung wieder lebhaft zu Gemüte: „Wachet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde.“

Reisebericht von Schwester M. Juditha.

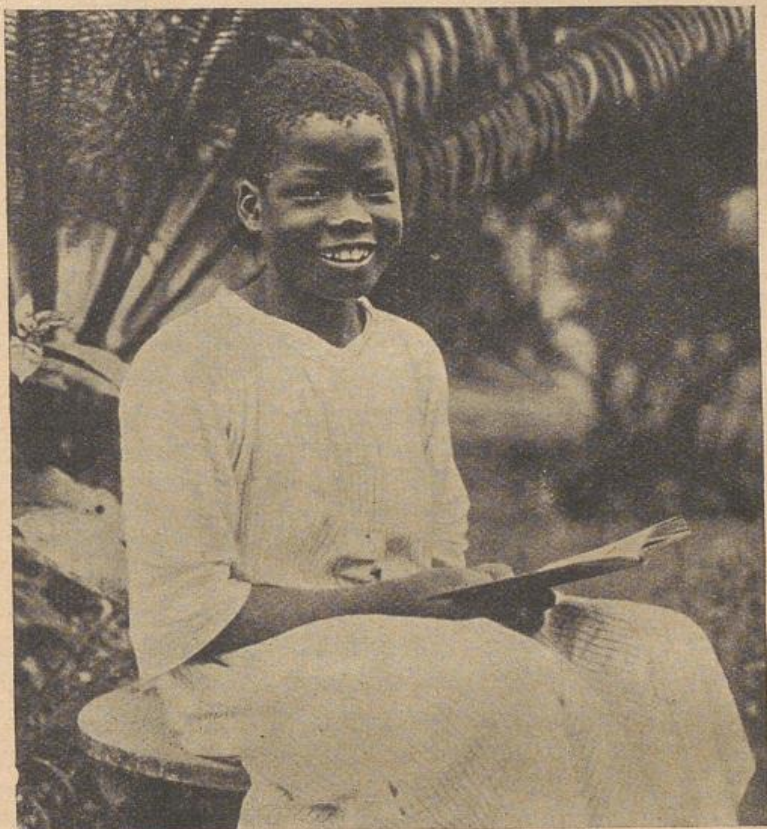
(Fortsetzung.)

Wir fahren an der Küste Spaniens und Frankreichs entlang. Hier sahen wir die ersten Haifische. Sie waren ungefähr eineinhalb Meter lang und von dunkler Farbe und schwammen langsam ziemlich an der Oberfläche. Sie gingen auf Raub aus und streckten ihre Köpfe manchmal gierig etwas aus dem Wasser. Unser Offizier erzählte uns, daß die Haifische sehr schlecht sehen könnten und immer einen andern Fisch als Cotsen hätten. Dieser zeigt ihnen den Weg. Ist der Haifisch sehr hungrig, so frißt er seinen eigenen Cotsen auf. Sonst liebt er es, auf Menschenjagd auszugehen, und wehe einem armen Matrosen, der am Schiff etwas zu reparieren hat und seine Füße unvorsichtigerweise ins Wasser hängen läßt. Die Haifische würden dem Menschen ein Glied nach dem andern abdrehen. Auch die sogenannten fliegenden Fische wurden sichtbar, welche ungefähr ein halbes Meter über Wasser flogen und im Bogen schnell in ihr nasses Element zurückkehren.

Am 15. kamen Nizza, Monte Carlo und Remo in Sicht; mittags 11 Uhr Genua, wo wir landeten. Nun wären wir glücklich im sonnigen Italien. Ein dichter Nebel mit darauffolgendem Regen verhüllten die Schönheit der Sonne und unter dem Zeichen „Sturm“ fuhren wir am 16. abends wieder von Genua ab.

Am 18. nachts 1 Uhr kamen wir am feuerspeienden Berg Stromboli vorbei. Es war uns erlaubt worden, auf die Kommandobrücke zu steigen, um das gewaltige Schauspiel besser sehen zu können. Feuersäulen stiegen fast andauernd aus den beiden obersten Kratern empor und sanken dann unter einem förmlichen Feuerfunkenregen in sich zusammen. Etwas tiefer als die beiden feuerspeienden Krater liegt ein dritter, aus welchem die Lava floß. Wie ein mächtiger, feuerflüssiger Strom bewegte sie sich langsam den Bergabhang entlang in die See. Man konnte sehr gut sehen, wie die zähe Masse sich selbst fortschob und wie funkelnde Sternlein glitten die Riesentropfen ins Meer, wo sie bald erstarben. Zwischen den Kratern war im Felsen ein breiter, glühender Riß zu sehen, andeutend, welche gewaltigen Feuermassen da drinnen ruhen oder vielmehr toben mußten. Nicht ohne ein gewisses Grauen konnte man das romantische Schauspiel betrachten. Kein Wunder, wenn Dante, der italienische Dichter, in seiner „göttlichen Komödie“ die Hölle irgendwo in der Erde Schacht sich denkt, da ja seine Heimat so reich an Vulkanen ist. Bewundernswert oder tollkühn möchte man es nennen, daß am Fuße dieses Berges, der dauernd in Tätigkeit ist, etwa 800 Personen in einem Dorfe wohnen. Wohl ist diese Ansiedlung an der gegenüberliegenden Seite des Lavaflusses. Jeder Mensch liebt eben seine Heimat, wo sie auch sein mag.

Gegen 6 Uhr morgens passierten wir die Straße von Messina. Wenn das nächtliche Schauspiel mit seiner Romantik zu tiefem Ernste führte, so das Frühhornspiel mit seiner Lieblichkeit zu frohem Vertrauen. Wie Weihnachtsbäume im brennenden Lichterschmuck lagen die Bergstädtchen Reggio, Melito einerseits, und Messina, San-Agata anderseits am Fuße der Berge. Wie die tausend Lichtlein schimmerten und flackerten. Auch der Ätna grüßte von ferne mit seinem schneebedeckten Gipfel und bald liegt wie ein Heimatbild die Insel Kreta vor unsern Augen.



Ein Schelm.

Berg reiht sich an Berg und dazwischen liegen liebliche Täler. Und über den Bergen hängen schwere Wolken und der Himmel weint. Wir sagen im Scherz zueinander: Europa hängt die Trauerflagge aus und weint, weil wir nun ausziehen. Nun ade, du mein liebes Europa, ade, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen.

Im Hafen von Port Said. Noch ehe der Morgen graute, ruhte unsere Tanganjika im kunterbunten Hafen von Port Said. Das interessanteste Hafenbild, das wir bis jetzt gesehen haben, bietet sich uns hier. Rund um das Schiff liegen Kahn an Kahn. Braune Araber schreien sich halb tot. Im Nu ist unser Schiffsdeck in einen orientalischen Kaufladen verwandelt. Unsere Liege-

stühle dienen als Verkaufsbuden. Und da stehen die braunen Männer, gekleidet in bunte Röcke und auf dem Haupt den Turban oder das rote Fes mit einer schwarzen Seidenquaste. In geläufigem Englisch preisen sie feine persische Teppiche, bunte seidene Schals mit wenigstens 60 bis 70 Zentimeter langen Fransen an, Messingvasen und -töpfe, seidene Schuhe und Tropenhüte, Rosen und südländische Blumen, Postkarten und Marken usw. Auch ein Wahrsager macht die Runde. Gerade neben mir sitzt er bei einer Lady und prophezeit. Da er englisch spricht, kann ich ihn gut verstehen. Vor mir sitzen drei solcher Araber am Boden und plaudern in ihrer südländischen Lebhaftigkeit. Und etwas seitwärts vollbringt ein Zauberer seine Künste. Er hat da einige Würfel und setzt je einen unter einen Topf, hebt er die Töpfe, so ist unter jedem ein Ei. Solch ein Ei steckt er einem der Zuschauer in die Westentasche und befiehlt ihm, dasselbe herauszunehmen. Dieser aber findet statt des Eies ein Küchlein drin sitzen usw. Auf sehr schlaue Art weiß er den Leuten das Geld abzunehmen. Zum Zuschauer sagt er einfach: „Nehmen Sie zwei Schillinge in die Hand und drücken Sie die Hand fest zu. Öffnen Sie die Hand!“ Da aber ist nichts mehr zu sehen. Der Zauberkünstler hat das Geld unvermerkt in seine Mütze bekommen und sehr höflich empfiehlt er sich mit den Worten: „I thank you very much. I am much obliged to you“ (Ich danke Ihnen sehr, ich bin Ihnen sehr verbunden), um dann andere anzuschwindeln. (Schluß folgt.)



Die Feinde der afrikan. Hühnerwelt.

Diese gefiederten Hausgenossen unterscheiden sich in ihrer Lebensweise und in ihrem Äußern keineswegs in besonderer Weise von den europäischen Hühnern. Nur haben sie viel mehr gefährlichere Feinde als jene. Als wir hier unsere Missionstätigkeit eröffneten, fanden wir zu unserer großen Freude eine kleine Schar europäischer Hühner, und der Gedanke, eine Vermehrung dieser so nützlichen Haustierchen zu erstreben, lag ganz nahe. Aber die Sache war nicht so einfach, wie wir sie uns vorgestellt hatten. Ein uns unbekannter Dieb holte uns Tag für Tag alle Eier weg, und zwar stets bei verschlossener Türe. Sollte es eine Schlange sein, die sich hereinschleicht? Wir vergifteten einige Eier und legten diese hin. Sie verschwanden, aber mit ihnen auch die unvergifteten. Dem Eierdieb schien dieses unfehlbar tödende Gift in keiner Weise zu schaden. Endlich ertappten wir ihn. Eine große Rieseneidechse, eine wunderschönes Tier, mehr als 1 Meter lang, hatte eben ein ver-

giftetes Ei gestohlen und war gerade daran, es wieder auszuspeien. Die Diebin erhielt ihren Lohn; denn unsere Knaben schlugen sie tot.

Nun gab es wieder Eier und schon glaubten wir, bald kleine Hühnchen zu bekommen; aber diese Freude war von kurzer Dauer. Nachts kamen Schlangen und machten einige Hühner tot. Nun brachten wir die noch übrig gebliebenen in einen sogenannten schlangenfesten Stall. Bald gab es kleine Küken, mit ihnen aber auch neue Feinde. Kaum hatten die Geier und anderes gefiedertes Raubgesindel in der Luft unsere kleine Schar gewittert, da zogen sie auch schon zum Festschmaus heran. Ja, sie waren so frech, dieselben in unserer Gegenwart aufzuschnabeln. Die alten Hühner stürzten sich wie rasend auf die Geier. Bald darauf biß eine Schlange einige Gluckhennen tot.

Nun gab es Nacht für Nacht einen Kampf mit den Schlangen, welche wohlweislich morgens verschwunden waren; nur eine hatte sich einmal verspätet und ich fand sie noch bei den Hühnern liegend. Es war eine große schwarze Giftschlange mit häßlich blinzelnden Augen. Ich hatte ihr den Tod geschworen und schlich deshalb leise weg, um Hilfe zu suchen; doch sie war noch flinker als ich. Kaum witterte sie die Gefahr, als sie auch verschwunden war. Eines Tages nun kamen die Kinder laut schreiend: „Mama, Mama, komm schnell, die Schlange ist da!“ Ich lief hinaus, sie lag hinter der Tür, den Kopf zum Angriff bereit. Die Eingeborenen fürchten die Schlangen sehr, haben aber ein besonderes Geschick, dieselben zu töten. Sie versehen ihr einen gehörigen Schlag mit einem Stock, springen dann seitwärts, um zu sehen, wohin sie flieht, und verfolgen sie dann. So machten es auch unsere Knaben. Doch plötzlich erscholl ein Angstschrei aus allen Kehlen. Ich selbst war noch immer stehen geblieben, damit das Ungeheuer uns nicht entwische. Ich kannte die Gefahr nicht, in der ich schwebte. Ein wütender Zischlaut, und die Schlange war blitzschnell hinter der Tür hervorgeschneilt und stand hoch aufgerichtet vor mir. Noch ein Moment und sie hätte mir ihr Gift ins Gesicht gespuckt; doch der liebe Gott, der uns hier aus so vielen Gefahren errettet, half auch dieses Mal. Unser alter zottiger Schäferhund, der uns überall in Steppe und Urwald begleitet, war auf das Lärmen der Kinder herangeschlichen. Sobald er mich in Gefahr sah, sprang er mit einem Satz auf die Schlange, faßte sie in der Mitte, riß sie vor meinen Augen fort und schüttelte sie so heftig, daß das Untier keine Zeit hatte, ihn zu beißen. Der Hund war wütend, aber die Schlange noch wütender. Beide rangen um Leben und Tod. Nun fanden unsere Jungens Mut, schlugen mit Stöcken dazwischen und errangen den Sieg. Ihre Freude war aber auch groß und sie waren nun in ihrer Meinung noch mehr bestärkt, daß sich

die Schlangen vor den Missionaren und den Schwestern fürchteten.

Nun begann mit dem noch übrig gebliebenen Gefieder die Hühnerzucht aufs neue. Ein kleiner Junge bewachte sie des Tags und vertrieb die Raubvögel. Bevor wir sie eines Abends in ihre Behausung brachten, entdeckte eines unserer Kinder wieder eine große Schlange hinter der Hühnerkiste. Sie hatte nichts anderes vor, als nachts da ihr Unwesen zu treiben; aber ein Neger schlug sie sofort tot. Nun hatten wir lange Zeit Ruhe.

Da tauchte ein neuer Feind für unsere Hühnchen auf. Es waren die Wanderameisen, „Siafu“ genannt. Eines Morgens rief mir Schwester Agnes zu: „Kommen Sie schnell, wir haben Millionenbesuch.“ Ich verstand „hohen“ Besuch und dachte bei mir, wer wird wohl über Nacht den Weg zu uns durch die Steppe finden? — Am Fuße der Treppe begrüßte mich der Besuch schon. Tausende und Millionen von Ameisen zogen in wunderschön geordnetem Zuge die freie Steintreppe zu unserm Häuschen herauf, gingen ohne anzuklopfen durch die Türspalten geradeswegs in unser Refektorium hinein. Unser Eßschrank saß voll Ameisen; sie hielten ihr Frühstück. Diejenigen, welche gesättigt waren, zogen ab und machten andern Platz. Zum Glück war in dem Schrank nicht viel Vorrat. Wir zogen es vor, nicht ins Haus zu gehen; denn kommt man den Ameisen zu nahe, oder stört man ihren Zug, dann o wehe! sieht man bald voll von diesem Ungeziefer von oben bis unten. Nun dachte ich an unsere Hühnchen, die jungen Gänse und Enten. Mit welcher Mühe hatten wir sie vor den Vögeln und Schlangen zu bewahren gesucht und nun kamen diese Gäste, die sich durch die kleinsten Fugen in der Türe hineinzwängten. Als ich diese öffnete, sah ich nur noch die Henne am Leben. Der Boden saß schwarz voll Ameisen; in dicken Klumpen hingen sie zusammen und unter ihnen lag das junge Gefieder, das uns die Geier und Raben noch übrig gelassen hatten, mit durchstochenen Hälsen.

Endlich zogen sie durch die Hintertür zum Garten hinaus. Wir waren herzlich froh, die unheimlichen Gäste los zu sein; aber sie hatten nur einen Spaziergang gemacht. Abends kamen sie zurück, wahrscheinlich mit hungrigem Magen; denn sie gingen geradeswegs zur Küche. Nun streuten wir glühende Asche. Das half, und bald war die Küche von den Ameisen frei. Dafür aber zogen sie wieder ins Refektorium, wo das Essen bereits auf dem Tische stand; denn die glühende Asche hatte nicht alle erreicht, und wir selbst hatten unsere Bescherung in den Kleidern.

Nun sind wir die ungebetenen Gäste los, und unsere Hühnerzucht beginnt wieder aufs neue.



Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1928

Durch Jesu mildes Herz den Frieden erlangt und Gnade gefunden.

In einer Stadt des Küstenlandes wurde Volksmission abgehalten. Der Verlauf war ein sehr gesegneter. An der Herz-Jesu-Prozession am letzten Tage nahm nicht nur alles Volk, sondern auch die Behörde in Amtstracht teil. Zum Schlusse wurde die ganze Stadt dem heiligsten Herzen Jesu geweiht.

Wie überall im Küstenland gab es auch da viele, die seit langer Zeit den heiligen Sakramenten ferngeblieben waren, aber auch manche, welche die Erbarmungen des göttlichen Herzens an sich erfuhren. Den einen oder den andern verstockten Sünder mußte sich die Gnade förmlich erobern.

Ein alter, wetterharter Schiffskapitän ließ die Mission vorübergehen, ohne sie für sein Seelenheil zu benützen. Er war nicht gerade schlecht, nein, trotz seines rauhen Äußeren hatte er ein gutes, empfindsames Herz in seiner Brust; aber es ging ihm, wie es vielen Männern geht: er fand den Mut nicht zum Beichten. Auf dem Meere kannte er keine Furcht, mochte der Sturm noch so sehr toben; von seiner Kommandobrücke aus hatte er dem Tode schon oft, ohne zu zagen, ins Angesicht geschaut, wenn sein Schiff von den Wogen hin und her geschleudert wurde oder an den Felsen der Küste zu zerschellen drohte. Aber beim Gedanken an die Beicht überkam ihn ein Gruseln und eine Angst, daß er sich vor sich selber schämte. Seine brave Familie, zumal sein Töchterchen, ein Mädchen von ungefähr 15 Jahren, hielt ihm umsonst vor, wie schön es doch wäre, wenn sie alle miteinander am Schluß der Mission zum Tisch des Herrn hinzutreten könnten. Er war für solche Vorstellungen unzugänglich, ja drohte sogar: „Geht ihr zum Vater, so oft ihr wollt; aber bringt ihn nur mir nicht ins Haus, sonst werfe ich ihn über die Stiege hinunter!“

Das Mädchen dachte indessen, die Drohung könne nicht so ernst gemeint sein, und eilte schließlich doch zum Missionar mit der Bitte, den Vater zu besuchen, um ihn zum Beichten zu bewegen.

Der Priester, der eben sehr beschäftigt war, empfahl dem Kinde, einstweilen eifrig zum göttlichen Herzen Jesu für den

Vater zu beten, und versprach ihm, seine Bitte nach der Mission in der Nachbargemeinde zu erfüllen.

Er hielt Wort. Sobald er in die Stadt zurückgekehrt war und ihm die Arbeiten eine freie Stunde ließen, suchte er das Haus des Kapitäns auf. Auf dem Wege dachte er darüber nach, wie er am besten sein Ziel erreichen könnte, und betete zum Herzen des guten Hirten, es möge ihm doch die Freude vergönnen, dies verirrte Schäflein in seine Herde zurückzuführen. Mit diesem Gedanken betrat er das Haus, stieg die Treppen hinauf und drückte an den Knopf der elektrischen Klingel. Und nun war er sehr gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten; denn man hatte ihm gesagt, was für einen Empfang ihm der Hausherr in Aussicht gestellt habe. Bald vernahm er Schritte; die Türe öffnete sich und vor ihm stand — der Kapitän. Er hatte gerade an diesem Tage einige Schriftstücke, die er mitnehmen wollte, lange nicht finden können, so kam es, daß er noch daheim war. Für gewöhnlich war er zu dieser Stunde schon ausgegangen.

„Wie, Sie noch hier?“ stieß der alte Herr etwas verduzt hervor, als der Vater sich vorstellte und seinen Namen nannte.

„Ich bin auf der Rückreise nach meinem Kloster“, antwortete der Angeredete höflich, „und da ich Ihre Frau Gemahlin kenne, wollte ich ihr meine Aufwartung machen.“

Der Kapitän war sichtlich froh darüber, daß der Besuch nicht ihm gelte, und führte den Missionar ins Wohnzimmer. Dort versammelte sich sofort die ganze Familie; und man brachte der Landesitte gemäß eine Erfrischung und sprach von diesem und jenem — nur nicht von der Beicht.

Das war aber der kleinen Marie gar nicht recht. Wozu war denn der Vater gekommen? Wozu hatte sie so viel gebetet? — So wollte sie das Gespräch in das richtige Geleise bringen, und da der Vater keine Miene machte, von der Beicht anzufangen, faßte sie sich endlich ein Herz und begann:

„Wohin werden Ew. Hochwürden jetzt reisen?“

„Zurück in mein Kloster.“

„Werden Sie dort auch Beicht hören?“

„Gewiß!“ — und sofort lenkte der Missionar die Unterhaltung auf gleichgiltige Dinge.

Es dauerte nicht lange, so wagte die Kleine einen zweiten Versuch: „Wie viele Leute haben denn bei unserer Mission gebeichtet?“

„So und so viele“, entgegnete der Vater, ohne sich weiter einzulassen.

Als er nach einer dritten Frage wieder auswich, riß der jungen Missionarin die Geduld und sie sagte in entschiedenem Tone: „Aber Hochwürden, Sie wandern überall herum, um die Leute mit dem lieben Gott auszusöhnen; hören Sie doch vor

allem die Beicht unseres Vaters, der auf dem Meer immer in Lebensgefahr schwebt und seit so vielen Jahren nicht mehr gebeichtet hat!“ Eine solche Sprache aus dem Munde eines Kindes hätte etwas vorlaut und anmaßend erscheinen können; aber es lag so viel Liebe und Sorge für den guten Vater in der Stimme der Kleinen, daß der Kapitän, weit entfernt, aufgeregt zu werden, ganz betroffen war. Der Missionar kam ihm schnell zu Hilfe, indem er scherzte: „Nein, nein, das ist nicht wahr: wer so ehrlich dreinsieht wie Ihr Vater, der muß ein Ehrenmann sein — nicht wahr, mein Herr!“

„Ja“, beteuerte der Kapitän mit feierlichem Ernste, „ich komme allen meinen Pflichten nach, nur beichten — das tu ich nicht, und das werde ich auch niemals tun.“

Die letzten Worte betonte er scharf, um seinen unabänderlichen Entschluß zu erkennen zu geben.

„O, das hat auch gar keine Eile“, beschwichtigte ihn der Missionar, „ich werde eigens zu Ostern herkommen, damit Sie Ihre Sache in aller Ruhe in Ordnung bringen können.“

„Nein, nicht erst zu Ostern“, unterbrach ihn das Mädchen lebhaft, „gleich jetzt! Wir haben so lange zum göttlichen Herzen Jesu gebetet; es muß uns erhören.“

„Es muß uns erhören“ — das Wort schnitt dem Vater tief in die Seele; er schwieg.

Diesen Augenblick benützten die Mutter und die Töchter, um sich zurückzuziehen und den Vater eine Zeitlang mit dem Missionar allein zu lassen. Die beiden standen sich zum zweitenmal gegenüber.

Ohne weitere Einleitung gab nun der Vater dem Kapitän den heiligen Segen — das Zeichen zum Beginne der heiligen Beicht. Erstaunt sah ihn der alte Herr an und fragte: „Ja wollen Sie denn wirklich jetzt meine Beicht hören?“

„Versteht sich; Sie werden sich doch der Gnade des göttlichen Herzens nicht länger widersetzen wollen. Knien Sie nur nieder, ich werde Ihnen die Sache ganz leicht machen.“

Der Kapitän gehorchte, kniete nieder und legte mit großer Zerknirschung seine Beichte ab.

Als sie fertig waren, wurde die Thür geöffnet, und freudestrahlend trat die Familie wieder herein. Marie aber eilte ans Klavier und stimmte jubelnden Herzens eine heitere Weise an — gleichsam als Triumphgesang ob des Sieges, den das göttliche Herz errungen. Gewiß haben sie die Engel droben im Himmel begleitet.

Am nächsten Morgen bei der heiligen Messe um 8 Uhr, wo stets die ganze Kirche angefüllt ist, trat der alte Kapitän zum Erstaunen der Stadtbewohner zur Kommunionbank und empfing mit erbaulicher Andacht — nach langen, langen Jahren wieder das erste Mal — seinen Herrn und Gott im heiligsten Sakramente.

Einige trauten ihren Augen kaum und konnten sich nicht enthalten, den greisen Seefahrer beim Verlassen der Kirche zu fragen, ob er wirklich gebeichtet habe.

„Gewiß!“ antwortete er mit fröhlicher Miene, „gestern habe ich gebeichtet, und ich war glücklich, heute aber bin ich noch glücklicher.“



Der Gehrock.

Da standen sie, die schweren großen Kisten, welche die weite Reise über das Meer gemacht hatten. Was mochten sie wohl für schöne und geheimnisvolle Dinge enthalten? Unsere großen und kleinen schwarzen Kinder konnten sich nicht von ihnen trennen. Endlich ging's ans Auspacken. Dank der treuen Sorge unserer Schwester Bernadette war alles wohlbehalten an seinen Bestimmungsort angelangt. Da lag auf einer Kiste zur größten Verwunderung aller ein noch sehr gut erhaltener Gehrock. Schwester Oberin hatte gleich den Empfänger dieses wertvollen und hochangesehenen Kleidungsstückes bestimmt: „Unser ‚Fidel‘ muß den Gehrock haben.“ Dieser „Fidel“ ist nämlich unser guter, alter Arbeiter im Garten und in den Pflanzungen. „Ha, was wird da unser Fidel jubeln“, hieß es, und wir alle freuten uns schon ob seiner Freude. Bald kamen weitere herrliche Dinge zum Vorschein: zwei kurze Pfeifen. Eine verschwand in der Tasche des Gehrocks; „für den Fidel“ hieß es wieder. „Wie wird er sich freuen!“ Und die andere? Da stand ja am Fenster ein alter schwarzer Mann, dessen Weg eben zur Station geführt hatte. Verlangend hingen seine Augen an all den schönen Sachen; hatte er je soviel Schönes gesehen? Ob wohl für ihn auch etwas abfiel? So sehnsuchtsvoll schauten seine Augen, wie die unserer weißen Kinder in Europa vor Weihnachten, wenn sie verlangend vor den Schaufenstern der Geschäfte stehen, hinter denen das Christkind gar so schöne Sachen ausgestellt hat. Er sollte nicht vergebens zur Mission gekommen sein. Die zweite Pfeife sollte sein Eigentum werden. Wie lachte da sein Gesicht vor lauter Freude. „Danke! Danke! Schwester! Ich weiß schon!“ Er wollte uns zu verstehen geben, daß er über den Gebrauch dieses kostbaren Dinges wohl unterrichtet sei. Als dann etwas später zwei Schwestern ahnungslos nach draußen gingen, stand der gute Alte immer noch dort. Da mußte er schnell seiner hellen Freude und seiner Dankbarkeit Ausdruck geben: mit seinen beiden schwarzen, schmutzigen Händen ergriff er die Hand der Schwestern, um sie herzlich zu drücken. Wie leicht sind doch diese Schwarzen zu beglücken!

Doch jetzt zurück zu unserem Gehrock. Bald erschien ein etwa zwanzigjähriger Boy von der Mission. Ob er bereits etwas gehört hatte von der Verteilung so vieler schöner Sachen und für sich auch etwas zu erhaschen hoffte? Wer kann es wissen?



Schwester Amalia Schäfer, Schwester Magda Fischer, Schwester Corona Brieste, haben sich am 4. Juni in Genua auf dem deutschen Dampfer Nyassa eingeschifft. Schwester Magda fährt bis Mombassa, um von da aus nach Nairobi zu reisen und sich in dessen Nähe an einer Neugründung zu beteiligen. Schwester Amalia und Schwester Corona reisen durch bis Zanzibar, wo sie von unsern Schwestern zur Missionsarbeit sehnlichst erwartet werden.

Geduldig stand er da, die Augen auf die Kisten geheftet. Ab und zu fiel auch etwas für ihn ab, so einige Kleinigkeiten. Da er dieselbe Figur hatte, wie unser „Fidel“, so wäre es sehr praktisch, den Gehrock ihm anzuprobieren, ob nicht etwas geändert werden mußte. Gesagt, getan. Schon stand unser „Felix“,

so war sein Name, da, bekleidet mit dem Gehrock von Europa. „Der Gehrock kam, wurde besehen und siegte“, kann man hier sagen. Schon war es um das Herz des armen „Felix“ geschehen. Ach, dürfte er doch diesen Gehrock sein eigen nennen! Dieser Gedanke ließ ihm jetzt keine Ruhe mehr. Aber wie sollte er das anstellen? Der Gehrock war ja für den „Fidel“ bestimmt. Was sollte er machen? Ein rettender Gedanke kam ihm. Er mußte das Herz der Schwester Oberin zu erweichen suchen. Ob's ihm gelang? Er wollte alles versuchen. Bald erkönte die kindliche Bitte: „Gib mir den ‚kanzu‘ (Anzug)“. — „Nein, Felix, der Fidel bekommt ihn.“ Er war abgeblüht. Ich will mich nicht einschüchtern lassen, denkt der gute Felix. Ich erhalte ihn doch gewiß. Still ging er zurück zur Mission. Ob er in der Nacht wohl seine Betrachtung darüber machte, wie er in den Besitz dieses wertvollen Kleidungsstückes kommen könne? Andern Mittags erschien er mit einem dicken Kürbis. Da Schwester Oberin gerade ausgegangen war, nahm ich den Kürbis in Empfang und tröstete ihn mit den Worten: „Ich will es Schwester Oberin sagen.“ Still ging er weg, gewiß denkend, wie schade, daß die Oberin nicht persönlich da war. Plötzlich muß ihm die Sache sehr zweifelhaft erschienen sein. Er kommt zurück und setzt sich damit auf einen Tisch im Hofe, geduldig wartend, bis Schwester Oberin selbst erscheint, um ihn ihr dann feierlich zu überreichen. „Ich danke dir, Felix“, war alles, was er für das schöne Geschenk zurückerhielt. Und er hatte doch heimlich auf den „kanzu“ gehofft. — Ein neuer Versuch muß unternommen werden. Womit kann ich das Herz der „großen Schwester“ erweichen? denkt Felix. Er sucht und sucht. Endlich glaubt er es gefunden zu haben, er nimmt eine alte Drehorgel, die eine ohrenbetäubende Musik hervorzaubert, und begibt sich mit ihr zur Schwesternwohnung, um der „großen Schwester“ etwas vorzuspielen. Diesmal hat er schon mehr Glück, denn die Oberin ist zu Hause. Sie kann ihm und seiner Musik nicht entweichen, denn draußen beginnt ein gewaltiger Regen niederzurauschen. Also dieses Mal wird es gelingen. Er setzt sich zu den Füßen der Schwester Oberin nieder und beginnt seinem Instrument herzzereißende Töne zu entlocken. Die Oberin dachte: „Hörte doch nur der Regen auf, damit ich aus dem Hause kann. Aber unaufhaltsam strömt der Regen, unaufhaltsam spielt die Musik weiter, eine lange Zeit. Da kommt dem Jungen ein anderer rettender Gedanke, er will die kleinen Kinder, die im Zimmer sind, tragen; er will auch der „großen Schwester“ beim Aussuchen all der kleinen Musterläppchen helfen und treulich jeden Lappen aufheben, der zur Erde fällt. Dann erhält er sicher den erwarteten Lohn. So geht's nun jetzt eine lange Zeit abwechselnd. Einmal Drehorgel spielen, dann Kinder verwahren und beruhigen, dann Läppchen aufheben. Aber das Herz der

Oberin läßt sich nicht erweichen. Endlich sieht Felix ein, daß alles vergeblich ist; still geht er heim. —

Soll er wirklich den Gehrock fahren lassen? Das geht nicht! Er muß noch einen Versuch machen. Ach, hätte er doch nur den „Gehrock!“ Dann wäre er ja ein feiner Herr. Was soll er nur tun?

Morgen ist Sonntag: für Patres und Schwestern ein Tag des Schweigens, weil es der Tag der monatlichen Geisteserneuerung ist. Das wissen die Schwarzen. Doch Felix hat keinen Ruhetag. Sein „Gehrock“ läßt ihn ja nicht zur Ruhe kommen. Mittags erscheint er wieder an der Schwesternwohnung. „Geh, Felix, du weißt, heute ist Schweigen.“ — Felix geht. — Wer steht bald wieder an der Tür? Natürlich unser betrübter Felix. „Felix geh“, ertönt jetzt schon energischer die Stimme der Schwester Oberin. Er gehorcht, er geht, aber nur um bald darauf mit einer Schüssel wieder zu erscheinen. Es entsteht folgendes Zwiesgespräch zwischen dem armen Felix und der diesmal so scheinbar harten Schwester Oberin:

„Was willst du, Felix?“

„Ich will dir ein Geschenk, ein ‚bakhshishi‘ bringen.“

„Schön, Felix, was hast du denn?“

„Ich habe Maismehl.“

„Von wem hast du denn das Maismehl?“

„Ich habe das Maismehl von meinem Vater.“

„Schön, Felix, ich danke dir, bringe es in die Küche.“

„Große Schwester, ich möchte von dir auch ein ‚bakhshishi‘ haben.“

„So, Felix, du willst von mir ein ‚bakhshishi‘ haben! Welches ‚bakhshishi‘ willst du denn haben?“

„Große Schwester, ich möchte den ‚Gehrock‘ haben.“

„Nein, Felix, Fidel bekommt den ‚kanzu‘.“

Da ging denn der gute Felix betrübt fort. Alle seine Mühen waren wirklich umsonst gewesen. Den Gehrock bekam Fidel, und Felix muß warten, bis aus Europa ein anderer Gehrock auftaucht.



Wie ein Indianer einer habgierigen Wirtin heimgeleuchtet hat.

Ein Indianer kam in ein Gasthaus, bat um ein bißchen Getränk, sagte aber, daß er nicht zahlen könne. Die Wirtin beschimpfte ihn, gab ihm aber nichts. Ein Gast bezahlte für ihn, damit er nicht, ohne etwas bekommen zu haben, weiter zu gehen brauche. Der Indianer dankte dem Gaste und sagte: „Als Gott die Welt erschaffen hatte, schuf er Sonne, Mond und Sterne, befah sie und sagte, es ist sehr gut. Alsdann schuf er die Erde mit allem, befah es und sprach: es ist alles sehr gut; desgleichen schuf er alsdann den Adam, befah ihn und sprach: er ist sehr gut! Zuleht schuf er die Eva aus einer Adamsrippe, befah sie, sagte aber kein Wort und ging.“ Alle Anwesenden lachten, die Wirtin jedoch verschwand in der Küche. Der bibelfeste Indianer dankte dem Gaste nochmals und ging seines Weges.

Reisebericht von Schwester M. Juditha.

(Schluß.)

Es ist nun Zeit zur Abfahrt des Schiffes. Schon ertönt das dritte und letzte Signal und alles muß sich entfernen, was nicht mitfahren will. Auch die Araber. Aber sie gehen noch nicht heim. Auf ihren Kähnen breiten sie nochmals ihre Waren aus und rufen aus der Tiefe. Doch niemand will kaufen. Hundert Mark für einen Fächer usw., das ist viel zu teuer. Abfahrt. Port Said mit seinem Palmenhain liegt hinter uns. Wir sind am Suez-Kanal. Rechts und links nur mehr Wüste, die Ausläufer der Sahara einerseits und die arabische Wüste andererseits. O welch ein trostloses Bild!

Nachts ungefähr um 12 Uhr waren wir in Suez und kamen somit vom Suezkanal ins Rote Meer. Hier wird es schon sehr warm. Noch sehen wir zu beiden Seiten die Küste: rechts Ägypten, links die Sinai-Halbinsel mit dem Berge Sinai, einem ganz zerklüfteten Gebirge. Moses und die Israeliten ziehen an unserem Geiste vorüber und bald werden wir jene Stelle passieren, wo das Volk Israel durch das rote Meer zog.

Tag um Tag wird es heißer. Bald geht es über den Äquator. Besonders fällt uns auch der Sonnenauf- und -untergang auf. Wie ein Herold, der seine Bahn läuft, steigt sie auf, zwei Minuten und sie ist da, ebenso der Abend: zwei Minuten und sie ist schlafen gegangen im grünen Bett. Einen Augenblick liegt noch ein smaragdener Ring über dem Sonnenschlafgemach, und gleich einem rotgoldenen Baldachin leuchtet noch eine Wolke im Abend-schein. Dann dunkle tiefe Stille weit umher. Nur die Wasser können nicht schlafen gehen, weil sie ewig preisen müssen den Schöpfer, nur die Sternlein können nicht aufhören zu leuchten, sie müssen aufwärts führen die suchende Seele; sie können nicht aufhören zu grüßen, weil der Vater im Himmel ihnen unaufhörlich Grüße aufgibt für die Menschekinder, die er so innig liebt. Wie schön! Jedes Sternlein ist ein Gruß vom lieben Gott. Wie ein lieblicher Zauber liegt der Sternhimmel über uns und wie Sternleuchten blizt es auf dem Wasser: das Meeresleuchten. Ich will versuchen, es zu schildern. Es ist, als ob tausend und abertausend Diamanten auf dem Meere blizten und funkelten, manchmal mehr vereinzelt, manchmal wie ineinander geschwommen gleich einem Silberlicht, blendend und sehr gefährlich für den Steuermann, weil er dann nicht mehr sehen kann, nichts von herankommenden Schiffen, nichts von Leuchttürmen und Leuchtschiffen, die gefahrvolle Stellen kennzeichnen. Und woher all das Glitzern? Es stammt von unzähligen mikroskopisch kleinen Tierchen, die, ähnlich wie die Glühwürmchen, phosphoreszieren. Nicht in allen Meeren gibt es

diese Tierchen, hauptsächlich im Roten Meer und auch im Golf von Aden.

Die Stadt Aden liegt rund um den Golf. Die Häuser sind sehr klein, die reinsten Kraals. Sie sind auf Felsen oder auch auf dem gelben Sand gebaut. Nirgends ist ein grünes Fleckchen Erde, geschweige ein Baum oder irgendeine Pflanze zu sehen. Es schaut trostlos aus und wie Glut brennt die Hitze auf die kahlen Felsen.

Vor uns liegt der Indische Ozean und wir hätten nach Indien nicht weiter als nach unseren Bestimmungsstationen.

Am 30. Januar, 12 Uhr mittags, haben wir den Äquator überschritten. Es ist herrlich warm, im Schatten 32 Grad. Abends war Äquatorfeier mit Taufe. Neptun, der Meergott, sandte seinen Sekretär Triton, um die Taufe vorzunehmen. Dieser erschien per Unterseeboot mit drei schwarzen Bedienten. Bei seiner Ankunft spielte die Musikkapelle und Raketen leuchteten auf. Triton hielt eine weihevollte Andacht. Zum Anfang wurde das Lied aus dem Psalm 3477, Vers 97 von allen Passagieren gesungen. Dann hielt Triton seine Andacht weiter: „In jener Zeit trug es sich zu, daß ein wohlgeordnetes Schiff die Grenze des Äquators überschritt. Wahrlich, wahrlich ich sage euch, kein Schiff wird den Äquator passieren, ohne daß sämtliche Passagiere getauft werden usw.“ Ich weiß nicht mehr genau. Bei dieser sogenannten Äquatortaufe wurden die Damen mit Parfüm besprengt und die Herren bekamen Meerwasser zu trinken.

Nun noch einige Stunden und wir landen in Kilindini. Von da noch 24 Stunden per Eisenbahn und ich bin am Ziel! —



Verzeihe, dann komme zu mir und auch ich will dir verzeihen.

Sine der rührendsten Bekehrungen trug sich im Jahre 1868 am Gründonnerstag in der Kirche St. Etienne du Mont zu. Ein Mitglied der ewigen Anbetung begab sich in die genannte Kirche, um daselbst die Nacht vor dem Allerheiligsten zuzubringen. Auf dem Wege dahin begegnete er einem seiner Freunde, der schon längst alle Religionsübung aufgegeben hatte und seit Jahren keine Kirche mehr besuchte. Der Grund davon war ein unverföhnlicher Haß, den er im Herzen trug gegen jemand, an dem er sich auch rächen wollte.

„Du mußt mit mir kommen“, redete ihn der Anbeter an.

„Wohin gehst du denn?“

„Zur Kirche von St. Etienne du Mont, um dort eine Stunde in Anbetung vor dem Allerheiligsten zuzubringen.“

„Du weißt doch wohl, daß ich keine Kirche mehr besuche.“

„Und warum nicht?“

„Nein, nein, sprich mir nicht davon“, mit diesen Worten suchte er seinem Freunde zu enteilen.

„Wie“, rief ihm dieser erstaunt zu, „nicht einmal heute, am Gründonnerstag, willst du in die Kirche gehen? Bist du denn kein Christ mehr?“

„Ich will nicht mit dir gehen, denn du könntest mir sonst wieder mit dem Beichten kommen“, erwiderte der Unversöhnliche, „und ich sage dir, daß ich weder verzeihen kann, noch will. Laß mich also in Ruh!“

„Ich verspreche dir, kein Wort vom Beichten zu reden; tue es mir zum Gefallen und komme mit“, und ihn beim Arm ergreifend, zog er ihn mit in die Kirche.

Dort angelangt, begibt er sich zum Präses der Versammlung, um ihn zu bitten, seinen Freund in die erste Stunde einzureihen. „Nun“, sagte er zu ihm, „wirfst du doch diese erste Stunde mit mir halten; langweilst du dich aber, so magst du gehen, wann es dir beliebt.“

Die Stunde der Anbetung beginnt, und der Unversöhnliche begibt sich auf seinen Platz. Zuerst erscheint er unruhig, nicht wissend, was in ihm vorgeht; sein Kopf dreht sich bald rechts, bald links, seine Augen irren umher; endlich tritt tiefe Ruhe ein, und, sein Haupt in beide Hände bergend, bleibt er unbeweglich. Nach einiger Zeit zieht er sein Taschentuch hervor, um die Tränen zu trocknen, die aus seinen Augen hervorquollen.

Nach einer Viertelstunde sich rasch erhebend, näherte er sich seinem Freunde mit den Worten: „Ich kann es nicht mehr aushalten; es ist, als ob eine schwere Last mich erdrückt; ich will beichten!“

Sein Freund, erstaunt, betrachtet ihn ernst und fragt: „Ist es dir wirklich Ernst? Wie ist es möglich?“

„Ach ja, als ich vor dem Allerheiligsten kniete, war es, als wenn eine Stimme zu mir spräche: Verzeihe, dann komme zu mir, und auch ich will dir verzeihen!“ Ein gewaltiger Kampf entspann sich nun im Herzen des Unversöhnlichen, endlich siegte die Gnade und seine bessere Überzeugung. Sein Freund, weinend vor Freude, führte ihn zu einem Priester, der sich in der Kirche aufhielt. Nachdem er sodann eine aufrichtige Beicht abgelegt hatte, lehrte er, durch die Gnade Gottes zu einem neuen Menschen umgewandelt, voll des Trostes zu seinem Platze vor dem Allerheiligsten zurück.

Am andern Tage, Karfreitag, suchte er seinen Feind auf, um sich mit ihm zu versöhnen. Als er sodann zwei Tage auf die Vorbereitung verwandt hatte, empfing er an der Seite seines Freundes am Ostersonntag die heilige Kommunion, welche seiner Ausöhnung die Krone aufsetzte.

Einen Leoparden vergiftet.

Wor einigen Monaten hatten wir Gelegenheit, einen Leoparden in nächster Nähe zu sehen, denn er war in die Falle geraten, die Bruder Gerard ihm neben dem Stall gebaut hatte. O wie grimmig war er, es wurde einem ganz unheimlich. Rev. Pater Superior hat ihn lebend verkauft für 200 Schillinge. Die folgende Woche saß eine Hyäne in der Falle. Vorgestern aber, haben Schwester Amabilis und ich einen großen Leoparden vergiftet. Die Sache kam so: Schwester Amabilis hat mit den Kindern vor der Mission große Felder Mhogo und Mtama und Mais angepflanzt, in welchen, besonders im Mhogo, die Wildschweine immer großen Schaden anrichten, da sie alles verwühlen und zertreten. Fallen, Stacheldraht, alles half nicht, die Tiere fanden immer wieder neue Wege, um ins Feld zu kommen. In der Nacht von Samstag auf Sonntag hörten unsere Christen mit einem Mal ein Wildschwein jämmerlich schreien. Es stand fest, ein Löwe hatte es gepackt. Am folgenden Morgen ging alles auf die Suche, denn es ist Sitte der Löwen und Leoparden, einen Teil ihres Raubes liegen zu lassen für die nächste Nacht, und diesen Teil helfen die Neger gerne verzehren. Allein, niemand sah eine Spur. Da nach dem Hochamt kommt eines unserer Kinder und meldet; „Der Löwe hat im Mtamafeld ein Wildschwein zerrissen, aber nur wenig davon gefressen, kommt und seht!“ Wir gingen mit und fanden zirka fünf Minuten vom Haus ein großes, fettes Wildschwein, dem die Brust aufgerissen und ein Vorderbein abgefressen war. Der Kampf mußte hart gewesen sein, denn das Getreide war rundum zertreten und die Haare des Raubtieres saßen noch an den Hufen des Schweines. An diesen Haaren und an den Fußspuren sahen wir aber, daß der Überfall von einem Leoparden und nicht von einem Löwen ausgeführt worden war. Die Spuren führten nach dem in der Nähe befindlichen Fluß. Es war also sicher, der Räuber schlief kleine 100 Schritt von uns, und wir konnten bestimmt erwarten, daß er am Abend hierher zurückkommt, um die Mahlzeit fortzusetzen. Was nun tun? Wir schickten ein Kind nach Hause, um die Strychninflasche zu holen. Indessen schnitt ein Christ das Schwein auseinander; die drei Keulen und eine Seite Speck bekamen unsere Kinder, den Rest und die Eingeweide die umstehenden Leute, der Kopf allein blieb übrig für den Leoparden. Doch da kommt noch der aussäzige Casimir und hätte auch noch gern ein Bröckchen Fleisch. „Schneide dir noch ein Stück von der Backe, Casimir,“ sagte ich, „aber nicht alles, sonst wird der Leopard böse.“ Dann rieb ich den Kopf gut mit Strychnin ein und versorgte alles reichlich mit Gift. Darauf gingen wir nach Hause. Am nächsten

Morgen meldeten die Kinder, der Kopf sei fort, aber niemand wollte auf die Suche gehen; denn die Leoparden sind grausame Tiere. Nach Schluß am Mittag machten sich einige große Jungens auf die Suche, und als wir bei der Besichtigung in der Kirche waren, kam Zumane, einer unserer Kleinen, und flüsterte uns zu: „Mama, wir haben den Leopard gefunden.“ Voll Freude gingen wir, begleitet von einem Haufen Kinder, den Weg hin-



Der vergiftete Leopard (in Morogoro).

unter. Da bogen auch schon unsere Helden aus dem Mtamafeld weginwärts, den Leoparden an einer Stange zwischen sich schleppend. Es war ein Prachttier 2,25 Meter lang. Unter Jubeln und Fauchzen zogen wir wieder zur Mission, immer mußten die Buben wieder haltmachen und das Tier besichtigen lassen. Ehe wir ihm nun das Fell über die Ohren zogen, habe ich ihn photographiert und sende anbei die Bilder, damit Sie auch mal sehen, wie so ein Tier aussieht.

Jetzt werden Sie mir sicher glauben, daß trotz des fried-

liebendsten Herzens mit solchen Nachbarn schlecht Freundschaft halten ist, und wir sind froh, daß wieder einer weniger in unserer Nähe ist.



Die fliegenden Ameisen.

(Nairobi, Ost-Afrika).

Sie kommen nur in der Regenzeit aus der Erde hervor, wo sie ihre kunstvollen Bauten haben, die wie die Stalaktiten der berühmten bayrischen und schweizerischen Tropfsteinhöhlen sich über die Erde erheben, natürlich in viel kleinerem Maßstabe.

Stößt man so ein Türmchen um, so kommen unzählige geschäftige Ameisen zum Vorschein. Sobald es Abend wird, kommen sie aus ihrem Versteck und schwirren durch die Luft bis zur Morgendämmerung. Diese fliegenden Ameisen sind etwas kleiner wie die Bienen und haben vier goldschimmernde Flügel. Herrscherin im Ameisenstaat ist die Königin, welche aber wegen ihrer Korpulenz nicht fliegen kann. Sie ist nicht schön, sondern gleicht einem dicken fetten Wurm, aber sie benimmt sich ganz wie eine Herrscherin, weithin durch die Nacht hört man ihre Befehle, ein seltsames knurrendes Geräusch. Vorige Woche hatten alle Ameisen in einer Nacht ihre Flügel verloren. Es war eine eigentümliche Pracht: Millionen und Millionen schimmernder Flügelchen bedeckten die Erde, wie wenn Kinder zu Fronleichnam die seltensten Blümlein gestreut hätten. Nur dann und wann sah man eine Ameise am Boden liegen, mit nur noch einem oder zwei Flügeln. So haben sie all ihren schönen Schmuck abgelegt und sind verschwunden.

Die Schwarzen essen diese Ameisen mit Vorliebe. Man sieht sie dann um die Ameisentürmchen gelagert: mittels zweier Stäbchen, die sie aufeinander klopfen, locken sie die Ameisen aus der Erde. Ein Töpfchen Wasser steht zur Seite und dann beginnt das Festessen: mit der einen Hand in den Mund, mit der andern ins Wassertöpfchen. Und wie es schmeckt! „chakula mzuri sana“ — „Ein herrliches Essen“ — riefen die Kinder mir zu.

Schw. M. Juditha.



O danke Gott, wenn keinen Feind du hast;
Nur dann kannst du vor Gottes Antlitz treten
Und im Bewußtsein, daß dich niemand haßt,
Vertrauensvoll dein „Vaterunser“ beten.

A. Hermann.

Glückliche Ankunft meines kleinen europäischen Freundes in Ostafrika.

Rilema. — Wie, hat Schwester Engelberta von Europa her einen Freund zu Besuch bekommen? Ja freilich, und gar so arg zum Verwundern ist das nicht, denn die alte Schwester Engelberta, die bekannte Afrika-Tante, — zudem ihr Herz und Geist ist ja noch immer jung, — hat gar viele Freunde — und schon öfter ganz hohen Besuch angekündigt bekommen. — Nun, endlich einmal ist die Sache ernst geworden, und ein junger Fant, ein spiegelblank gewichstes und hoch modern ausgestaffiertes Herrchen, ganz nach dem „neuen Zeitgeist“ ist glücklich und unverlezt angekommen. Auf der Reise ist ihm nichts passiert, denn er befand sich unter dem Schutz der jungen Schwestern, welche auch nach Ostafrika segelten. So war er denn gewiß gut versorgt während der langen Reise, hatte eine Doktorin und Zahnärztin bei sich, im Falle ihm etwas Menschliches auf dem Schiffe passieren sollte. Zudem war das schöne Schiff, die „Tanganyika“, ja so komfortabel eingerichtet und fehlte es meinem jungen, talentvollen Freund auch keineswegs an guter Unterhaltung und weiterer Fortbildung, denn es waren ja gelehrte Leute unter seinen Mitreisenden, an deren geistvollen Gesprächen er teilnehmen konnte und mit seiner schwarzen Hornbrille, die ja heutzutage Mode ist, beobachten konnte, wie sie ihre langen Reiseberichte schrieben. Er soll sich aber recht still und bescheiden benommen haben, — wie es sich eben für die Jugend geziemt, besonders Ordensfrauen gegenüber. Also ist er ein ganz anständiger Junge, mit dem ich mich nicht zu schämen brauche. Mir gegenüber, seiner alten Afrika-Tante, benimmt er sich schon viel zutraulicher.

Wir haben uns ganz ungeniert, auf die herzlichste Weise begrüßt. Ich hab ihn um und nach allen Seiten gedreht und beguckt vor lauter Freude, daß er kam. Denn wenn man älter wird, sehnt man sich doch nach neuen jungen Kräften, dann geht das Geschäft in allem wieder besser. Ich habe zwar bis jetzt immer einen guten Freund neben mir gehabt, aber mit dem Alter geht das Ding doch nicht mehr so gut, man wird etwas knurrig miteinander — und „neue Besen lehren gut“. So freue ich mich über die Maßen über meinen neuen jungen Freund und sobald er sich ein wenig ausgeruht hat und ich ihn besser kennengelernt habe, denn heutzutage ist ein großer Unterschied zwischen „jung und alt“ — werden wir beide tüchtig miteinander arbeiten.

Doch seine Vorstellung ist noch nicht zu Ende. Sein Heimatland sagte er mir ganz schüchtern, und dabei lachte sein klares

Auge freudig auf — ist Deutschland und dort sind lauter gemüthliche Leut; so werden wir schon gut miteinander auskommen. Und daß ihn die gute Redakteurin unserer Karitasblüten so prächtig für die Reise versorgt hat, freut mich über die Maßen; nicht einmal die gefürchtete Seekrankheit wagte sich an ihn; er steht jetzt frisch und wohlbehalten in meiner mütterlichen Hut.

Die ganze kleine Schwesterngemeinde von Kilema war höchst erstaunt, daß der kleine schwache Wicht die weite Reise aus seiner deutschen Heimat über das Meer nach Ostafrika, dann von der Hafenstadt Tanga aus mit der Bahn bis Moshi, und von da per Uto bis nach Kilema ausgehalten hatte.

Noch mehr bewunderten ihn unsere schwarzen Kinder, die gar nicht satt werden, ihn von allen Seiten zu besehen. Aber er spielt auch keineswegs den Spröden, sondern ist gleich überall daheim, wollte sich sofort Kilema und alles, was drum und dran ist, gehörig begucken. Hei, da strahlte und glänzte sein wundervolles Auge — er hat nämlich nur ein einziges, mit dem er sieht — und gleich darauf macht er sich bereit, alles fein sauber, schön und naturgetreu zu zeichnen und abzumalen.

Und dankbar, das muß ich sagen, scheint der junge Wicht zu sein, dankbar über die Maßen, denn bei allem, was er Schönes, Afrikanisches sieht, seien es die Menschen, Tiere oder Pflanzen, denkt er zu allererst an seine Mutter, unsere Redakteurin — für die will er alles zeichnen, machen; durch sie ist ihm eben die interessante Reise ermöglicht worden, und ich sehe schon, ich werde manchmal mein Kreuz mit ihm haben, weil er immer herumgucken will und ich habe doch so schrecklich viel zu tun; absolut keine Zeit, mich bloß mit ihm allein abzugeben.

Habe so viel zu schreiben, dahin, dorthin und da muß er nun freilich manche Stunde traurig und einsam im Eckchen stehen; aber ich glaube, er ist doch mit dem Schreiben zufrieden; denn in seiner Selbstsucht — wer leidet denn heutzutage nicht an diesem Ubel — meint er nämlich immer, ich schreibe von ihm und seinen schönen Bildern, die er mir macht und von all seinen Arbeiten, die er noch vor hat. Will ihm die Freude gerne lassen, man muß die Berufstätigkeit seines Nächsten fördern und unterstützen — also er ist ja augenblicklich mein aller-nächster Kamerad.

Noch eines muß ich den freundlichen Lesern verraten. Seit er, der neue, junge Freund bei mir ist, haben mich alle Leute gar so gerne, überall soll ich hinkommen, aber natürlich bei all' diesen freundlichen Einladungen heißt es immer: Aber ihn bitte mitbringen, nicht vergessen!“ Ja, da sollte man bald eifersüchtig werden, wem gilt denn dann diese freundliche Einladung auf Besuch zu kommen, mir oder meinem jungen Freund?!

Bin selber neugierig, was wir beide, er und ich, zusammen leisten werden, die lieben Leser der Karitasblüten sollen es zuerst erfahren und zu sehen bekommen.

Etwas ulkig sind die Leute aber doch in Kilema! — meinte da jemand, ich müsse diesmal unbedingt mit meinem neuen Freund in die Steppe hinunter gehen, und wenn wieder ein Herr Löwe oder Leopard irgendwo in der Falle gefangen sitzt und brüllt,—dieses „lieblich-friedliche“ Bildchen ihn sehen lassen— und, weil er doch gewiß nicht vor Schreck davonlaufen wird — soll er's photographieren.

Danke schön dafür! — Das soll mein Freundchen nur allein besorgen — aber ohne meine Wenigkeit bringt er auch nichts fertig.

Also mein neuer „Herr Photoapparat“ hat seine Tätigkeit bereits glücklich angetreten. Vorderhand fangen wir mit lieblichen Naturbildern an und lassen das Rhinoceros, das sich seit neuester Zeit in der Steppe am Hymosfluß herumtreiben soll, noch in Ruhe. Wenn aber die Stunde kommt, daß es glücklich erlegt im Steppengras liegt, dann wollen wir es furchtlos ins Auge fassen. Eine Herde Hundsaffen könnten wir leicht photographieren, wenn die Dinger nur nicht gar so scheu und mißtrauisch wären, und jedesmal in Saus und Galopp die wilde Flucht ergriffen. Nun, vielleicht gelingt es doch einmal.

Tante Engelberta.



Des Heilands Herz zieht der Menschen Herzen an.

Eine fromme, adelige Dame machte mit tiefem Bedauern die Wahrnehmung, daß die Kirche auf einer ihrer Besitzungen sehr schlecht besucht werde. Diese Vernachlässigung des göttlichen Heilandes im heiligsten Sakramente seiner Liebe ging ihr sehr zu Herzen. Sie dachte hin und her, ob nicht ein Mittel zu finden wäre, um die Kirche zu füllen, bis sie einem befreundeten Ordensmanne ihr Leid klagte. „O, da ist leicht geholfen,“ erwiderte ihr der Priester nach kurzem Nachdenken, „schenken Sie dem Herrn Pfarrer des Ortes für seine Kirche ein schönes, großes Herz-Jesu-Bild, und bitten Sie ihn, die Herz-Jesu-Andacht einzuführen! Schon das erstemal werden Sie die Kirche voll sehen.“

Die Dame zögerte nicht, den guten Rat zu befolgen. Ein schönes Herz-Jesu-Bild wurde also beschafft und die Enthüllung desselben als Gelegenheit zur Einführung der Herz-Jesu-Andacht benützt. Seit jenem Tage war der Besuch der Kirche und des Gotteshauses immerfort ein befriedigender.



Caritasblüten

Nr. 8

August

1928



Scheidegruß an Maria.

Mutter, willst du von mir scheiden,
Lassen mich in Angst und Qual?
Willst auf immer du verleiden
Mir der Erde Tränental?

Ach, ich kann dein Herz verstehen,
Dein undankbar Kind bin ich;
Willst zu deinem Sohne gehen,
Der dich liebt so inniglich!

Ave Mutter! Nimm entgegen
Meinen Scheidegruß in Huld,
Sib mir deinen Muttersegen
Und verzeih des Kindes Schuld!

Schau noch einmal auf mich nieder
Mit dem süßen Mutterblick,
Strahl die erste Liebe wieder
In mein Kindesherz zurück!

Stündlich will ich dein gedenken,
Senden liebe Grüße dir,
In die Lieb mein Herz versenken,
Die du stets erzeiget mir!

O wie froh wird dich begrüßen
In dem selgen Heim dein Sohn!
Lege huldvoll ihm zu Füßen
Brudergrüße vor den Thron!

Ach, ich hab aus bösem Triebe
Ihn verkauft für Sünd und Lust,
Doch ist meine Bruderliebe
Neu erwacht in meiner Brust!

Mög' er neue Liebe spenden,
Kanaan hat Hungersnot,
Aus des Königs Kammern senden
Mir in Huld mein täglich Brot!

Ach, er trocken meine Tränen,
Laß mich schau'n sein Angesicht.
Ja, er stille bald mein Sehnen
Nach des Himmels sel'gem Licht.

Mutter, Mutter, hör mein Sehnen,
Bitt an Jesu Thron für mich,
Daß wir froh uns wiedersehen,
Gott zu preisen ewiglich! 7. c.

An Mariens Hand — zum wahren Vaterland.

Zum heiligen Bernard kam einmal ein großer Sünder. Derselbe sagte: „Es ist unmöglich, daß ich Verzeihung, Gnade finden kann.“ Da sprach der Heilige: „Wenn du auch fürchtest, bei Gott keine Gnade mehr zu finden, so hoffe doch, sie bei Maria zu finden.“ Und der Heilige nahm das Evangelium, schlug es auf und fand die Worte, welche der Engel zu Maria gesprochen: „Fürchte dich nicht, denn du hast Gnade gefunden.“ Da sprach der Heilige: „Verstehst du wohl, mein Sohn, Maria hat Gnade gefunden; hat denn Maria einmal die Gnade verloren gehabt, daß sie dieselbe wiederfinden mußte? Nein, denn man kann ja auch finden, was andere verloren haben. Siehe nun, sündiges Herz, du bist es, das die Gnade verloren hat. Wohlan, falle deiner himmlischen Mutter zu Füßen und sprich: O Mutter der göttlichen Gnade, o siehe mich an, mich Armen; ich habe die göttliche Gnade verloren, und du hast sie wiedergefunden. Mutter, Mutter, gib mir die verlorene Gnade wieder, erwirke mir die Ausöhnung mit deinem göttlichen Sohne und gib mir die Kraft, daß ich nicht mehr in die Sünde falle!“ So sprach der Heilige, der Sünder tat es und erhielt die Gnade der Bekehrung.



Veronika.

Es war vor etwa 15 Jahren, als eine junge, heidnische Frau mit zwei kleinen Kindern von etwa 2 und 3 Jahren auf unsere Mission kam mit der bescheidenen, aber innigen Bitte, in die Taufklasse aufgenommen zu werden. Pater Missionar erfüllte den Wunsch dieser schlichten Frau. Bald verstand dieselbe alle Grundwahrheiten unserer heiligen Religion und lernte eifrig den Katechismus. Der Eifer steigerte sich, als diese Heidin immer näher zu ihrem Ziele kam. Schon nach einem Jahre wurde sie ein Kind der heiligen Kirche und erhielt bei der heiligen Taufe den Namen Veronika. Ihre Kinderchen erhielten die Namen Elisabeth und Maria. Wer war an diesem Tag glücklicher als unsere Veronika! Nun hatte sie nur noch einen Wunsch, nämlich den lieben Gott immer inniger lieben zu können. Sie weigerte sich mit aller Entschiedenheit, wieder zu ihrem heidnischen Mann zurückzukehren. Dieser wollte nichts von unserer Kirche wissen, und somit bangte Veronika, sie könnte dort wieder ihres Glückes beraubt werden. Sie entschloß sich daher, auf der Mission zu bleiben.

Während diese junge Christin hier in Triashill ein stilles, zufriedenes Leben führte, faßte unser hochwürdigster Herr Bischof von Mariannahill, damals noch Missionar von Triashill, den Plan, für brave Witwen und krüppelhafte Mädchen einen Verein zu gründen (zu bemerken sei hier, daß die hiesigen jungen Witwen in großer sittlicher Gefahr sind). Bald fand er einige Eingeborene, die sich gerne dafür bereit erklärten. Unter diesen befand sich auch unsere Veronika. Bei der feierlichen Aufnahme bekamen fünf Mitglieder einen blauen Schleier und eine an einem schwarzen Bändchen befestigte Medaille mit dem Bildnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Später gesellten sich noch zwei weitere Mitglieder dazu. Vielleicht interessieren sich manche Leser und Leserinnen, was unsere „Töchter von der heiligsten Dreifaltigkeit“, denn so wurden die Mitglieder dieses Vereins genannt, tun.

Sie sind in der That wahre Laienapostel, die an sieben verschiedenen Arbeitsplätzen verteilt sind. Die eine findet man als nimmermüdes Hausmütterchen in der Kinderküche stehen; eine andere arbeitet mit einer munteren Schar Krausköpfchen im Garten; die dritte ist eine große Stütze unserer Schwester Apollinaris, die hier die Kranken besorgt. So findet man jede auf dem ihr zugewiesenen Pöstchen, treu der Parole: „Bete und arbeite.“ Wenn die Stunde des Gebetes kommt, verlassen sie freudig ihre Arbeit, um zu den Füßen des lieben Heilandes ein wenig auszuruhen. Dort vor dem Tabernakel, beim trauten Schein des ewigen Lichtes, holen sie sich wieder Kraft und Mut für die folgenden Arbeitsstunden. Daß solche Beispiele auf ihre Landsleute einwirken, ist selbstverständlich.

Zuweilen hat jede das Glück, als Katechistin am Heile der Seelen mitwirken zu dürfen. Unter diesen Glücklichen war auch unsere jüngst verstorbene Veronika. Aus einer heidnischen Frau wurde sie eine innige, treue Nachfolgerin des göttlichen Heilandes.

Leider wurde sie bald von einer schleichenden Krankheit heimgesucht, welche die eifrige Christin zum Tode führte. Noch am Sterbetage morgens schleppte sich die Kranke zur Kirche, obwohl schon sehr elend, um den lieben Heiland in der heiligen Kommunion zu empfangen. Ob sie wohl eine Ahnung von ihrem bevorstehenden Tode hatte? Als Veronika draußen vor der Türe lag, sagte sie zu einer ihrer Gefährtinnen: „O ich glaube, daß ich sterben muß“, worauf dieselbe ihr zur Antwort gab: „Veronika, freue dich doch!“ „Ja“, erwiderte die Sterbende, „das tue ich auch. Ich sterbe gerne, dann komme ich ja zum lieben Gott, den ich so innig liebe.“ Das waren ihre letzten Worte.

Schon die darauffolgende Nacht wurde heftig an die Türe meines Schlafraumes geklopft. Auf die Frage, wer mich rufe, bekam ich die Antwort, Veronika liege schwer krank vor der Türe im Freien. Ja, da lag sie steif und regungslos. Der

sanfte Schein des Mondes beschien ihr fahles, mageres Gesicht, und zu meinem Schrecken sah ich eine Lache Blutes neben ihr. Mit Hilfe einer eingeborenen Postulantin trug ich die Dulderin auf ihr Lager, während eine andere geschickt wurde, die Krankenschwester zu rufen. Immer noch blutete die Arme aus Mund und Nase. Sie gab nicht das geringste Zeichen, wenn ich das Blut entfernte; ich rief sie beim Namen, aber sie blieb stumm. Der Puls wurde immer schwächer und schwächer. Die Krankenschwester erkannte auch sofort die Gefahr und holte hochwürdigen Herrn Pater Missionar, sowie den Arzt, der seit einigen Tagen in Triashill praktizierte. Ich kniete mich neben die Sterbende und betete ihr etwas vor. Da erhob sie auf einmal ihre Augen und schaute mich für einige Sekunden groß an, um sie dann für immer zu schließen. Sollte ihre Seele schon vor dem Richterstuhle unseres Herrn erschienen sein? Puls konnte ich keinen mehr fühlen und bald bemerkte ich auch, daß die rechte Hand sowie die Stirne schon kalt wurden. Unterdessen wurde es auch lebendiger im Schlaßaal. Manche meiner Schützlinge umringten mich und bestürmten mich mit Fragen, was denn mit Veronika sei. Auf meine Antwort hin, sie gehe jetzt zum lieben Gott in den Himmel und alle möchten für Veronika beten, suchten sie wieder stillschweigend und traurig ihre Lagerstätten auf, aber nicht um zu ruhen, sondern dortselbst kniend zu beten.

Es war immer noch kein Missionar und Arzt da. O, das waren lange bange Minuten. Da endlich öffnete sich die Türe und die Langersehnten traten ein. Der Arzt erkundigte sich sofort: „Lebt Veronika noch?“ „Ich glaube nicht!“ Sofort spendete ihr der hochwürdige Herr Pater Missionar die heilige Ölung. Aber ihre Seele war bereits hinübergegangen in ein besseres Jenseits.

Nun harrte unser noch ein hartes Unternehmen. Ihr noch einziges Kind schlief nämlich noch sanft unter der Decke und hatte von diesem traurigen Vorfall noch keine Ahnung. Hochwürdiger Herr Pater Missionar meinte, ich sollte das Kind jetzt rufen. Da hatte ich schon etwas zu tun, bis ich die Schlafende wach hatte. Auf meine Worte: „Maria, komm, steh auf und geh ein wenig zu deiner Mutter, sie ist nicht wohl“, sprang das Kind auf und lief zu ihrem geliebten Mütterlein. Aber es war tot. „Mutter, schau mich doch noch einmal an“ und mit ähnlichen Worten warf sich die Waise vor der Toten nieder — dann brach sie in ein herzerreißendes Schluchzen aus. Die teure Verstorbene wurde alsdann aus dem Schlaßaal gebracht und im Totenkammerchen aufgebahrt. Ein friedliches Lächeln lag in ihren Zügen, als wollte sie sagen: Nun habe ich es überstanden und darf bei dem sein, für den ich gelebt und gelitten habe.

Wahrlich ein schöner Tod! Am folgenden Tag abends fand die Beerdigung statt. Es war schon ziemlich spät, als sich der Leichenzug zum Friedhof begab. Der Mond leuchtete im vollsten Glanz vom sternbesäten Himmel. Dumpf und doch so vielsagend klang das Totenglöckchen. Erinnerete es uns nicht, daß auch wir einst sterben müssen? Der Tod kommt oft schneller als man glaubt oder wünscht. Darum immer bereit! —

Schwester M. Gildarda, Triashill.



Anschauungsunterricht bei den schwarzen Kindern in Triashill (Rhodesia).

Heute möchte ich aus der Schule plaudern. Seit Januar unterrichte ich die drei untersten Klassen. Am liebsten beschäftige ich mich mit den Kleinen. Freudig strahlen mir aller Augen entgegen, wenn's wieder ans Rechnen geht; dürfen sie doch die einzelnen Ochsen aufstellen. Das ist auch ihr Kunstwerk. Aus „daka“ (Lehm, woraus die Eingeborenen Töpfe herstellen) formten meine kleinen Lieblinge eine große Anzahl Ochsen, mit deren Hilfe sie leicht rechnen lernen. Die Ochsen sind ganz mit ihrem Anschauungskreis verwachsen, daß selbst das schwächste Kind mit Leichtigkeit die verlangte Anzahl zusammenstellen kann. Schickte ich sie alle flink hinaus, um mir fünf Steinchen zu suchen oder sieben kleine Stöckchen, dann kam es vor, daß mir der eine oder andere sieben Steinchen brachte oder nur fünf Stöckchen, ich kann mich aber nicht erinnern, daß mir jemals einer fünf Ochsen aufstellte, wenn ich nur drei wünschte. Darum blieb ich mit Vorliebe bei den Ochsen, bis alle die Zahlenbegriffe inne hatten. Eines Tages stellte der kleine Martin alle Ochsen zu zwei und zwei hintereinander auf. Auf meine erstaunte Frage: „Was bedeutet denn das“, lachte die muntere Schar herzlich auf. Die sind in den Ochsenwagen eingespannt. „Das glaube ich nicht, ich sehe ja gar keinen Wagen.“ Das war neue Nahrung für ihre Phantasie. Am nächsten Morgen kam der Ochsenwagen schon herangefahren, ganz aus Lehm, auch die Räder. Selbst der Junge fehlt nicht, der die Zügel führen sollte. Für Interesse brauchte ich nie zu sorgen. Das war von selbst gegeben. Auch mir tat es jedesmal leid, wenn die Uhr anzeigte, daß es Zeit zum Aufhören sei. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.“ Unwillkürlich stimmte ich in das erstaunte Ah! und Oh! der Kinder mit ein. Wir freuten uns wieder auf den nächsten

Morgen. Jedesmal, wenn ich zur Schule kam, hatten die Kinder etwas Neues mitgebracht und stellten es auf den Tisch auf, entweder wurde die Zahl der Ochsen vergrößert oder es gesellten sich Hunde, Katzen, Mäuse und Enten dazu. Aller Augen schauten auf mich, um in meinen Blicken zu lesen. Es reizte mich jedesmal zum Lachen. Freude und Dank stieg in meinem Herzen auf. O, welchen Eifer zeigen doch die Kleinen, um ihrer Lehrerin zu erfreuen. Darf ich's verraten, wenn mich niemand verrät, verlasse ich die Kleinen nicht mehr. Könnte ich den Lesern



Schwester Apollinaris mit ihren Pfleglingen in Triashill.

nur von jedem dieser originellen Kunstwerke ein Exemplar schicken, sie würden mit mir herzlich lachen und auch fragen: „Was ist das?“ Der Kopf war oft länger und dicker geraten als Körper und Schwanz zusammen. Die Hunde ähnelten sehr den Katzen und nicht minder die Enten. Wir haben hier nämlich keine Enten. Sie selbst konnten sie sehr gut unterscheiden und bezeichneten jedesmal dieselbe Gruppe. Bald merkte auch ich, daß sie ihre Katzen an den spitzigen Ohren erkannten. Auch Figuren kamen auf's Tablett, wie z. B. die drei Waisen aus dem Morgenlande, ihre Namenspatrone usw. Für religiöse Sachen haben unsere Krausköpfe eine besondere Vorliebe. Vor ihrem Maialtärchen, das sie in einer Felsengrotte errichtet haben, kann man sie alle oft knien und beten sehen. Die Mutter Gottes verehren sie sehr. Leider fehlt in unserem Klassenzimmer ein

Bildnis von ihr. Was tat die muntere Schar? Wiederum nahmen sie die Hilfe zum Lehm. Flink und freudig wurde eine Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Arm geknetet. Zu ihren Füßen ruhte ein Adler. — Aber o weh! dem Jesulein fehlten die Nase und die Finger. Die liebe Mutter Gottes schlief, somit konnte ich sie noch nicht im Schulzimmer aufstellen.

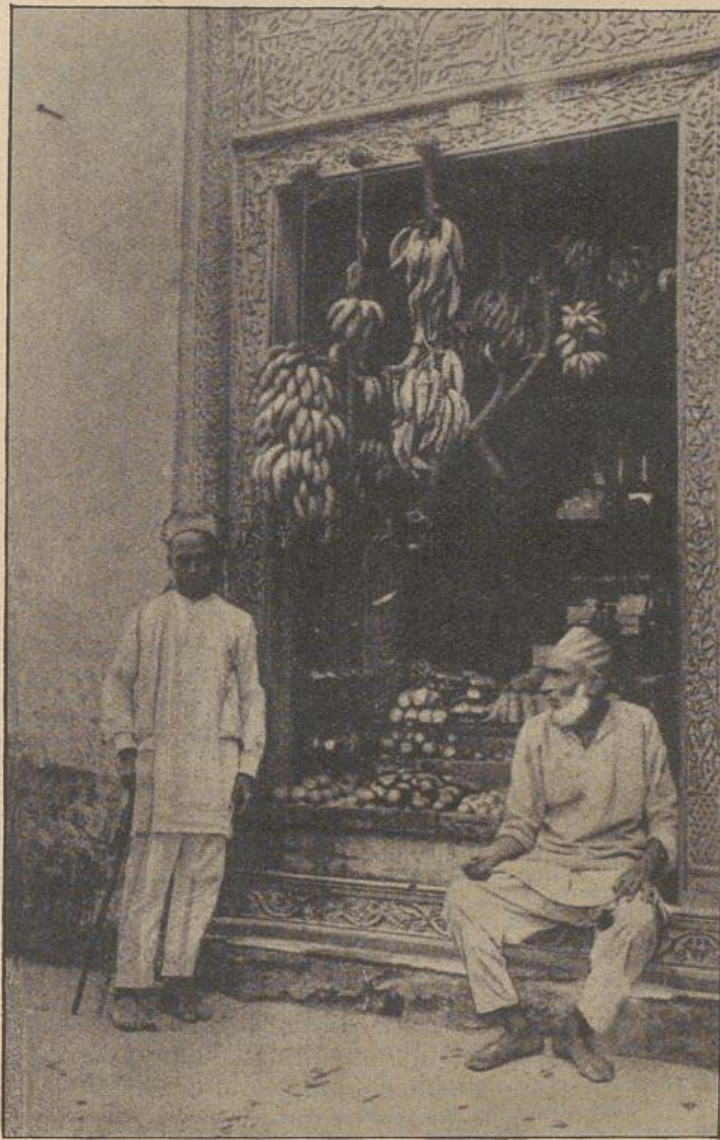
Nach einigen Wochen gab ich jedem Kinde eine Streichholzsachtel mit zehn Hölzchen. Jetzt waren wir schon klüger geworden und wollten zusammenzählen lernen. Zwei Hölzchen wurden herausgeholt und dann noch drei, oder sechs und vier, einmal fünf und drei usw., einmal waren es Kinder, ein andermal Maiskolben, Tiere oder Bäume oder irgendein anderer Gegenstand, der der Phantasie der Kinder nahe lag. Stolz sagte der kleine Johannes: „Jetzt sind fünf Kinder wach, die andern fünf schlafen noch.“ Auf meinen Befehl, alle in die Schachtel zurückzutun, sagte er: „So jetzt lege ich auch diese wieder auf die ‚Bonde‘ (Schlafmatte) zum Schlafen.“ „Wieviele Kinder hast du jetzt wieder zusammen?“ „Zehn“, war die prompte Antwort.

Gestern machte uns der neue Herr Direktor unserer Schulen von Rhodesia einen Besuch. Auch er schenkte eine besondere Aufmerksamkeit den Kleinen. „Die sind ja alle glücklich“, sagte er sofort beim Eintreten. Nach kurzer Zeit saß der gute Herr Direktor mitten unter den Kleinen auf dem Boden zum Rechnen. Alle, die auf dem Boden saßen, waren die Mauer der Kraals-hütte. Ein freier Raum bildete den Eingang zur Hütte. Fünf Kinder waren auserwählt als Bewohner der Hütte. Zuerst trat der Vater ein, dann die Mutter, ihnen folgte das kleine Kind, darauf kam ein Greis und zum Schlusse eine kleine Verwandte. Mit Kreide schrieb der Großvater die Zahlen auf den Boden zum Zusammenzählen. Nun folgte das Abziehen. Das kleine Kind fing an zu weinen und mußte hinausgehen. Mutter und Verwandte entfernten sich, um nach dem Kinde zu schauen. Der Greis fing so sehr zu husten an und mußte zum Doktor gehen. Zum Schlusse entfernte sich auch der Vater.

Das zweite Mal bildete der Kreis am Boden einen Stall für das Vieh. Der Herr Direktor war daran, die einzelnen Kinder auszuwählen. „Das ist die weiße Kuh“, sagte er, „hier ist die schwarze, das ist das weiße Kälbchen.“ — „Aber Schwester, Schwester“, zupfte mich der kleine Johannes an der Schürze, „Mufudzi uripi? (wo ist der Hütebube?)“ „Auch den werde ich nicht vergessen“, sagte der Herr Direktor, hocherfreut, daß ihm die Kleinen mit solch großem Interesse folgten.

Noch etwas möchte ich aus unserer Schule plaudern, nämlich von unserem „Belohnungssystem“. Jedesmal, wenn die Kinder eifrig waren oder sich sonst irgendwie auszeichneten, ein Bildchen oder ein Medaillon zu schenken, ist für eine arme

Mission wie Triashill zu viel. Nun kamen wir überein, als Anerkennung einen „Gut-Zettel“ zu überreichen. Das ist ein kleines Stückchen Papier, auf das wir irgendeine Bemerkung schreiben; die einfachste dieser Art ist „zwakenake“ (gut). An-



Obsthändler in Sansibar.

dere können lauten: „Ordnung in den Büchern — rein gewaschen — aufs Wort gefolgt — andern freiwillig geholfen usw. Für zehn solcher Zettel gibt's ein Bildchen oder eine Medaille. Wer kostbarere Sachen wünscht, muß mehr Zettel

haben, zwanzig, dreißig, fünfundreißig. Durch diese geringe Belohnung können wir ihren Eifer sehr fördern. Manche schauten sich nach einer Streichholzschachtel um, oder einem alten Briefumschlag, damit ihnen keiner dieser „Maguda“ verlorenging. Der Priester, zu welchem sie alle flink laufen, wenn die gewünschte Zahl voll ist, weiß dann auch, daß sie fleißig und brav waren.

Mit einem „Deo gratias“ auf den Lippen erwache ich am Morgen mit dem befehligen Bewußtsein, heute darf ich mich wieder mit meinen Kindern freu'n. Wie wenig braucht es, um ein Kinderherz glücklich zu machen!

Von Schwester M. Daria, Triashill.



Allelei aus unseren Missionsgebieten.

Mariannahill: Der Monat Mai brachte der hiesigen Missionsgemeinde einige bedeutsame kirchliche Feierlichkeiten, deren wohlthätiger Eindruck auf die Neuchristen hoffentlich noch lange anhalten wird. Der erste Sonntag im Mai war das Jahresfest von fünf Vereinen. Die Mitglieder wurden in Prozession unter schallender Blechmusik zur Kirche geleitet. Jeder Verein trug an einem Stab ein kleines bekränzttes Holzläfchelchen, das seinen Namen trug. „Kindheit-Jesu-Verein“, „Marianische Kongregation“, „Frauen-Verein“, „St.-Josephs-Verein“ und der „Verein der Katholiken Afrikas“. Letzterer ist der jüngste und doch sollen nach dem Wunsch der hochw. Missions-Bischöfe alle bisherigen Vereine, auch der der katholischen Lehrer und Farmer, diesem Vereine angegliedert werden. Ein Hochamt mit Predigt und sakramentalem Segen eröffnete den Festtag. Zwei Missionare und die Vorsteher der fünf Vereine wußten in faßlichen Worten den Zweck jedes einzelnen klar darzustellen. Wie die Bösen sich sammeln in Vereinen, so sollen es auch die Guten tun. „Eintracht macht stark.“ Die eingeborenen Vorsteher wiesen auf das Beispiel der Missionare und Schwestern hin, durch deren einträchtiges Zusammenwirken das große „Mariannahill“ entstanden ist. Auch die Schwarzen müssen lernen, für das gemeinsame Wohl zu arbeiten. Für die weibliche Marianische Kongregation und den Frauen-Verein sprach eine der Lehrerinnen von der hiesigen Tagesschule. Mit ganz besonderem Eifer hatte der Missionspfarrer auf die Marian. Kongregation hingewiesen. Er wünschte, daß die Jungfrauen gleichsam die Miliz seien für die ganze Mission. Ihre Zahl müßte noch bedeutend zunehmen. Alle verließen in gehobener Stimmung das Lokal.

Am Feste Christi Himmelfahrt fand die Fahnenweihe von der Marianischen Kongregation statt und die Aufnahme von fünfzig neuen Mitgliedern.

Feierliche erste heilige Kommunion in der St. Josephs-Kirche in Mariannahill. Ein festlicher und denkwürdiger Tag war der 20. Mai für die Gläubigen der Außenstation der Mariannahiller Mission. 135 Erstkommunikanten nahen sich dem Tische des Herrn. Kinder von 7—12 Jahren, Jungfrauen, Jünglinge, Frauen und Männer. Schon seit drei Tagen weilten sie hier, um den Vorträgen für die nähere Vorbereitung beizuwohnen. Endlich brach der große Tag an. In feierlicher Prozession zogen sie unter den Klängen der Musikkapelle zur Kirche, wo Rev. Fr. Cyprian den Glücklichen und auch allen anderen Anwesenden die große Gnade dieses Tages in kurzen, aber eindrucksvollen Worten erklärte. Dann folgte die heilige Messe, welcher alle mit der größten Andacht beiwohnten. Nun kam der längst ersehnte Augenblick, wo der Heiland zum ersten Male von ihren Herzen Besitz nehmen sollte. Mit schön gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen nahen sie sich dem Tisch des Herrn. In höchst erbaulicher Weise kehrten sie von der Kommunionbank zurück und nicht wenige davon blieben an ihrem Platz mit geschlossenen Augen und ihre Lippen bewegend knien, als ob sie nichts mehr von der Welt wüßten. Um 12 Uhr mittags wurden sie von den Schwestern zur Schule geführt, wo ein kleiner Festtags-Imbiß ihrer harrte. — Mit einem sakramentalen Segen schloß die Feier dieses schönen Tages.

Unsere Fronleichnamsprozession konnte bei denkbar günstiger Witterung abgehalten werden. Das Volk nahm in höchst erbaulicher Weise daran teil. Viele schwarzen Christen haben vorher noch in der heiligen Messe, die um 10 Uhr abgehalten wurde, kommuniziert. Die herrliche Kirchenmusik erhöhte die Feststimmung. Muß der Heiland nicht seine Freude haben, daß er im ehemaligen Heidenland auf so festliche Weise verherrlicht wird? Ungenehm berührte uns Frauen, daß die Mädchen in einfachen Leinenkleidern mit Ärmeln erschienen, und daß die Männer so zahlreich vertreten waren.

Rhodesia: Der Gott der Christen ist der größte. Die Sonne hatte Felder und Wiesen ausgebrannt. Wir warteten sehnlichst auf Regen, aber er blieb dieses Jahr ungewöhnlich lange aus, und die spärliche Saat drohte vollständig zu vertrocknen. Die Waganga (Zauberer) hatten sich redlich geplagt, von den erzürnten Göttern Regen zu erhalten. Wer soll sich auch dazu bewegen lassen, wenn man sieht, was für Opfer diese Zauberer bringen. Magen und Gedärme einer Ziege werden in das Grab eines Toten verscharrt und der größte Teil des Fleisches wird selbstverständlich von den Zauberern

verspeist. Statt der Ziege wird, besonders wenn Regen auf sich warten läßt, ein Ochse geschlachtet, ein großer Tanz abgehalten, ein großer Vorrat Bier gebraut und wieder werden Magen und Gedärme des Ochsen als Opfer vergraben und das Fleisch verzehrt. Dann folgt ein Tanz zu Ehren der Götter, welcher oft acht Tage dauert. Die Tänzer dürfen nichts essen während dieser Zeit, nur ab und zu Bier trinken. Die Bewegungen der Tanzenden werden mit Instrumenten, die sie selbst verfertigt, und von Gesang und Händeklatschen begleitet. Der Tanz ist schauerlich und schrecklich; die Bewegungen so grauenhaft und unmenschlich, daß man sie nicht beschreiben kann.

Die Tänzer sind nachher längere Zeit krank und haben fast keine Kraft mehr. Und nach Darbringung solcher Opfer soll der gute Gott Regen schicken? Diesmal wurden sämtliche Zauber-Doktoren ratlos. — Nun verordnete unser Missionar eine dreitägige Bittandacht in der Kirche. Wir zwei Schwestern baten den lieben Gott, „er möchte doch die Macht des Gebetes zeigen und alle Gaukeleien der Zauberer zuschanden machen“. Und der liebe Gott ließ nicht auf sich warten. Nach der dreitägigen Bittandacht regnete es in Strömen. Welch eine Freude für die Christen. Als ich nun am nächsten Tage meine Schulkinder fragte: „Seht ihr nun, welcher Gott und welcher Glaube der größte ist?“ da leuchteten die klaren Kinderaugen voll Glück und Freude, daß sie Kinder Gottes und der wahren Kirche seien. Alle stimmten damit überein, „der Gott der Christen ist der größte“.



Humoristisches aus meinem Missionsleben.

Von Schwester Engelberta.

Nach krame in dem Schatzkästlein meiner Erinnerungen aus dem früheren Missionsleben herum; da fallen mir alte, vergilbte Blätter eines Tagebüchleins aus dem Jahre 1910 in die Hände.

Ich lese: „Sterne, Blumen und Kinderaugen seien ein Stück vom verlorenen Paradies.“ Ob weiß oder schwarz, Kind ist Kind, und ich kenne nichts Lieblicheres als so ein Kind. Diese Kleinen kommen mir vor wie die Blumen der Menschheit. Sie sind schön, allgemein beliebt, welken aber auch schnell, wenn man sie pflückt, und verlangen überhaupt viele und sorgsame Pflege.

„Blumen und Kinder, wie sie das Aug' entzücken,
Kinder und Blumen, wie leicht sind sie zu pflücken!“



Unsere unermüdlige junge Beförderin Lucia Häusler,
Sinsheim a. d. Elsenz.

Es wird dem Kinde oft recht schwer, die Hestchen zu vertreiben, doch um dem Heiland Freude zu machen und damit ihm arme Heiden zugeführt werden können, bringt es gern und freudig die vielen kleinen Opfer. Wer von den glücklichen Erstkommunikanten macht's ihr nach?

O, denk ich mir, das fängt ja so hochpoetisch an, — bin doch neugierig, was ich da Humoristisches herauslesen werde. Doch ich lese weiter; denn der Titel muß eine Ursache gehabt haben, und unsere Redakteurin der kleinen Caritasblüten möchte immer so gerne was „Lustiges“ haben, um die freundlichen Leser und Gönner der roten Hefstchen auch einmal aufzuheitern. Sie weiß, daß das Lachen das Leben versüßt und ein notwendiges Gewürze für dasselbe ist.

Ein Weltweiser sagt nicht ohne Grund: „Das Leben wäre süß, doch der Mensch vergift, und salzt und salzt, bis es versalzen ist.“ Doch damit wollen wir es nicht halten — wir wollen es lieber versüßen. Also wieder zu den Kleinen zurück in die afrikanische Schule und Kinderstube, schauen wir, was es da gegeben hat.

Mit besonderer Vorliebe erteile ich meinen lieben Kleinen den Unterricht im Katechismus und der Biblischen Geschichte.

In der Regel sitzen sie gar ernsthaft da, und so heißt es weiter in meinem Tagebuch — und hören mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Geht's aber ans Abfragen des Erzählten, so gibt es manche Überraschung, zumal bei den ganz Kleinen, den Anfängern. So hatte ich einmal ausführlich vom Paradiese erzählt, von Adam und Eva, und der bösen Schlange, die sie zur Sünde verführte.

„Was haben Adam und Eva im Paradiese getan?“ fragte ich den dicken kleinen Sebastian, der besonders aufmerksam zugehört hatte. —

Die prompte Antwort war: Äpfel haben sie miteinander gegessen; aber die Eva hat viel mehr gegessen und recht schnell; dem Adam hat sie nur ein wenig gegeben; meine Schwester macht es ja auch immer so, wenn sie schöne Waldbeeren findet!“ —

„Was weißt du mir von Eva zu erzählen?“ fragte ich die achtjährige Euphrosine. Diese entgegnete, während tiefe Enttäuschung in den großen schwarzen Augen zu sehen war: „Die Eva ist recht neugierig gewesen und schwatzhaft und hat genascht.“

Der kleine Emil aber, der muntere Schelm, fing selber an Fragen zu stellen:

„Warum ist denn die Eva vor der Schlange nicht davon gelaufen? Alle Frauen und Mädchen laufen doch schnell davon, wenn sie eine Schlange erblicken, und fürchten sich sehr.“ —

Einmal fand ich ein halbes Duzend meiner kleinen Schwarzen an dem Wasserbächlein. Sie waren so emsig damit beschäftigt, Erde und Lehm herbei zu holen und zusammen zu kneten, daß sie mein Nahen gar nicht bemerkten. Da sie sich durch diese Spielerei die Kleider arg beschmutzten, fragte ich etwas unwillig: „Was treibt ihr denn da?“ Doch die wackeren Burschen ließen sich gar nicht in ihrem Geschäfte stören; sie kneteten

tapfer weiter und einer gab mir die Antwort: „Wir spielen den lieben Gott und machen aus Erde und Lehm Tiere und Menschen!“

Das gab mir die Veranlassung, in der nächsten Unterrichtsstunde die Kinder zu fragen, was denn der liebe Gott alles erschaffen habe. Da ging's nun los!

Leuchtenden Auges zählten sie alles auf: Sonne, Mond, Sterne, Wasser, Feuer, Kräuter und Bäume und viele, viele Tiere. Von letzteren wurde besonders häufig der Ochs, die Kuh und die Schlange erwähnt. Von den Schlangen nannten sie so viele Arten, daß sie kaum fertig werden konnten mit der Aufzählung derselben. Alles mögliche haben sie genannt, doch keines dachte an die gefiederten Tiere. Da wollte ich ihnen nun im Denken behilflich sein und sagte: „Es gibt aber noch ein Tierchen, und zwar sehr zahlreich auf dieser Welt; es ist so frisch und munter und bewegt sich so schnell, im Nu ist es da oder dort . . .“ Während ich noch rede, strecken drei Knaben zu gleicher Zeit die schwarzen Zeigefinger in die Höhe und rufen mir siegesbewußt zu: „Izenze, izenze, der Floh, der Floh!“

Später stellte ich die Fragen in umgekehrter Ordnung, das heißt, ich nannte irgend ein Ding und fragte dann: „Wer hat dies gemacht, wer hat jenes gemacht?“ Die Antwort war: „Der liebe Gott.“ Nun wollte ich den kleinen dicken Ivo auf die Probe stellen und fragte ihn: „Wer hat aber den lieben Gott gemacht?“ — Da stand der Kleine eine Weile sinnend da und sprach dann zögernd: „Die ‚Abelungu‘ (die Weißen)“. „So?“ erwiderte ich enttäuscht, „wie kommst du denn auf solch einen Gedanken?“ Der Kleine antwortete treuherzig: „Ich dachte so, weil ihr Weißen alles wisset und alles könnet; euch übertrifft bloß der Tod, sagt mein Vater immer daheim, wenn er beim ‚utschwala‘ (Bier) sitzt und mit den ‚Amadoda‘ (Männern) redet.“

Ich wandte mich nun an seinen Nachbar, Joseph mit Namen, mit der Frage, ob Ivo recht habe. Dieser erwiderte: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr klug, sie können die Eisenbahn machen und die Schiffe, sie können auf zwei Rädern fahren und sonst noch viele wunderbare Dinge, aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht; von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn sogar ‚akupika‘ (verleugnen) abschaffen.“

So ganz unrecht hatte er wohl nicht, der kleine schwarze Philosoph.

Am Schluß holte ich noch einige Früchte, schöne goldgelbe Orangen, von welchen wir in diesem Jahre sehr viele hatten, und wollte ein kleines Rechen-Exempel machen.

Die Buben rechneten sehr gerne. Der kleine Marianus schaute mich gar so erwartungsvoll an und so fragte ich ihn: „Du, mein Kind, wenn ich dir diese gebe“ — ich legte ihm zwei kleine Orangen vor, „wieviel Früchte hast du dann?“ „O“, rief er voll

Freude aus, „da habe ich genug“, und steckte sie schnell in die Tasche. Alle die Größeren lachten und sagten: „Der kann nicht einmal bis zwei zählen.“

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein“, dachte ich, und bald war Schluß der Schulstunde und fröhlich stürmten die Kinder dem weiten Spielfeld zu.



Gebetserhörungen.

Der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit innigst gedankt für ihre Hilfe in einem Berufs-anliegen. — Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.

Schwester M. J.

Der heiligen Familie und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei tausendmal Dank für wiedererlangte Gesundheit einer Missionschwester vom kostbaren Blut.



Eingegangene Spenden.

Für die Missionen: Aus Paderborn N. N. Mk. 3.—, Würzburg Mk. 10.—, Schachtebich Mk. 1.—, M. Gladbach Mk. 5.—, Esch Mk. 2.50, Wormeln Mk. 9.—, Sinning Mk. 2.—, Wewelsburg Mk. 8.—, Köln Mk. 2.50, Senden Mk. 250, Euskirchen Mk. 7.50, Köln-Worringen Mk. 2.50, Bochum Mk. 7.50, Bochum-Weitmar Mk. 7.50, Hadamar Mk. 3.—, Osendorf Mk. 5.—, Haupt Mk. 2.50, Bochum Mk. 5.—, St. Vith für mehrere Anliegen Mk. 13.—, Oppeln Mk. 8.—, Freckenhorst N. 10.—.

Armenbrot. E. N., Schröck zu Ehren des heiligen Antonius Mk. 2.50, zu Ehren des göttlichen Herzens Mk. 2.50, aus Neidingen zu Ehren des heiligen Joseph Mk. 15.—.

Für die Missionschule: Aus Riegelsberg Mk. 10.—, aus Riegelsberg Mk. 9.—.

Für Heidenkinder: Aus Neidingen für ein Heidenkind gesammelt von den Abonnenten der Caritasblüten Mk. 21.—, E. H., Gohlar (Harz) um Erhöhung in einem Anliegen Mk. 21.—, M. A., Oberholz Mk. 21.—, Wewelsburg Mk. 42.—, Hehrath Mk. 21.—, Duisdorf Mk. 21.25, Sparbüchse für die armen Heiden-Schulkinder der dritten Klasse.

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches Vergelt's Gott. Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbarste Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für die Wohltäter.



Totenglöcklein.

Das Totenglöcklein meldet uns den Heimgang einer eifrigen Mitarbeiterin für das Missionswerk, Frä. Agatha Wucher. — Dieselbe war noch auf ihrem schmerzlichen Krankenlager unermüdlich in der Gewinnung von neuen Abonnenten für die Caritasblüten, um wenigstens auf diese Weise an der Rettung der armen Heiden-seelen mithelfen zu können. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen um ein Memento für die Seelenruhe der lieben Verstorbenen. R.I.P. „Wir bitten dich, o Herr, komme deinen Dienern zu Hilfe, die du mit deinem kostbaren Blute erlöset hast.“ — Ferner Frau Witwe Schwarzmann aus Pettstadt (Bayern), Förderin der „Caritasblüten“.

Caritasblüten

Nr. 9

September

1928



Betende Unschuld.

O Unschuld immerschön,
Wer hat dich je geseh'n
So schön in hehrem Licht?
Wenn kniet ein betend Kind!
Ja, Gottes Engel sind
Im Himmel schöner nicht!

Der Himmel schaut so mild
Der Unschuld betend Bild,
Verklärt im Gottesstrahl;
O Unschuld, schweb' empor,
Empor zum Engelchor,
Zu schön fürs Erdental!

Sein Engel ihm zur Seit',
Wie er voll Seligkeit
Beim kleinen Engel kniet!
Er flüstert ihm ins Ohr,
Er betet schön ihm vor;
Die Unschuld betet mit!

O könnte beten ich,
Wie du so inniglich,
Wie würd' ich glücklich sein!
Gott, höre sein Gebet,
O hör', die Unschuld steht:
„O halt' mich keusch und rein!“

Briefe eines schwarzen Mädchens, welches das Lehrerinnenexamen bestanden hat.

An Schwester Gustavina.

Centocoro, den 18. 1. 1926.

Teure ehrwürdige Schwester!

Ich erlaube mir, Ihnen für all die Mühen zu danken, die Sie hatten, um mich durch dieses Examen Grad 1 zu bringen. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst, denn ich bin wirklich durchgekommen. Gott sei Dank!

Nochmals bitte ich um Verzeihung für den Verdruss, den ich Ihnen ohne meinen Willen bereitet habe. Ich war oft gegen meinen Willen überwältigt von Mißtrauen und Ungeduld. Bitte, vergessen Sie, Schwester. Ich weiß, daß Sie mir verzeihen haben in demselben Augenblick, als ich Ihnen wehe tat, noch ehe ich um Verzeihung bat.

Nun aber, da ich fort bin, kann ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertrauen. Da ich Ihnen oft wehe tat, machte mir mein Gewissen peinliche Vorwürfe. Ich sah die Größe meiner Fehler in den Augen Gottes ein. Wie oft war ich versucht, den Mut sinken zu lassen. Manchmal unterließ ich sogar die heilige Kommunion, denkend, daß ich Gott mißfalle, weil ich seiner Auserwählten wehe tat. Viele Gedanken der Verzweiflung überkamen mich. Nur ein Gedanke gab mir Mut, nämlich daß Gott keine Seele verläßt, die auch nur ein wenig guten Willen hat. Glücklicherweise hatte ich 2s 6d (= 2 Schilling und 6 Pence) Geld in jenen traurigen Tagen. In meinem Kummer dachte ich, den bestmöglichen Gebrauch davon machen zu wollen. Dieser Gebrauch ist mein kleines Geheimnis, welches ich Ihnen jetzt offenbaren will. Ich dachte, um Gott zu versöhnen, werde ich von diesem Gelde eine heilige Messe lesen lassen für jene Seelen im Fegfeuer, die der Schwester Gustavine am teuersten sind. Ich weiß, daß ich ihr weh getan, aber wie wird sie sich freuen — auch wenn sie es erst in der Ewigkeit erfährt — daß die geliebten Seelen im Fegfeuer Erleichterung fanden. Ich gab das Geld der lieben Schwester Clementia und die heilige Messe ward in der bestimmten Meinung gelesen. Ich sah es als meine Pflicht an, für den Trubel, den ich Ihnen bereitet hatte; deshalb will ich keinen Dank.

Ich werde Ihnen oft schreiben von meiner Arbeit in der Tagesschule.

Bitte richten Sie meine besten Grüße aus an liebe Schwester Clementia, Schwester Maximina und alle studierenden Schwestern, wenn sie noch da sind.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr Sie liebendes und dankbares Kind
Johanna Dhlamini.

An Schwester Generosa.

Teure ehrwürdige Schwester!

Meine Hand ist nicht imstande niederzuschreiben, was ich fühle. Die Freigebigkeit des Herrn war so groß, auch mich beim Examen durchkommen zu lassen. Ich kann mir die lachenden Gesichter von Luisa und Angela vorstellen. O wie wünsche ich, daß wir uns alle noch einmal wiederfinden möchten an Mutters Zelle, nun nicht mehr zagend und finster, sondern mit den freundlichsten Gesichtern, die Kinder jemals hatten. Der liebe Gott hat wirklich Schwester Gustavinas Arbeit gesegnet, wie Sie uns so oft gesagt haben. Möge das liebe Jesukind alle Sorgen hinwegnehmen, welche die jetzt so glückliche Gesellschaft Ihnen und Schwester Gustavina bereitet hat. Ich weiß, daß sie beide am meisten zu leiden hatten. Ich werde mit meinen Kindern jeden Tag vor und nach der Schule ein Ave für Sie beten.

Ich mache jeden Tag einen Gang von beinahe 10 Meilen zu meiner Tagesschule, welche noch eingerichtet wird. Hochwürdiger Herr Pater Missionar hilft mir viel. Ich habe meine Arbeiten schon verteilt und meinen Stundenplan bald fertig.

Schwester, wie lange schlafen Sie jetzt? Ich denke, mindestens 10 Stunden. Ich habe vor, Ihnen, Schwester Clementia und Schwester Gustavina ein Säckchen mit Früchten zu schicken. Es ist ein Säckchen, weil ich noch keinen großen Sack schicken kann. Dicke Äpfel, damit sie ersetzen, was wir Ihnen genommen; saftige Pflaumen, welche die Tränen ersetzen sollen, die ich Schwester Gustavine ausgepreßt habe.

Ich hoffe, daß dieses Jahr niemand Schwester Gustavina Trübel machen wird und vor ihrer Zelle klagt.

Da ich jedoch niemals genug danken kann für den Erfolg beim Examen, will ich nochmals eine heilige Messe für die armen Seelen lesen lassen, besonders für unsere liebe Schwester Ignatia. Ich glaube, daß ich es ihrem und anderer frommen Seelen Gebete zu verdanken habe, daß ich durchgekommen bin.

Bitte grüßen Sie bestens von mir die liebe Schwester Juliana, Schwester Augustina und Schwester Gottfrieda.

Mit vielen herzlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr Sie liebendes Kind
Johanna Dhlamini.



Die Palm' in der Wüste.

Als Joseph auf des Engels Wort,
Das Kind zu retten vor dem Mord,
Aus Bethlehem in dunkler Nacht
Sich nach Ägypten aufgemacht:
Da kam in mühevoller Weise
Er an dem dritten Tag der Reise
An einen Ort, wo im Wüstensand
Eine große grüne Palme stand.

Maria sagte: „Sollen wir
Nicht ruhen ein wenig im Schatten hier?“
Und Joseph hielt mit dem Tier geschwind
Und nahm auf seinen Arm das Kind;
Der Esel ließ mit frommem Neigen
Maria, die Jungfrau, niedersteigen.
Sie setzte sich aufs weiche Moos,
Das Kindlein saß auf ihrem Schoß.

Wohl war nach langer, schwerer Schwüle
Der dichte Schatten süße Kühle:
Doch Speise hatten sie nicht mehr
Und auch der Wasserschlauch war leer.
Mariens Augen schmachkend schauen
Mit hoffnungsvollem Gottvertrauen
Empor zum Himmel und sie spricht:
„Verlaß, o Gott, die Deinen nicht!“

Da plötzlich hob der Gottessohn
Empor zur hohen Palmenkron'
Die beiden Händchen, zart und klein,
Und auch die holden Auglein;
Und süß hinauf zur Krone drang
Der ros'gen Lippe klarer Klang:
„Zu meiner lieben Mutter neige,
O Baum voll süßer Frucht, die Zweige!“

Und siehe, das Wort war gesprochen kaum,
Da neigte sich der Palmenbaum,
Und seine Zweige senkten sich
Gehorsam, ehrerbietiglich:
Maria konnte sattfam pflücken
Und an den Datteln das Herz erquicken,
Und auch Sankt Joseph aß nach Lust
Und dankte Gott aus frommer Brust.

Dann sprach das Kind: „Erhebe wieder
 Empor zum Himmel deine Glieder
 Und laß aus deiner Wurzel Quell
 Ein Bächlein springen frisch und hell!“
 Da hob der Palmenbaum alsbald
 Auf Befehl empor die stolze Gestalt;
 Und aus der Wurzel wunderbar
 Entquoll das Bächlein kühl und klar.

Und als sie sich gelabet hatten,
 Verließen sie den kühlen Schatten:
 Und segnend sprach für Speis' und Trank
 Das Kind der Palme seinen Dank.
 Und sieh', es kam in lichtem Schein
 Vom Himmel her ein Engelein
 Und pflückte einen Palmenzweig
 Und trug ihn fort ins Himmelreich
 Und pflanzte, wie der Herr ihn hieß,
 Auf ewig ihn ins Paradies.



Unser Paul.

(Aus den Drakensbergen in Südafrika.)

Sein heidnischer Name war Dyana. Er gehörte dem Motebustamme an und arbeitete bei unserem Nachbar. Dyana konnte nicht gut sehen, da er schwache Augen hatte. In seinem Herzen jedoch brannte immer das Verlangen, zu den Schwestern gehen zu können, und immer wieder bat er, wir möchten ihn zur Arbeit annehmen, damit er in unsere Kirche kommen und katholisch werden könnte. Wir nahmen ihn. Er war sehr arbeitssam, ging fleißig in die Katechese, war nie verdrießlich oder unzufrieden und zu jedem Opfer bereit, mochte die Arbeit ihn auch schwere Schweißtropfen kosten. Vor einiger Zeit wurde er dann mit vielen anderen feierlich getauft und erhielt auf seinen Wunsch hin den Namen Paulus. Jetzt war er noch viel eifriger. Bald konnte er alle Gebete auswendig, versuchte es, den Katechismus zu lesen, und wenn der Katechet abwesend war, betete er die Gebete bei der heiligen Messe und Kommunion laut und deutlich vor. Jeden Abend sah man unseren Paul in der Kirche den Rosenkranz beten.

Seine Heimat war im Basutoland, eine Tagereise weit von hier. Nun faßte er den Plan, sich in der Nähe der Kirche ein Häuschen zu bauen, eine brave Frau zu suchen und ein echt christliches Familienleben zu führen, aber die eiteln Mädchen

lachten unseren Paul nur aus, und zwar deswegen, weil er keine schöne Augen hatte. Er klagte mir sein Leid, und ich riet ihm, dem heiligen Joseph sein Anliegen zu empfehlen. Bald darauf sah ich ihn nicht selten vor der Josepht-Statue knien. Er meinte es doch so gut. Der heilige Joseph zeigte ihm jedoch einen andern Weg. Paul wurde schwer krank und starb eines sehr erbaulichen Todes in Gegenwart des hochwürdigen Paters Missionar und mehrerer Schwestern, nachdem er die heiligen Sterbefakramente mit rührender Andacht und kindlicher Ergebung in Gottes heiligen Willen empfangen hatte. Bei seinem Begräbnis sprach der Hochwürdige Pater Missionar in rührender Weise zu umstehendem Volke und besonders zur Jugend und erwähnte, daß die Mädchen ihn nun nicht mehr auslachen können; denn er lacht jetzt die anderen aus, da er den Himmel erreicht hat und für seine heidnischen Eltern und Geschwister Fürbitte einlegen wird.



Dank dem Dülkener Missions-Paramenten-Verein.

Wir können nicht umhin, besonders zu bemerken, wie gut der Paramentenverein von Dülken unsere armen Missionsstationen bedacht hat, und wollen wir in Dankbarkeit nachstehend die Liste all der herrlichen Geschenke folgen lassen, mit denen derselbe die Mission beglückte:

4 Kommunionbankdecken

1 Kochett

1 Albe

17 Stolasträgeln,

1 grüne Stola

7 Handtücher

5 Kelchdeckchen

2 Pultdeckchen

7 kleine Deckchen

1 Reisdecke

1 violetttes Messgewand mit Zubehör

1 Chormantel

Stoff für Kleidchen, fertige Kleidchen, Jungenanzüge, Mützen

1 Bilderbuch.

Für Schwester Agritia:

1 Kommunionbankdecke, 10 Stolasträgeln, 1 Albe, 3 Kelchtüchlein, 1 Kelchdeckchen, 1 kleine Decke.

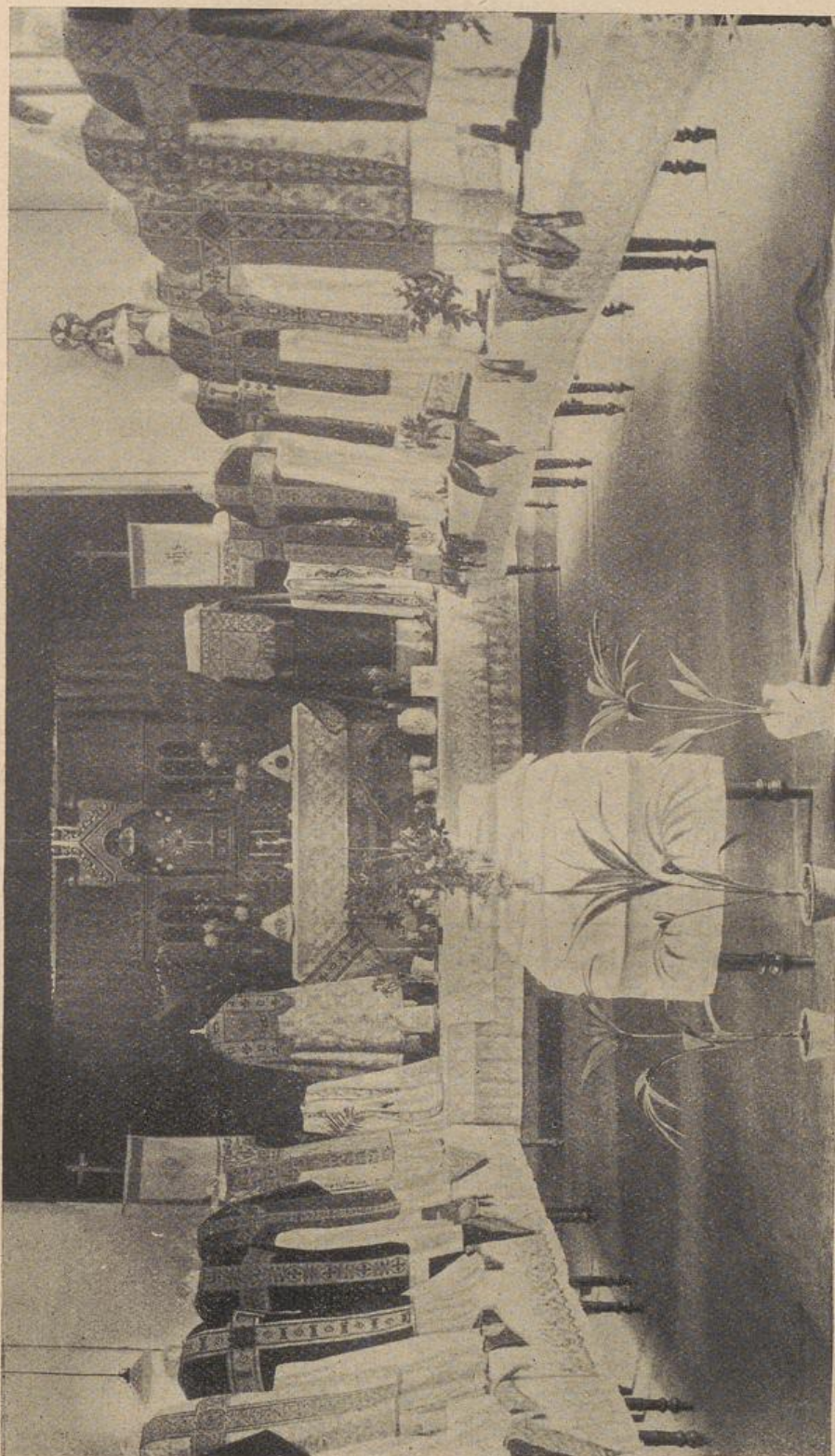
Für Station Portiunkula:

1 Röcklein, 1 Albe, 1 grünes Messgewand mit Zubehör,

1 Altartuch, 2 kleinere Deckchen, 2 Fähnchen.

Für Schwester Nemiliana:

1 Albe, 1 weißes Messgewand mit Zubehör, 2 Kommunionbankdecken, 1 Altardecke.



27
Treffensausstellung vom Paramentenverein in Dülfen.

Die fatalen Bohnen.

(Von Schwester M. Engelberta C. P. S.)

Sim und John, zwei muntere Kaffernburschen, waren schon mehrere Tage auf der Walze. Jeder hatte sein Känzlein auf dem Rücken, auch seinen Becher und Holzlöffel anhängen. Sie marschierten auf der Straße gegen Richmond zu, einem kleinen Städtchen in Südafrika, und hofften daselbst Arbeit zu bekommen. „Du, ich bin schon ziemlich hungrig“, sagte Jim, „komm, gehen wir dort zu dem Farmerhaus; ich war da schon einmal in der Arbeit, habe dem umlungu (Weißen) sein schönes Häuschen bauen helfen, er ist sehr gut und freundlich (unomuso impela) ich bin sicher, wir bekommen da etwas zu essen oder gar noch utshwala (Bier) zu trinken, denn er hält seine Arbeiter gut.“

John der Jüngere, war gleich damit einverstanden und sie steuerten wohlgenut auf das in einem Dattelwäldchen versteckte Farmerhaus zu. Ein merkwürdiger unangenehmer Geruch kam ihnen schon von weitem entgegen und sie sahen und hörten, wie der Farmer, ein noch junger Mann, heftig mit einem Kaffernburschen, es war offenbar der Koch, zankte. „Laß uns lieber umkehren,“ sagte John, „siehst Du nicht, der umlungu (Weiße) unolaka lakulu“ (ist sehr zornig). „Nein, er ist ein herzenguter Mensch, der schenkt uns was, ich kenne ihn“, sagte Jim und ging geradeswegs auf den Farmer zu. „Sakubona 'nkosi!“ sagten die zwei schwarzen Kerle sehr untertänig und wiesen nach Negerfittie mit dem rechten Zeigefinger hoch gegen Himmel.

Mr. Smith drehte sich um und erkannte auch sofort seinen früheren Arbeiter. „Sakubona Jim“, sagte er freundlich, „ufunani“ (was willst Du)? „O nkosi, lambile lakulu!“ (O Herr, wir sind sehr hungrig), riefen sie nun beide aus, mit der Hand auf die Magengegend zeigend. Mr. Smith begann zu lachen. Na, da kann ich euch helfen, und wenn es wahr ist, daß ihr wirklich hungrig seid, dann kommt nur und esset den ganzen Kessel voll Bohnen auf.“ Es war ein Kessel voll von gekochten aber total angebrannten Bohnen, gewiß für 10 Arbeiter berechnet.

„Also los, Kerle, wenn ihr wirklich schon drei Tage nichts gegessen habt, — so werden euch die Bohnen gewiß schmecken, wenn sie auch angebrannt sind; denn Hunger ist der beste Koch, schmeckts auch nicht, so ist man's doch,“ sagte er lachend, hieß Jim den Topf nehmen und damit in seine Stube gehen. „So, nun eßt, aber ich sage euch, eßt alles auf und zum Schluß, wenn ihr mich von den im ganzen umusi (Haus) stinkenden Bohnen befreit, bekommt jeder noch einen Schilling Trinkgeld. Also voran, ich bekomme Besuch heute, Jim, gehe mit gutem Beispiel an die Arbeit, daß du ein tüchtiger Esser bist, weiß

ich.“ Der eiserne Kochtopf auf dem Dreifuß stand nun in der Mitte der Stube des Farmers. Die zwei Kerle hockten sich davor, jeder nahm seinen Holzlöffel zur Hand und begannen auf Kommando zu essen. Abscheulich war der Brandgeruch, die Bohnen waren bitter, aber da Mr. Smith noch bei ihnen stand, überwandten die Burschen allen Ekel und führten tapfer ein. Mr. Smith lachte und hinausgehend schloß er hinter ihnen die Türe ab und sagte: „Nun, wenn ihr wirklich alles aufesßt, bekommt jeder 2 Schillinge Trinkgeld, für den Hauptspas, den ihr mir macht. Salani kahle“ (Adjö)! O weh! Die armen Burschen! es war wirklich nicht möglich, noch mehr davon zu essen, aber die 2 Schillinge Trinkgeld, ha, das mußte verdient werden! Da sah sich Jim, dem alles hier wohlbekannt war, um. „Halt“, rief er, „nimm dort die hohen Rohrstiefel, unterm Bett stehen sie.“ John war flink bei der Hand und rasch hatten sie eine Menge Bohnen hineingestopft. So, nun dort seine Jagdtasche, die wollen wir ebenfalls voll füllen. Jim grinste vergnügt, aber noch war ein guter Rest Bohnen im Topfe. Wohin damit?! — Halt, der Wasserkrug stand neben dem Waschtische auf dem Waschtischchen. Dahinein nun wurde der letzte Rest der Bohnen gestopft. Gott sei Dank, sie waren glücklich untergebracht und schon hörten sie Mr. Smiths rasche Fußtritte; er kam, sah zur Tür herein und eben noch stopfte ein jeder der Kerle einen tüchtigen Löffel voll in den Mund. Mühsam standen sie auf und zeigten auf den wohlgefüllten Magen, sich so viel als möglich aufblähend. „Sigabonga ukos', sifuti kakulu! Wir danken, Herr, wir sind sehr satt!“ — Mr. Smith stand sprachlos, dann brach er in herrliches nicht endenwollendes Lachen aus, gab jedem noch das versprochene 2-Schilling-Stück in die Hand, und Jim und John machten sich so schnell als möglich aus dem Staube.

Mr. Smith mußte sich auf sein Bett setzen vor lauten Lachen, solchen Hauptspas hatten ihm die schwarzen Kerle mit ihrer außerordentlichen Esserei gemacht. Nach einer Weile zog er seine „Goldene“ heraus. Es war Zeit für ihn, frische Toilette zu machen, der Zug aus Maritzburg mußte bald auf dem kleinen Bahnhof in Richmond eintreffen, dann kam seine Braut Miß Mary mit der zukünftigen gestrengen Schwiegermama, da mußte er fein sein, und alles war ja schon zum Empfang bereit; die ganze Farm fein aufgeräumt, die Wege schön gelehrt, nur die fatalen Bohnen hatten ihm heute soviel Verdruß bereitet, weil sie der Koch anbrennen ließ, und er wollte doch gerade heute seinen Arbeitern statt den üblichen Pallisch (Maisbrei) gute Bohnen vorsehen, damit Miß Mary sein gutes Herz in jeder Beziehung kennenlerne. Nur sonderbar, daß der Brenngeruch gar nicht aufhören wollte, es roch ganz schrecklich, sogar jetzt noch immer, obwohl die Kerle alle Bohnen aufgeessen. —

Wie werden Mary und ihre Frau Mutter lachen, wenn er ihnen das erzählt, dachte Mr. Smith, zog dabei die fein gewickelten, hohen Röhrenstiefel unterm Bett hervor, — ein kräftiger Ruck, und seine Füße staken in den Bohnen, — sein Kopf aber, war über und über mit der Bohnensuppe überspritzt. — Hu, wie er da emporschnellte und natürlich schnell zum Waschtisch hin. — „Die abscheulichen Lumpen!“ schimpfte er dabei — nahm schnell den Wasserkrug und goß das vermeintliche reinigende Naß über sein wohlfrisiertes strohblondes Haar. Aber was war das! Bohnen, nichts als stinkende Bohnen, dick und dünn, rieselten über sein Haupt, Gesicht, Hals und Nacken, über das frische weiße Hemd, — es war zum Verzweifeln! — Was nur anfängen, kein Tröpfchen Wasser in der Nähe — er konnte kaum schauen; denn selbst die Augen waren voll Bohnenbrühe. — Da noch ein rettender Gedanke. Er griff nach der Jagdtasche, darin mußte ein Handtuch sein, um wenigstens das größte abzuwischen; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, der Zug mußte schon da sein, und der Besuch am Ende gar schon auf dem Wege zu ihm. — Was mußte sich Mary denken, daß er nicht einmal entgegen kam. — Also die Jagdtasche, wo ist sie doch, mein Gott, er konnte ja gar nicht mehr sehen; — ja richtig da hing sie über dem Bette. Ein rascher Griff hinein, — da die Hand bis zum Ellenbogen, samt den weißen Hemdärmel voll, voll von Bohnen!!! — Fast ohnmächtig vor Wut, ratlos, stand Mr. Smith, der arme, ganz und gar empfangsunfähig gemachte Bräutigam, da und von draußen herein hörte er bereits die süße Stimme Marys, wie sie jammernd ausrief; „Ach, Fred, was ist ihm doch passiert, daß er uns nicht einmal entgegenkommt; ach, ich ahne ein Unglück, Mama!“ „Ein Unglück muß geschehen sein“, hörte er sie nochmals in weinerlichem Tone ausrufen und darauf die Mutter sagen: „Daran ist nicht zu zweifeln.“

Und jetzt, — da riß Mary die Thür seiner Wohnstube auf und blieb mit einem Schrei des Entsetzens stehen. — „Fred, armer Fred, was ist dir geschehen!“ rief sie aus und eilte gleich, Wasser herbei zu bringen. Die Schwiegermutter aber, welche in der etwas dunklen Stube; denn es war rundherum eine Veranda gebaut, nicht mehr gut sehen konnte, hielt die Bohnenbrühe für Blut und war fast ohnmächtig auf Mr. Smiths Bett gesunken, mitten in die fatalen Bohnen hinein. Doch schließlich, als sie sah, daß kein Tröpflein Blut vergossen worden und ihre Tochter so liebevoll und echt hausmütterlich um ihren Fred zu reinigen beschäftigt war, erholte sie sich rasch und die ganze Geschichte löste sich in Heiterkeit auf. Ja, es war höchste Zeit, daß Mr. Smith bald eine Hausfrau bekam, damit ihm nie mehr solch' eine fatale Geschichte passiere. Jim und John aber saßen indessen gemächlich in einer Bierschenke und ver-

tranken ihre 2 Schilling wohlverdiente Belohnung für den Hauptspatz, welchen sie dem freundlichen Mr. Smith bereitet hatten; denn der fatalen Bohnen wegen ließ sich die Schwiegermutter bewegen, die Hochzeit viel früher als sie erst zugeben wollte, zu feiern. Ende gut, alles gut! —



Antilope, Ost-Afrika.

Allerlei aus unseren Missionsgebieten.

Mariannahill. — Aus der Schule. — Unsere verstorbene Schwester Ignatia liebte es so sehr, den Eingeborenen die Fehler, die sie ablegen, und die Tugenden, die sie üben sollten, recht anschaulich zu machen. Einmal wollte sie ihnen die Häßlichkeit der Lüge zeigen. Die kleine Käthe eignete sich sehr gut, ein Kind vorzustellen, das gelogen hat. Sie stand da, das Köpfschen gefenkt; andere Kinder zeigten nach ihr, damit man sofort erkennen kann, daß sie etwas Böses getan. Käthchen spielte ihre Rolle sehr gut. Hinter ihr stand der Schutzengel, weinte und wandte sein Gesicht von seinem Schülbling ab. Ein Junge, ein richtiger Tunichtgut, mußte den Teufel vorstellen, und Schwester Ignatia sagte ihm: „Unsere Aufführung ist nur ein Bild, Du

darfst Dich darum nicht bewegen; halte den Schwanz nur schön hoch.“ Aber in seiner großen Freude, daß er den Teufel spielen durfte, vergaß Alois den Rat der Schwester und wedelte tüchtig zur Freude aller Anwesenden; denn er hatte ja auch gesiegt. Der Vorhang wurde wieder hochgezogen. Käthchen hatte das Böse der Lüge erkannt, kniete nieder und bat um Verzeihung. Ihre Freundin stand ihr zur Seite, sie zu trösten. Der Schutzengel war wieder versöhnt und lächelte ihr freundlich zu. Der böse Feind wandte knirschend den Rücken.

Am andern Morgen sagten die Schüler zu Schwester Ignatia: „Dieses Tableau hat gewirkt ohne Worte.“

*

Der Besuch einer Nebenstation „Mandundube“. — Mandundube ist eine unserer Außenschulen und ist fünf Stunden zu Fuß von Mariannahill entfernt. Dort ist das ärmste Kirchlein, das ich bis jetzt gesehen habe. Der Altar ist ein gewöhnlicher Tisch; die Stufen desselben sind von Erde. Die Decke ist mit Säcken verschlagen und aller Schmuck fehlt. Der Grund dieser Armut ist wohl darin zu suchen, daß diese Schule in einer protestantischen Gegend liegt und nur als ein Kraal betrachtet wird, wofür die Eingeborenen Lagen zahlen müssen. Nur zwei katholische Familien wohnen dort. Der Weg zu dieser Schule ist ein recht beschwerlicher, weil es immer bergauf und bergab geht. Außerdem muß man drei große Flüsse passieren, die aber, weil es hier schon lange nicht mehr geregnet hat, ganz ausgetrocknet sind.

An einem schönen Junimorgen dieses Jahres machte ich mich in aller Frühe auf, um auch hier die Frauen mündlich und praktisch zu unterrichten. Weil ich den Weg zu Fuß zurücklegen wollte und vor hatte, noch am selben Tag zurückzukehren, machte ich mich in Begleitung von zwei größeren Mädchen auf den Weg morgens um drei Uhr. Um sieben Uhr machten wir eine kleine Pause und nahmen unser Frühstück auf einer Wiese. Weil der Morgen aber recht kühl war, brachen wir bald wieder auf, denn wir waren vom Laufen erhitzt, und fürchteten, durch das Sitzen uns eine Erkältung zuzuziehen. Als die liebe Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge sandte, waren wir bereits am dritten Fluß angelangt und erreichten nach einer halben Stunde unseren Bestimmungsort. Bei unserer Ankunft war noch niemand da, und so fand ich Zeit, meine Gebete zu verrichten. Da dies bereits der dritte Besuch war, den ich hier machte, wollten die Frauen mir zeigen, daß sie zu Hause schon recht fleißig sind. Wie erstaunte ich, als ich aus der Schule herauskam und draußen ungefähr 30 Frauen auf dem Boden sitzend mit ihren Handarbeiten beschäftigt antraf. Einige strickten, andere flickten. wieder andere hatten sogar ihre Matten mitgebracht und flochten

nach Herzenslust. Auf die Frage, ob sie auch schon den Platz zurecht gemacht hätten, wo sie den Gemüsegarten anlegen sollten, verstummten sie und versprachen, jetzt gleich anzufangen. Nach einer kleinen Unterhaltung gingen alle ins Schulzimmer, wo der eigentliche Unterricht beginnen sollte. Diesmal kam ich mit etwas, was der Eingeborene gar nicht versteht: „Sparsam sein im Brauchen und Verbrauchen.“

Der Eingeborene kennt für gewöhnlich kein Maß. Hat er viel, so braucht er viel, hat er wenig, so begnügt er sich mit wenigem. Sobald die Ernte beginnt, verschwenden sie ihren Vorrat für den Winter. Zur Zeit der Ernte, wenn alles recht billig ist, verkaufen sie den Mais zu 2/— per Tin und wenn sie dann nachher nichts mehr haben, kaufen sie denselben Mais wieder für 6/— per tin zurück. Auch laden sie viele Leute zum Trinken ein und vergeuden so alles. Sind sie aber arm geworden, dann haben sie keine Freunde mehr und niemand bringt ihnen etwas.

Dann braucht der Eingeborene viel Geld für Medicinen; auch muß er sehr oft und viel Strafe bezahlen wegen Streit bei Trinkgelagen.

Die Frauen werden nun angelernt, keine Zeit und kein Geld zu verschwenden und recht genau in kleinen Dingen zu sein. Das Beispiel des lieben Heilandes, wie er nach der Speisung der 5000 Menschen die übrig gebliebenen Stücklein Brot sammeln ließ, macht stets großen Eindruck auf die Frauen und sie sehen ein, daß sie Sparsamkeit lernen müssen, um Fortschritt in ihren Familien zu machen.

Aus diesem Wenigen können die lieben Leser sehen, welche Mühe wir uns hier geben müssen, um den Frauen zu helfen, damit sie ihren Familien ein besseres Heim gründen können und so Friede und Eintracht eher erhalten bleiben und auch die Männer nicht vergessen, nach Hause zu kommen; denn man sagt allgemein, wenn die Frauen einmal anfangen, die Hauswirtschaft besser zu führen, belehrten sich die Männer gar bald und ließen auch das Trinken in anderen Kraals. — Das gebe Gott.

*

Der erste Zuschneidekurs in St. Wendelin. Im April vorigen Jahres ging ich, nachdem die Schule aus war, in Begleitung einer meiner Schülerinnen nach St. Wendelin, um einigen Frauen das Zuschneiden eines Kleidchens oder einer Bluse zu zeigen. Bei meiner Ankunft fand ich 10 Frauen, die schon voll Begeisterung warteten. Papier und Scheren hatte ich mitgenommen und so konnte das Zuschneiden nach einer kleinen Unterweisung beginnen. Es war interessant zu sehen, wie die alten Schülerinnen sich plagten, die Schere

richtig zur Hand zu nehmen und dann — es vergingen zwei Stunden, der Schweiß rollte von den Gesichtern, und immer kam noch kein richtiges Muster heraus. Einige meinten, sie lernten es nie, andere wiederum sagten, sie hörten nicht auf, bis sie es könnten. Ich ermunterte sie zu neuen Versuchen und nach kaum einer Stunde konnte jede aus freier Hand, ohne Muster, eine Bluse oder ein Kleidchen schneiden. Ihre Freude war so groß, daß diese alten Frauen anfangen zu hüpfen und zu tanzen. Zum Schluß knieten alle nieder und dankten dem lieben Gott mit einem Gebet.

Viele der Frauen hier haben nie eine Schule besucht und darum sind sie in allem so zurück.



Etwas über die Heuschreckenplage.

Von Schwester Aquilina von Monte Casino, Rhodesia.

Nach vielen Jahren sah ich hier die ersten mächtigen Heuschreckenschwärme das Land durchkreuzen. Es war im Juni, wo die Ernte bereits eingeheimst ist und die lästigen Gäste nicht viel verderben können. So zogen sie denn auch zwei Tagereisen weit von der Mission weg, um an einer anderen Stelle ihre Eier zu legen. Im Monat November kam aus der dortigen Gegend das Gerücht von entsetzlichen Heuschreckennestern. Polizisten und Volk wanderten tagsüber dahin, um die Brut zu vergiften und tausende von Schwärmen wurden zerstreut; aber sie kamen an kein Ende und es hieß schon, daß die ersten Schwärme, die bald fliegen können, ihre Märsche bald antreten werden. Täglich beteten wir um Abwendung dieser Plage und bis anfangs Dezember blieben wir auch davon verschont. Da plötzlich am 5. ds. Mts. riefen ein paar Buben mit lauter Stimme: „Schwester komm, komm schnell!“ Zu meinem Schrecken sah ich den Heuschreckenschwarm gleich einer mächtigen Rauchsäule daherziehen. Anfangs blieb er noch jenseits des Flusses und wir glaubten uns außer Gefahr. Da drehte sich der Wind und trieb den Schwarm in unmittelbare Nähe der Mission, wo sich die ungebetenen Gäste auf ein Maisfeld niederlassen wollten. Die Kirchenglocken wurden geläutet, und im Nu waren alle möglichen Instrumente zur Hand, um sie durch Lärm, Gesang und Geschrei zu vertreiben, was dann auch gelang. Kaum waren wir in das Haus zurückgekehrt, da kam ein neuer mächtiger Schwarm von der westlichen Seite her und ließ sich eine gute halbe Stunde von der Mission entfernt, nieder. — Hier

muß ich bemerken, daß Heuschrecken Leckerbissen für die Schwarzen sind und die Jugend nicht mehr zu halten ist, wenn es gilt, Heuschrecken zu fangen. — Die Tiere saßen am Boden handbreit dicht aufeinander und ebenso auf den Bäumen, so daß die Äste derselben unter der Last fast brachen. Es brauchte nicht viel Zeit, um die Säcke zu füllen, welche die Schwarzen mitgenommen hatten. Des andern Tags wurde die reiche Beute mit dem großen Ochsenwagen geholt. Nun wurde gekocht, Tag und Nacht und den feinen Bratengeruch konnte man schon eine halbe Stunde vor der Station wittern. Zum Leidwesen der Kinder regnete es anhaltend, so daß sie ihren geflügelten Braten nicht trocknen konnten. In diesem Falle sind sie nämlich nicht genießbar und fallen den Hühnern als Leckerbissen zu. Monatelang zehrte unser Federvieh von diesem Vorrat und legte aus Dankbarkeit mehr Eier als sonst. Unsere Schulkinder waren jedoch ganz ärgerlich und sagten: „Wir haben doch nur für die ‚Huku‘ d. i. für die Hühner gearbeitet.“

Am Feste Mariä Empfängnis kam ein neuer mächtiger Schwarm, der nur mit großer Mühe wegzubringen war. Trotzdem war es interessant zu sehen, wie sie sich, sobald Lärm um sie herum war, am Boden rollten, bis sie zum Fliegen kamen; hielt man aber ein mit dem Geräusch, dann saßen sie auch direkt wieder am Boden. Glücklicherweise verließen sie uns, ohne weiteren Schaden anzurichten.



Ährenlese.

Maria Trost: Nordhela, ein echter Heide, hatte nur ein Weib, das schon lange Katechume war und mit Freuden dem Tage der heiligen Taufe entgegensah. Eines ihrer Kinder war auf den Namen Viktoria getauft, doch zwei größere Mädchen und ein Knabe gingen noch als Heiden herum, weil der heidnische Vater es so wollte. Allein die Mutter wußte heimlich eines der Mädchen, „Nonyaniso“, zur Schule zu schicken. Nach einigen Wochen kam auch das zweite, „Nomazamaniso“. Das war aber dem heidnischen Vater zu viel; die letzte, seinen Liebling, holte er mit Gewalt wieder nach Hause. Traurig ging sie heim und sagte zu mir: „Ich komme doch bald wieder, ich will auch lernen und Kleider tragen wie die anderen. Nomazamaniso half der Mutter zu Hause, holte Wasser und Holz, jätete die Felder und bereitet das Essen. Jeden Sonntag aber kam sie frühzeitig zur Kirche und ließ sich von ihrer Schwester Nonyaniso unterrichten. Bald konnte sie einige Gebete hersagen, machte einige Buchstaben

auf eine kleine Tafel und wußte schon, daß im Missionskirchlein nicht geredet werden darf, daß man dort andächtig sein müsse, weil der liebe Heiland darin wohnt. Nomazamaniso erzählte dann dem Vater zu Hause, was sie alles gelernt hatte.

Da wurde nun Nordhlela krank und er ließ mir durch seine Tochter sagen, ich möchte kommen und ihm vom lieben Heiland erzählen. Überglücklich war er, wenn er die eine oder andere Frage, die ich an ihn richtete, beantworten konnte. Als ihn dann der Missionar eines Tages recht elend fand, taufte er ihn auf den Namen „Maurus“. Jetzt schickte er auch Nomazamaniso wieder zur Schule; denn er wollte, auch sie sollte getauft werden. An einem Sonntag besuchte ich ihn mit sämtlichen Schulkindern. Er ließ die schönste Matte auf dem Boden ausbreiten und gab mir sein bestes Klößchen, um mich darauf zu setzen. Ich erteilte ihm einen kurzen Unterricht und dann sangen und beteten die Kinder mit ihm. Er freute sich sehr und dankte herzlich für den Besuch. Dann trug er Nonyaniso und Nomazamaniso auf, recht brav und fleißig in der Schule zu sein und meinte, wir möchten doch noch öfters kommen.

Noch einige Monate lag er krank auf seiner Matte, erbaute alle und verlangte nur noch, Jesus in der heiligen Kommunion empfangen zu können. Auch diese Gnade wurde ihm noch zuteil. Doch bald darauf rief ihn der liebe Heiland zu sich und sein Wunsch, daß alle seine Kinder getauft werden möchten, ging in Erfüllung.

Schw. M. Amata.



Warum wir Maria verehren.

Der Kardinal Dechamps traf einst mit einem protestantischen Engländer zusammen und das Gespräch kam bald auf religiöse Dinge. Dem Protestanten wollte vor allem die Muttergottesverehrung nicht gefallen. „Ich wende mich“, sprach er, „lieber g'radwegs an Christus, den Herrn!“ „Ich auch,“ erwiderte der Kardinal, „nur komme ich nicht allein, sondern am liebsten in Begleitung seiner heiligen Mutter. Kann wohl ein Zweifel darüber herrschen, erstens, wer von uns beiden besser aufgenommen wird, und zweitens, wer eher und sicherer Erhörung findet?“ Der Protestant wurde nachdenklich. Später trat er zur katholischen Kirche über.



Gebetserhörung:

Eine Schwester, welche plötzlich schwer erkrankte, wurde durch die Fürbitte der kleinen heiligen Theresia wieder gesund. Veröffentlichung war versprochen.
M. P.

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1928



Mein Kleinod.

Einen Kranz von Rosen, gelb und weiß und rot,
Wind ich meiner Mutter täglich bis zum Tod.
Rosen, die erblühen für die Ewigkeit,
Rosen, die mir Trost sind hier im Erdenleid.
Mag die Welt auch spotten, lieben falschen Glanz,
Mir bleibt stets ein Kleinod, Mutters Rosenkranz.

Der Rosenkranz und der sterbende Offizier.

Es war am 5. Dezember 1839, als der Pfarrer von Eurenil zu einem Kranken gerufen wurde, der in großer Gefahr war. Mit aller Mühe folgte der greise Pfarrer einem jungen Führer, indem er sich durch den Schnee, der über Nacht fußhoch gefallen war, Bahn machte. Die Turmuhr der Stadt schlug gerade 5 Uhr morgens, als die beiden vor einem alten Hause ankamen. Hier blieb der junge Führer stehen; eine schon bejahrte Frau wartete mit Ungeduld an der Türe, in ihrer Hand einen Rosenkranz haltend: „Kommen Sie schnell, Herr Pfarrer,“ sprach sie, sobald sie den Priester bemerkt hatte, „steigen Sie hier hinauf!“

Der Priester trat in ein Zimmer ein, dessen Wände ringsum mit Kriegsbildern aller Art behangen waren. Als bald erblickte er in einem großen Bette eine blasse Gestalt, in deren majestätischen Zügen der Ausdruck des Leidens ausgeprägt war. Es war ein sterbender Greis. Seine treue Dienerin Margareta hatte schon lange Zeit zu Gott gebetet, er möchte doch einen Strahl seines göttlichen Lichtes auf die Seele, die mit schnellen Schritten der Ewigkeit zueilte, herniedersenden.

Immer wieder und wieder betete sie: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder“ mit dem festen Vertrauen, daß ihre heißen Gebete nicht unerhört bleiben würden.

Der Pfarrer nahte sich dem Bette des Sterbenden; dieser jedoch, trotz der flehentlichen Worte des Dieners Gottes, der, sich auf die Knie werfend, ihn innigst bat, doch mit seiner Seele Mitleid zu haben, stieß den Priester zurück, der dann endlich tiefbetrübt über den Mißerfolg seiner Bemühungen von dannen ging.

Kaum war der Priester weggegangen, als der alte Krieger in eine fürchterliche Wut geriet, so daß sich die alte Dienerin weder zu raten noch zu helfen wußte. In ihrer Angst warf sie sich vor einem Muttergottesbilde auf die Knie und fing zu beten an.

Zwischen ihren Fingern glitten die Perlen des heiligen Rosenkranzes, der durch langjährigen Gebrauch fast schon ganz abgenutzt war.

Allmählich wurde der Kranke ruhiger. Da trat in strammer Haltung ein Offizier ins Zimmer, näherte sich dem Bette des Kranken und grüßte in militärischer Weise. Als der Sterbende ihn erblickte, schien er wieder aufzuleben, wie ein Licht, das noch einmal aufflackert, um seine letzten Strahlen zu werfen und dann zu erlöschen. Es entspann sich ein Gespräch zwischen den beiden Soldaten und der Kranke erkannte mit Freude in dem Angekommenen den tapferen Hauptmann Remy, der mit ihm alle Feldzüge unter Kaiser Napoleon mitgemacht hatte.

„Kannst Du wohl glauben,“ sagte der Sterbende, „daß vor zwei Stunden ein Pfarrer es gewagt hat, hierher zu kommen, um mich als Kapuziner sterben zu lassen.“

„Aber, mein Alter,“ antwortete der Hauptmann, „das ist doch sehr einfach, daß man sich im Augenblick der Abreise seinem Herrn anempfiehlt.“

„Wie, Du, ein langjähriger Soldat der alten Garde, Du würdest Deine Sünden in das Ohr eines Pfarrers flüsternd?“

„Warum nicht! Ich habe es getan und werde es noch öfter tun.“

„Dann zurück! . . . Du warst nicht bei Austerlitz!“

„Der Kaiser war da und doch hat er in seiner letzten Stunde einen Priester rufen lassen, um sich mit Gott zu versöhnen und seinen Mut in den Todeskämpfen aufrechtzuerhalten.“

„Napoleon soll gebeichtet haben?“

„Gewiß, und ist als Christ gestorben, den Namen Jesus auf den Lippen.“

Nun sah man auf dem Antlitze des alten Obersten, wie sich in seinem Herzen ein harter Kampf entspann. In diesem Augenblicke verdoppelte Margareta, in einer Ecke des Zimmers auf ihren Knien liegend, ihr Flehen:

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen.“

Und die mildeste Jungfrau erhörte ihr Gebet.

Plötzlich rief der Sterbende aus: „Kemy, Kemy! Du hast's erreicht. Ich glaube an Gott! Einen Priester! Einen Priester will ich!“

„Zur Stelle, Kamerad.“

„Wo ist er denn?“

„Vor Dir.“

„Wie! Kemy! Du sollst ein . . .“

„Dein alter Waffengefährte und zugleich der Priester, den Du diesen Morgen von Dir gestossen hast. Doch jetzt, mein Sohn, beginne.“

Der reuige Sünder begann nun unter vielen Tränen seine Beichte, die er mit zerknirschtem Herzen endigte. Als der Kranke, ruhig, glücklich, mit Gott versöhnt, die Stimme, die er einen Augenblick verloren, wieder erlangt hatte, sagte er zu seinem Waffenbruder, der neben ihm kniete und der jetzt sein geistlicher Vater war: „So, nun ist's gut, Kemy, sei ruhig, auch ich werde für Dich beten, nicht mehr hier auf Erden, sondern im Himmel, in welchem ich durch die Gnade Gottes bald zu sein hoffe.“

Margareta hatte sich inzwischen neben dem Bette ihres Herrn niedergekniet, der dies wohl vermuten mochte, denn seine gebrochenen Augen sahen bereits nichts mehr von dieser Erde. Sie betete mit Inbrunst, mit allen Kräften ihrer Seele. Je mehr der verhängnisvolle Augenblick herannahte, desto inständiger wurde ihr Gebet, desto schneller glitten die Perlen des Rosenkranzes zwischen ihren Fingern dahin.

„Margareta,“ sagte der Sterbende, „in den ersten Tagen des Frühlings wirst Du in die Schweiz gehen.“

„Gewiß, mein teurer Herr.“

„Du wirst zu unserer lieben Frau von Maria Einsiedeln gehen, und dort neun Tage lang für die Seelenruhe des alten Sünders, Deines armen Herrn, beten. Meine Mutter hat ein großes Vertrauen auf diese gütige Madonna gehabt.“

Nun war der Oberst an seinen letzten Augenblicken angelangt.

„Bruder“, sagte er, sich noch einmal an den Priester, seinen alten Waffengefährten, wendend, „nimm dieses Kreuz meines Kaisers, das mir das Leben bei Austerlitz gerettet hat, ich schenke es Dir . . . gib Du mir das Deinige . . . jenes meines Herrn und Gottes, es wird heute meine Seele retten.“ Das waren seine letzten Worte.

Es war 11 Uhr, da stieß Margareta einen lauten Schmerzensschrei aus . . . der Oberst Saint-Eustache hatte seine Seele Gott zurückgegeben . . .

Am nächstfolgenden 15. April sah man eine Frau in Trauer gehüllt den steilen Abhang des Hacken hinabsteigen. Es war Margareta, die nach Maria Einsiedeln pilgerte. Sie erfüllte das Versprechen, das sie ihrem Herrn gegeben, für seine Seelenruhe beten zu gehen in diesem von der seligsten Jungfrau so bevorzugten Heiligtume.



Bete! Im Gebete liegt
Wundersame Stärke.
Bete, und das Gute siegt
Dir bei jedem Werke.

Bete, wenn das Erdenglück
Fesselt deine Schwingen,
Deine Seele hält zurück
Von dem Aufwärtsdringen.

Bete auch in Not und Leid,
Bet' in allen Stürmen;
Seine Kraft wird dich im Streit
Vor Verzagttheit schirmen.

Bete nicht für dich allein!
Deiner Nächsten denke,
Daß aus seinem Gnadenschrein
Sie der Herr bedenke.

Dr. With. Reuter.

Aus dem Leben der heiligen Theresia.

In der Kirche von Avila in Spanien ist ein Grabdenkmal bemerkenswert, welches einen Edelmann auf einem Steine ruhend darstellt, neben ihm liegt seine Gemahlin und beiden quer zu Füßen die Gestalt eines Jünglings. Die Frau war, wie die Inschrift sagt, Johanna von Alhumarde, die jüngste Schwester der heiligen Theresia. Diese hatte sie im Kloster der Menschwerdung zu Avila erzogen; später fand sich ein ihr würdiger Gatte in Johann von Avalle, der einen Teil des Jahres zu Alba wohnte. Als Theresia zu Avila ihr Kloster des heiligen Joseph zu bauen begonnen hatte, waren diese ihre frommen Verwandten ihr nachgezogen, hatten daselbst ein kleines Haus gekauft und ließen dasselbe restaurieren. Gonsalva, ihr einziger Sohn, erst fünf Jahre alt, war bei ihnen. Während der Bauarbeiten stürzte unversehens eine alte Mauer ein und begrub den Kleinen unter ihren Trümmern. Als man ihn darunter hervorzog, gab der Arme kein Lebenszeichen mehr, und Vater und Mutter waren in Verzweiflung. Da nahm die Heilige ihn auf die Knie, bedeckte ihn mit ihrem Schleier, beugte sich auf sein Gesicht nieder und rief den Herrn des Lebens an. Ihr Gebet ward erhört. Donna Guimar, ihre Freundin, die Zeugin des Vorganges gewesen, sagte später zu ihr: „Mutter, das Kind war tot; wie kam es doch, daß es wieder lebendig wurde?“ Theresia lächelte, sie glaubte selbst, daß es ein Wunder gewesen. Wenn in der Folge Gonsalva sich den Gebeten der Heiligen empfehlen wollte, erinnerte er sich gern an diesen Vorgang. „Kleine Schwester meiner Mutter,“ sagte er eines Tages zu ihr, „ich habe Sie sehr lieb, Sie müssen auch für mich beten, daß ich in keine Sünde falle und in den Himmel komme. Sie sind geradezu verpflichtet, es zu tun. Haben Sie mich nicht auf dem Wege aufgehalten, als ich noch ein kleines Kind war?“ Dann faltete er die Hände und fügte voll Innigkeit hinzu: „O meine Mutter, wie viele Jahre könnte ich schon die Anschauung Gottes genossen haben, wenn Sie mich nicht gehindert hätten, zu ihm zu gehen? Sehen Sie, was Sie mir geraubt haben und deshalb mir schuldig sind. Ich will mein Recht geltend machen und appelliere an Ihre lieben Gebete.“

Theresia hörte das mit tiefster Rührung an, sie kümmerte sich um die zeitlichen Angelegenheiten ihres Neffen, wie hätte sie gegen seine ewigen gleichgültig sein können? Gonsalva kam an den Hof des Herzogs von Alba, führte da ein heiligmäßiges Leben und starb noch jung. Wer sollte ihn nicht um sein Los beneiden? Erschien er doch wie vorausbestimmt zur seligen Anschauung Gottes, die er mit solcher Inständigkeit von der Vermittlung der Heiligen reklamiert.

Ein Brief aus Süd-Afrika.

Der Schreiber dieses Artikels ist der in ganz Süd-Afrika bekannte hochverehrte Pater Bernard Huß, Direktor des Mariannahiller Lehrerseminars, in Mariannahill. Er wünscht die Veröffentlichung dieses Briefes in unseren Caritasblüten. Darum können wir nicht umhin, einige Worte über den hochwürdigen Schreiber dieser Zeilen voranzuschicken. — Rev. Pater Bernard gilt als Autorität in der süd-afrikanischen Eingeborenen-Frage und wird oft aus Regierungs- und akatholischen gebildeten Kreisen um seine Meinung gefragt. Protestantische Schulmänner sprechen von ihm als von „our Father Bernard“, unser Pater Bernard. Er beherrscht außer dem Englischen drei der verbreitetsten Eingeborenen-Sprachen Südafrikas: das in Natal gesprochene „Zulu“, das „Sesuto“, die Sprache Basutolands und das in Kapland weit verbreitete „Xosa“. Ferner ist er Verfasser zahlloser Artikel und Aufsätze in verschiedenen Zeitungen Südafrikas über Ackerbau, Volkswirtschaft, Psychologie und Soziologie. Sein Handbuch über Ackerbau ist in den südafrikanischen Schulen bis an den Zambesi im Gebrauch und hochgeschätzt. Der seeleneifrige Priester, ein Mann des Gebetes und der Arbeit, stellt seine reichen Talente ganz in den Dienst Gottes und der Religion, und seine Bücher atmen so recht den katholischen Geist. Als eine Art Wanderapostel durchreist er weite Strecken Südafrikas zur religiösen, moralischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen und hält eine Art Hochschulkurse über Ackerbau, Volkswirtschaft, Psychologie, Soziologie und ähnliche Themen. Einer seiner Lieblingsgrundsätze ist das Jesu-Wort: „Ut vitam habeant et abundantius habeant.“ — Damit sie das Leben haben, und es im Überflusse haben.“

Mariannahill, 7. Juli 1928.

Ehrwürdige Mutter!

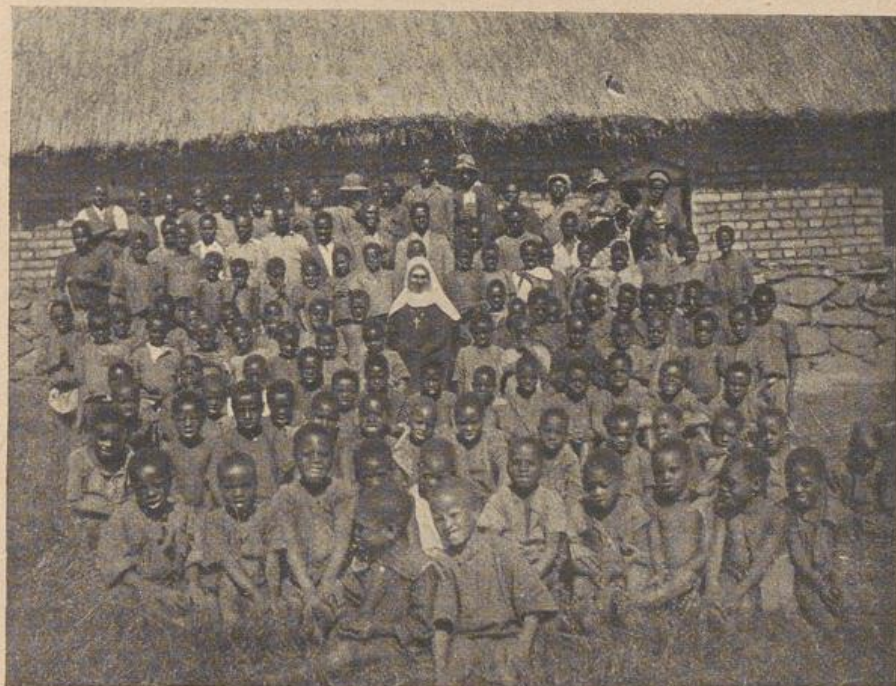
Seit fast einem halben Jahrhundert arbeitet die Mariannahiller Mission an der Bekehrung und der religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Erziehung und Hebung der Eingeborenen Südafrikas, und in all den Jahren standen den Mariannahiller Missionaren stets treu zur Seite die Missionschwestern vom kostbarsten Blut (gegründet wurde diese Kongregation in Mariannahill im Jahre 1885 vom hochwürdigsten Abt Franz Pfanner). Es fehlte zumal nie an frommen, fähigen und praktischen Lehrschwestern, bis in den letzten Jahren ein empfindlicher Mangel an Nachwuchs fühlbar wurde und grade jetzt, wo Schulen und Anforderungen sich mehren und viele Schulen mit tüchtigen Lehrkräften besetzt sein wollen.

Sie, Ehrwürdige Mutter Paula, haben alles getan, was in Ihren Kräften stand, um der Mariannahiller Mission zu Hilfe zu kommen und mit weitem Blicke in die Zukunft eine eigene Missionschule in Neuenbeken bei Paderborn gegründet, wo Mädchen von 14 Jahren an für das Lehrfach in den Missionen vorbereitet werden und Jungfrauen von 19 bis 22 Jahren mit Vorbildung Gelegenheit zu weiterer Ausbildung finden.

Da ich speziell seit meiner Berufung als Direktor des kath. Lehrerseminars Mariannahill an den Missionschwestern vom kostbarsten Blut eine besondere Stütze fand und ohne deren opferwillige und tatkräftige Mithilfe das Seminar nicht hätte leiten können und grade in schweren Stunden und in schwierigen Verhältnissen den größten Verlaß an ihnen hatte, so möchte ich

nicht nur im Interesse Ihrer Genossenschaft, sondern auch in meinem eigenen und dem der ganzen Mission Mariannhill weitere Kreise auf die Schultätigkeit dieser Schwestern aufmerksam machen und mit der ganzen Wärme meines priesterlichen Herzens um den Eintritt frommer und begeisterter Kandidatinnen in diese Genossenschaft werben.

Im ersten Vierteljahrhundert (1885—1910) waren in den zahlreichen Elementarschulen der Mariannhiller Mission in Natal, Ostgrigualand und Rhodesia meistens nur Missionschwestern vom kostbarsten Blut tätig. Sie legten mutig Hand ans Werk, bemehsterten die Eingeborenen-Sprachen und lehrten die Kinder Religion



Schwester Julia mit ihrer Bubenschar.

und christliche Sitten, Lesen, Schreiben und Rechnen und alle nützlichen Handarbeiten. Das war eine schwere, opfervolle Arbeit, begleitet von den Hindernissen, die heidnische Eltern und Verwandte ihnen in den Weg legten und von dem Widerwillen der Naturkinder gegen allen Zwang, welchen Zucht und Gesittung von selbst mit sich bringen. — Aber mit Gottes Gnade gelang das Werk. Dazu kamen noch die stets wachsenden Forderungen der Schulbehörde. Englisch und Geographie, zumal Heimatkunde und die Geographie des britischen Reiches waren von Anfang an Gegenstände des Lehrplanes.

In den Jahren nach 1910 nahm das Schulwesen einen ungeahnten Aufschwung. In fortschreitender Reihenfolge wurden Geschichte, Gesundheitslehre, Naturgeschichte und ein gründ-

licherer Unterricht im Englischen und in den Eingeborenen-Sprachen in den Lehrplan aufgenommen. Die Missionschwestern vom kostbarsten Blut machten mit, unterzogen sich den Examina und bestanden sie. Gegen Ende des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts kamen die sogenannten „Intermediate“ Schulen auf, eine Art Mittel- oder erweiterte Elementarschulen, in welchen außer den obengenannten Gegenständen Physiologie, eine vertiefte Kenntnis des Englischen und der Muttersprache (Zulu) sowie vertiefter Religionsunterricht (täglich eine halbe Stunde) etwa wie auf deutschen Realschulen besondere Pflege finden. Wiederum erschienen die Missionschwestern vom kostbarsten Blut auf dem Plane und leiteten blühende „Intermediate“ Schulen, z. B. in Centocow, Reichenau, Mariathal, Maria Katschik usw.

Inzwischen war die Bildung unter die Eingeborenen tiefer eingedrungen, so daß man auch schwarze Lehrkräfte mehr als bisher in unseren Missionschulen heranziehen konnte. Das wäre aber nie möglich gewesen ohne die langjährige opferreiche Lehr-tätigkeit unserer Missionschwestern. In der großen Missionsstation „Mariazell“ waren über zwanzig Jahre lang zwei Schwestern, Sr. Junipera und Sr. Eusebia, in dem dortigen Lehrerseminar tätig, so daß Hunderte von männlichen und weiblichen Eingeborenen dem Unterrichte dieser beiden Schwestern ihr Lehrereyamen verdanken.

Es ist unmöglich, die vielen Missionschwestern vom kostbarsten Blut mit Namen zu nennen, welche als ehrwürdige Veteraninnen unserer Schulen ununterbrochen jahrzehntelang als Lehrerinnen und Katechistinnen mit unermüdlichem Eifer wirkten, wie die am 8. Dezember 1924 verstorbene Schwester Philippine, welche 32 Jahre in der Schule tätig war (1885—1918), Schwester Engelberta fast ebenso lang, Schwester Rudolfsina, Schwester Venantia (gest. am 4. April 1926), die jetzige Mutter Provinzialin Hilaria, Schwester Amiliana, die jetzige Generalleiterin der Kongregation der eingeborenen Schwestern, der Töchter des heiligen Franziskus, und viele, viele andere. Eine derselben Schwestern wirkte 26 Jahre lang an derselben Schule als Lehrerin und Katechetin auch bei Erwachsenen, so daß sie im Laufe der Jahre deren Kinder und Kindeskinde unterwies.

Inzwischen wurden auch die abzulegenden staatlichen Prüfungen immer schwerer, aber die Schwestern bereiteten sich mutig vor und bestanden dieselben mit Gottes Hilfe. Schwester Luzia und Schwester Maxima besuchten sogar die Universität in Marienburg, der Hauptstadt Natal's.

Nun ist es an mir, der ehrwürdigen Mutter Paula persönlich meinen Dank auszusprechen für die großen Dienste, welche die ehrwürdigen Schwestern mir seit 12 Jahren im katholischen Lehrerseminar Mariannahill leisteten, zumal die am 9. März 1925 infolge eines Sturzes vom Pferde verstorbene Schwester Ignatia

(eine Deutsch-Amerikanerin und leibliche Schwester der bereits erwähnten Sr. Amiliana), ferner Schwester Klementia, Schwester Generosa, Schwester Gustavina und die jüngeren Schwestern Schwester Hyronima und Schwester Edista. Ich erkläre, daß ohne dieselben das Lehrerseminar Mariannahill nicht zu dieser Blüte gelangt wäre. Ja, infolge der unermüdlchen Hingabe und Berufstreue sowie der gründlichen Unterrichtsmethode überflügelte das Mariannahiller Seminar mit Gottes Gnade sogar die längst bestandenen protestantischen Seminare in vielfacher Hinsicht. Hunderte von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen verdanken den Schwestern ihre Ausbildung und jetzigen guten Stellungen.

Die guten Lehrschwestern vom kostbarsten Blut haben im Stillen gewirkt, zum Artikel- und Aufsatzschreiben über ihre Lehrtätigkeit fehlte es ihnen an Zeit. Sie mochten es wohl auch als unbescheiden halten, über ihr Wirken in die Welt hinaus zu berichten. Da aber jetzt infolge des Mangels an neuen Berufen, zum Teil wegen der Verborgenheit des in Holland ziemlich abseits gelegenen und wenig bekannten Mutterhauses „Heilig Blut“ bei Helmond, ihrem segensreichen Wirken Nachteil droht, so will ich wenigstens meine Stimme zu ihren Gunsten erheben. — Südafrika ist reif zur Ernte aber der Schnitter und Schnitterinnen sind wenige. Mögen dieses wohl bedenken fromme, für das Lehrfach geeignete Jungfrauen in allen deutschen Gauen, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Osterreich, in der Schweiz, in Holland, in Polen und in den Vereinigten Staaten von Amerika. — Deutsch-Amerikanerinnen scheinen besonders geeignet für die südafrikanische Mission zu sein wegen ihrer in Südafrika unerläßlichen Kenntnisse der englischen Sprache und wegen des den Amerikanern eigenen praktischen Sinnes, dessen die apostolischen Arbeiterinnen neben kindlichem Gottvertrauen, gediegener Frömmigkeit und echter Tugend gerade in der Mission sehr bedürfen.

„Auf zum heiligen Werke der Mission, — auf nach ‚Heilig Blut‘, dem Mutter- und Noviatshause der Missionschwestern vom kostbarsten Blut bei Helmond in Holland, Post Beek en Donk, oder in das Missionskloster der heiligen Familie in Neuenbeken bei Paderborn (Westf.). Es handelt sich um Gottes Ehre und das Heil unsterblicher Seelen.“

Möge der liebe Gott das hier Gesagte segnen und die heiligen Schutzengel ihr heiliges Werk an den Seelen durch fromme Eingebung beginnen.

„Divinorum divinissimum — operari in salutem animarum.“
Das Göttlichste des Göttlichen ist, mitzuwirken am Heile der Seelen.

P. Bernard Huß
Direktor des Lehrerseminars Mariannahill.

Obigen Ausführungen kann ich nur von ganzem Herzen beistimmen. Wir Mariannahiller Missionare sind den Missionschwesteren vom kostbarsten Blut zu innigem Dank verpflichtet für ihre treue Mitarbeit in der Mission hier in Südafrika, besonders in den Schulen. Mögen besonders in unserer Zeit, wo die protestantischen Missionen sich alle Mühe geben, ihre Missionschulen auf die zeitgemäße Höhe zu bringen, wo ferner auch die Regierungen sich bestreben, die Schulen ganz unter ihren Einfluß zu ziehen, recht viel junge Mädchen sich melden, um hier in Südafrika als Lehrerin zu helfen, auf daß dem lieben Heiland die ihm so fernen Kinder gerettet werden.

H. Arndt, R. M. M.

General-Superior der Mariannahiller Mission.



Tandekile.

Bitte aufnehmen.“ Diese Worte standen auf dem kleinen Zettelchen, das vom Pater Missionar unterschrieben war. Ein heidnisches Mädchen, Tandekile mit Namen, meldete sich mit diesem Briefchen in der Hand an unserer Pforte. Voll Freude und Dank, daß der Herr wieder ein Schäfchen in seinen Schafstall führen wolle, nahmen wir die Kleine auf und reiheten sie in die Schar unserer Schulkinder.

Eines Tages, während die Kinder im Freien spielten, vermißten wir plötzlich Tandekile. Sie hatte sich in einem nahe gelegenen Bananenhain versteckt und die Ursache ihrer Flucht war ihren Spielgenossinnen bald klar. Das scharfe Auge der Kinder hatte in der Ferne den heidnischen Bruder von Tandekile entdeckt, und die Erfahrung sagte uns allen: er kommt, um das Mädchen für zehn Ochsen an einen Heiden zu verkaufen. In der Tat stürmte er in die Schule, fragte nach dem Kinde, suchte und forschte überall herum, doch vergebens. Auf alle versänglichen Fragen, welche er an die Kinder stellte, lautete die einstimmige Antwort: „Asimazi ubalekile“, wir wissen nicht, wohin sie ist — sie ist fortgelaufen.“ Ärgerlich ging er fort und drohte, die Polizei zu holen.

Beim Herannahen der Dämmerung schlich Tandekile sich aus dem Bananenhain in den nahe gelegenen Kuhstall, wo sie sich noch mehrere Tage aufhielt aus Angst, der Bruder könne sie mit Gewalt wegholen. Wir hielten es nun für ratsam, dem mutigen Kinde, das so guten Willen zeigte und vorzügliche Eigenschaften an den Tag legte, zur Flucht nach einer weit entfernten Missionsstation zu verhelfen. Das geschah auch. Bald

war das nötige Geld zusammengebracht und in Begleitung starker Mädchen eilte unser Flüchtling vor dem Morgengrauen zur Bahnstation.

Bald erhielten wir sehr gute Nachrichten über Tandekile, und sie selbst blieb in stetem Briefverkehr mit uns. Zwei Jahre später wurde sie zur heiligen Taufe zugelassen und erhielt den Namen „Ignatia“.

Jetzt, nachdem sie bereits sechs Jahre Christin ist, äußert sie den Wunsch, bei unseren eingeborenen Schwestern, den Töchtern des heiligen Franziskus, die unter unserer Leitung stehen, eintreten zu dürfen. Die junge schwarze Kandidatin berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, unter ihren Stammesgenossen viele Seelen für den Himmel gewinnen zu können.



Große Gunst.

Eine unserer ältesten Missionarinnen, Schwester Amabilis, meldet uns aus Ostafrika: Morogoro war und bleibt immer ein großes Sorgenkind unserer Mission. Es wimmelt ja von Mohammedanern. Außerdem sind fast alle Nationen hier vertreten und mit ihnen alle möglichen Sekten. Trotzdem kann ich auch etwas Tröstliches berichten.

Ungefähr 4—5 Stunden von Morogoro entfernt haben wir zwei Schulen und die Leute dürsten nach dem Christentum. Wenn die Geldfrage nicht wäre, so könnten wir mit Gottes Gnade in ganz kurzer Zeit alle früheren Schulen hier eröffnen und noch viele neue dazu. In Anbetracht der überwältigenden Missionsarbeit, die wir hier verrichten könnten, wenn wir nicht von allen Seiten gebunden wären, habe ich es gewagt, persönlich zum Sultan zu gehen und ihm unsere Schulfrage vorzulegen. Dank der außergewöhnlichen Hilfe Gottes wurde ich gegen alle Erwartung von ihm sehr gütig empfangen und bekam meine Bitte gerne gewährt. Fünf Tage nämlich nach diesem Besuch hatte der Sultan alle Häuptlinge zusammengerufen und ihnen strengstens aufgetragen, alle Kinder in die Missionschule zu schicken. Sollten einige Eltern sich weigern, es zu tun, dann müßten deren Kinder mit Gewalt in die Regierungsschule nach Morogoro gebracht werden, wodurch ihnen große Unkosten entstehen wegen Nahrung und Kleidung der Kinder.

Sämtliche Häuptlinge haben darauf dem Sultan zur Antwort gegeben: „O nein, Bwana Sultan, wir wollen das letztere nicht, sondern das erste. Unsere Kinder sollen zu Hause in die Missionschule gehen — die Mission soll nur kommen und die Schule bei uns anfangen. Wir werden unsere Kinder gerne geben.“

Bei meinem Besuch sagte mir übrigens noch der Sultan: „Sage Deinen Lehrern, daß sie es mir selbst berichten sollen, wenn der Häuptling nicht das Seinige tut, damit die Kinder fleißig zur Schule kommen. Ich werde dann sehen, was mit dem betreffenden Häuptling zu tun ist.“ Außerdem bekomme ich vom Sultan für jede Schule, die ich eröffne, noch eine schriftliche Empfehlung, und diese gilt den Schwarzen zehnmal mehr als ein Schreiben von der europäischen Regierung.

Eine solche Gunst und ein solches Privilegium hat die Mission noch nie bekommen. Jedenfalls hat hier wieder die göttliche Vorsehung gearbeitet und das Herz des Sultans gelenkt.



Allelei aus unseren Missionsgebieten.

Aus der Mission Kilema.

Vor einiger Zeit nahm ich die Violine mit in die Schule. Kurz vor der Pause sagte ich den Buben: „Jetzt gebt einmal gut acht, ich zeige euch etwas.“ Dann ging ich zum Pult und nahm den Geigenkasten heraus. Lautlose Stille. Einige kletterten auf die Bänke, um besser sehen zu können. Mund auf und die Augen weit auf. Was konnte das doch nur sein? Ein langer Kasten, schwarz, mit einem Griff daran, vorne schmal, hinten breit, so etwas hatten sie noch nie gesehen. Endlich kam es aus einer Ecke: „Ein Schießgewehr!“ Noch ein paar andere stimmten verständnisvoll bei. „Ein Kasten, um die Monstranz aufzubewahren,“ lönt es aus einer anderen Ecke. Ja, das mußte wohl richtig sein. Die Monstranz war ja ein kostbarer Gegenstand, man konnte sie nicht einfach so herum stehen lassen, man mußte sie schon vorsichtig einpacken. Ich lachte und fing an, den Kasten zu öffnen. Erst das eine Häkchen, dann das andere und dann auch noch das kleine Schließchen. Endlich war der Inhalt sichtbar. Und jetzt glänzten die Gesichter. „Kinanda, Kinanda“ (Musikinstrument), schrien alle, und sofort war es wie in einem Bienenkorb. Jeder sumnte ein Liedchen, und der Alois stellte sich auf die Bank und markierte den konservatorisch geprüften Virtuosen. Allerdings, daß man einen Bogen gebrauchte für die Geige, konnte er ja nicht wissen. Sein Daumen tat es gerade so gut. Jetzt nahm ich die Geige vollends heraus und ließ sie gründlich in Augenschein nehmen. Da war noch vieles, was sie noch nie gesehen hatten, die Wirbel, die Saiten, das Steg Brett, die Schalllöcher usw. Was bedeutete das doch alles? Und wenn sie doch nur einmal wüßten, wie das Ding zu handhaben wäre, ob's mit dem Gesicht nach oben oder nach unten schauen muß, ob's in den rechten oder den linken Arm genommen wird, ob auf dem breiten oder auf dem schmalen

Teil getrommelt wird. Alles Rätsel, die ihnen niemand lösen konnte, bis dann endlich aus der ersten Bank das Kommando erkönte: „Die Schwester soll spielen.“ Gehorsam nahm ich die



Geige. Wie erstaunten aber alle, als ich das Ding auf die Schulter nahm und nicht unter den Arm. Das mußte doch komisch aussehen, mit dem Daumen so hoch in der Luft herum-

zufuchteln. Doch sieh, so wird's ja gar nicht gemacht. Die Schwester hat ja einen langen Stock in der Hand. Wo kommt denn der auf einmal her? Ja, der war auch in dem schwarzen Kasten. Den hatten sie noch nicht gesehen. Und dann ging es los: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön . . .“ Und sofort wollten einige mitsingen nach Herzenslust. „Still,“ mahnen die andern. Sie wollten erst die wunderbaren Töne, die aus dem Ding hervorgezaubert wurden, rein und ohne Beimischung genießen. So spiele ich denn die erste Strophe. Bei der zweiten fällt der ganze Chor mit ein. Hei, wie das klingt und wie die Augen leuchten. „Ein anderes Lied,“ kommandiert der lange Joseph, und seine weißen Zähne blihen. Sie wollten doch sehen, ob man wirklich alle Lieder auf dem Ding spielen kann. Wir singen noch drei oder vier. Ja, wirklich, alles kann man darauf spielen und sogar Kirchenlieder. Da, hört nur: „Seht den Leib dahin gegeben für die Welt den Kreuzestod,“ könt es jezt durch den Schulraum. Ganz andächtig sihen sie da, als wären wir in der Kirche, und eine weihevollte Stimmung überkommt mich. Sie können schon schön singen, diese schwarzen Krausköpfe. Und meist geht's gleich zweistimmig, wirklich schön. Ich muß mich immer daran erbauen. Zum Schluß singen wir noch der lieben Mutter Gottes ein Liedchen. Dann ist es genug. Voller Befriedigung gehen sie hinunter auf den Spielplatz und tauschen gegenseitig ihre Gedanken aus über die klugen Europäer, die so schöne Dinge zu machen verstehen. Schw. Theonestta.

Aus Otting.

Schwester Delphina berichtet folgendes: Am Samstag, dem 19. Mai, hatten wir feierliche Taufe von 54 Täuflingen, welche alle Zuschauer durch ihre Andacht erbauten. Rev. Pater Rektor begann um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr die großen Zeremonien. Alle, selbst die alten Weibchen, standen die ganze Zeit mit hochgefalteten Händen und blieben schön in der Reihe wie Soldaten. — Als bei der Überreichung des weißen Kleides ein alter Mann von Rev. Pater Rektor gefragt wurde ubani gama lakona (Wie heißt Du?) antwortete er laut und freudig: „Nging'n Sankte Petrus — Ich bin der heilige Petrus“, anstatt zu sagen: „Igama lami'n Petrus — Ich heiße Petrus“. Ob nicht der heilige Petrus am Himmelstor selbst dazu geschmunzelt habe, der gute Alte meinte es herzlich gut. Gebe Gott, daß von diesen jungen Christen keiner verloren gehe.

✠

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei ruhig, Herz, es währt nicht lange:
Bald endet alles, was dich drückt.

Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Erzählung aus dem Missionsleben von J. P.

I.

Im Südwesten des „Reiches der Mitte“, wie die Chinesen ihre Heimat gerne bezeichnen, liegt die Provinz Setchuan. — Setchuan ist ein Bergland, reich an landschaftlicher Schönheit. Gegen Osten zu erweitert und verflacht sich jedoch das Land und bietet hier eine entzückende Hügellandschaft. Dorf reiht sich an Dorf. Soweit das Auge reicht, grünschimmernde Reisfelder. Jede Handbreit Boden wird benützt und sorglich angebaut.

Dort, wo das Bergland in den flacheren und fruchtbareren Teil der Provinz übergeht, liegt die Stadt Kia-ting, der Sitz eines Unterpräfecten, und in diese Stadt möge mir der freundliche Leser im Geiste folgen.

Im Palaste des Unterpräfecten herrscht heute eine gewaltige Aufregung. Der Hausherr, dessen seidene Mütze mit dem Kristallknopf uns einen hohen Mandarin erkennen läßt, ein kleiner, dicker, beweglicher Mann, läuft in seinem prunkvoll ausgestatteten Wohnzimmer voll größter Erregung auf und ab.

„O Gott!“ jammert er. „Was doch diesen hochmögenden Herren auf dem Kaiserhofe alles einfällt! Ein solcher Auftrag! Ach, der kostet mich den Kopf! Ich armer, ich unglücklicher Mann!“

Jetzt wirft er sich auf einen zierlichen, seidenüberzogenen Divan und starrt eine Weile vor sich hin auf den Boden. „Ja, so ist es!“ fährt er stöhnend fort. „Auf jeden Fall kostet's mich das Leben. Gehorche ich nicht, so gebe ich mich dem Schwerte preis — gehorche ich aber — nun, dann bringt mich das empörte Volk um. O, wenn doch der erhabene Sohn des Himmels, der hochweise Kaiser, es wüßte, wie das Volk die Fremden haßt, deren Religion er zu schützen befiehlt! Un wer muß zulezt den Zorn des empörten Volkes fühlen, als wir arme Mandarine! O, daß mich Gott diesen Tag erleben ließ.“

Um was handelte es sich denn eigentlich?

Aus Tsching-tu, der Hauptstadt von Setchuan, kam ein bestaubter Bote des Vizekönigs, welcher dem Mandarin den Befehl der Regierung überbracht hatte, daß der christliche Glaube überall gegen jegliche Angriffe geschützt werden müsse.

Am kaiserlichen Hofe in Peking hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine mit dem jungen, willenlosen Kaiser an der Spitze, sah die Rettung des Reiches nur in einer völligen Änderung der bisherigen Regierung. Sie war zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, am Ruder und erließ Schlag auf Schlag neue Gesetze, die in ihrer Überstürztheit den Zorn und Unwillen des an den alten Überlieferungen zähe hängenden Volkes erregten. Am meisten tat dies der Erlaß, daß die christliche

Religion, die bisher nur unter den größten Schwierigkeiten an einzelnen Orten Fuß gefaßt hatte, im Lande geduldet werden müsse und die Missionare in ihrem Wirken nicht gehindert werden dürften. Dabei schürte und wühlte die Gegenpartei, an deren Spitze die Kaiserin-Mutter stand, aus allen Kräften, diese Erbitterung unter dem Volke noch mehr zu nähren.

So standen also die Dinge in China, und wir werden demnach die Aufregung des guten Kuang-fu, so der Name des Vizepräfecten von Kia-ling, begreifen, als er den erwähnten Auftrag des Groß-Mandarins von Tsching-tu erhielt, bei dessen Ausführung er für seinen Kopf bangte. Eben beginnt er wieder, vom Sofa aufspringend, seine erregte Wanderung durch das Zimmer, als sich im anstößenden Gemache ein Geräusch vernehmen läßt. Gleich darauf tritt ein kaum zwanzigjähriges Mädchen herein und kommt besorgt auf den stöhnenden Alten zu.

„Was ist dir, liebster Vater? Schon lange höre ich dich laut jammern. Ist dir etwas geschehen? Hast du einen Kummer? Geh, sag ihn mir“, schmeichelt sie.

„Das ist nichts für dich, mein Täubchen!“ versetzt Kuang-fu ausweichend.

„Du mußt mir es sagen!“ beharrte das Mädchen. „Du darfst mich für kein Kind mehr halten.“

Der Mandarin zögerte. „Nun gut! Ich habe soeben den Auftrag erhalten, diese verdammten Europäer, die auch in unserer Stadt zahlreich sind, zu schützen, und insbesondere deren Priester, die uns eine neue Religion bringen wollen.“

Die Augen des Mädchens begannen zornig zu funkeln. „Und das willst du tun?“ stieß sie hervor.

„Aber kann ich denn anders?“ klagte der Alte. „Ich weiß wohl, daß ich in Gefahr komme, dafür vom Volk bei erstbesther Gelegenheit gekötet zu werden, aber wenn ich mich weigere, dem Befehl nachzukommen, kostet es mich noch sicherer den Kopf.“

(Fortsetzung folgt.)



Eingegangene Spenden.

Für die Mission: M. Gladbach Mk. 8,30, Gelsenkirchen Mk. 5,—, Leinesfelde Mk. 2,50, Ruppichteroth Mk. 12,—; für Maria Einsiedeln: Pronsfeld Mk. 50,—; für Heidenkinder: Amerika Mk. 63,—, Neuenbeken Mk. 21,—, Gesefe, Franz-Joseph Mk. 22,50, Benhausen, Wilhelm Mk. 25,—; für die Missionschule: Riegelsberg Mk. 15,—. Allen unseren Wohltätern sagen wir ein recht herzliches Vergelt es Gott! — Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! — Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für die lieben Wohltäter.

Gebetserhörung.

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei innigst gedankt für ihre Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen. Frau M. in G.

Caritasblüten

Nr. 11

November

1928

Wer hilft dem Christkindlein?

Bald kommt die traute Adventszeit, die uns vorbereitet auf die Ankunft des lieben Christkindleins. Ja, könnte man in Tausende von Herzen sehen, wie viele Weihnachtswünsche würde man entdecken. Große und kleine Wünsche für Spiel und Scherz, für Küche und Kleidung, für Haus und Hof, für Wissenschaft und Muse, für Werkstatt und Palette, für Reisen zu Wasser und Land, für Jagd und Sport, für Mode und Kunst, und wer weiß, was für Herzens- und Seelenwünsche sonst noch!

Gott sei Dank würden wir aber auch noch Wünsche finden fürs Christkindlein selbst, große, selbstlose, heiße Wünsche für seine Ehre und die seines himmlischen Vaters, für sein Reich und für die Rettung aller Seelen, für die es Mensch werden wollte. In welchen Seelen finden wir diese Wünsche? Oft, wo wir es am wenigsten ahnen: im tiefen Schacht der Erde bei schwerem Hammerschlag, auf hoher Alm, im feinmöblierten Salon und im armen Mansardenstübchen, in der Stube des Gelehrten und in der Scheune des Landmanns, im Gewühl der Großstadt und auf stiller Heide. Überall schlagen trotz der gottentfremdeten Welt auch noch Herzen für die Interessen Gottes. Ganz besonders aber finden wir diese Wünsche in den Herzen jener, die im Dienst der Seelenrettung arbeiten. Nicht nur der Missionar, auch die einfache, schlichte Missionschwester hat nur einen Wunsch: „Herr, gib mir Seelen!“

Und diesen Herzenswunsch können alle Leser und Leserinnen unserer schlichten Caritasblüten erfüllen helfen. Wie? —

Durch ein tägliches kleines Gebet, durch Liebesgaben für die armen Heiden, durch Unterstützung junger Missionarinnen, durch Hilfsmittel für die Missionschule. Das arme Christkindlein nimmt alle Gaben, wie klein sie auch seien, an als ihm selbst geschenkt und vergilt sie mit göttlicher Freigebigkeit.

Die Redaktion.

Ährenlese in der Mission.

Dankbare Kinderherzen.

Einige Tage nach dem Hinscheiden unserer guten, alten Schwester Elisabeth, welche Sakristanin und Handarbeitslehrerin in Mariannahill war, ging ich am Abend in der Dämmerung mit einer meiner Mitschwestern wie gewöhnlich zur Schule. Der Weg führte uns durch den Friedhof. Da erblickten wir an der Hecke ein paar kleine Mädchen von ungefähr 9 und 11 Jahren. Das größere Kind trug einen Kranz, gewunden von den schönsten Feldblumen, und das kleinere hatte einen dicken Blumenstrauß in den Armen. Meine Begleiterin fragte die beiden Kinder, wohin sie so spät am Abend noch gehen wollten. Ganz schüchtern und ängstlich entgegnete die Ältere: „Wir haben einen Kranz gewunden und Blumen gepflückt und sind nun gekommen, sie auf das Grab unserer lieben Schwester Elisabeth zu legen.“

„Aber seid ihr denn nicht bange im Dunkeln und könnt ihr den Weg nach Hause wieder finden?“

„Wir sind nicht bange, wir laufen schnell wieder nach Hause“, antwortete die tapfere Kleine, obwohl sie einen sehr weiten Weg über Berg und Tal zurückzulegen hatten. Munter traten sie den Rückweg an.

Über eine solche aufrichtige, dankbare Liebe dieser Kleinen waren wir tief gerührt, zudem wir wußten, wie viele Opfer sie gebracht hatten, um diese Tat ausführen zu können. Ob die Eltern von den kleinen Ausreißern etwas davon wußten? — Ihre verstorbene Lehrerin hat sich sicher über diese Dankbarkeit der Kinder im Himmel gefreut. Schwester Oktavia, Mariannahill.

*

Von Walezo aus gehen immer noch viele Seelen in den Himmel hinauf. Vor 14 Tagen ist hier ein weißer Araber gestorben. Er war ein zäher Mohammedaner und war schon zum dritten Male bei mir. Jeden Tag mußte er Wasser haben, um sich zu baden, denn er betete den Koran. Ich ließ ihn ruhig beten und brachte ihm das Wasser sogar oft selbst. Eines Tages wurde er nun schwer krank, und ich sah bald, daß an eine Besserung nicht mehr zu denken war. Da gerade Oktober, Rosenkranzmonat, war, hatte ich das Vertrauen, daß er nicht ohne die heilige Taufe sterben würde. Ich setzte mich zu ihm und fragte ihn, ob er etwas vom lieben Gott hören wolle. „Ja, gerne,“ war die Antwort, „alles, was Du mir sagst, glaube ich.“ Dann unterrichtete ich ihn, und er ging auf alles ein, entsagte laut dem Mohammed, und ich taufte ihn auf den Namen Joseph. Er lebte dann noch zwei Tage. Wenn ich morgens zu ihm kam, küßte er zuerst unser Kreuz und dann beteten wir zu-

sammen. Sein Tod war ganz friedlich, seine Hände hatte er über der Brust gefaltet.

Einige Tage darnach wurde eine Araberin zu uns gebracht, und zwar von ihrem Manne auf einem Wagen. Der Mann sagte zu mir: „Ich bringe Dir meine Frau, weil sie immer sagt: Bringe mich nach Walezo!“ Ich sah gleich, daß ihr Zustand zum Sterben war und der liebe Gott ihre Seele wollte. Am zweiten Tage ließ sie sich taufen und fünf Minuten nachher ging sie ein in die Freuden des Himmels. Da kam ihr Mann,



Schwestern-Friedhof in Mariannhill, Süd-Afrika.

war sehr unzufrieden und machte mir Vorwürfe: „Meine Frau war schon lange krank und ist nicht gestorben, aber sobald man sie hierher gebracht hat, ging es zu Ende.“ Ich erwiderte kein Wort und dachte nur, die Seele sei es schon wert und sie sei ja jetzt gerettet.

Solche Stückchen könnte ich Ihnen viele erzählen. Es muß für diese Armen besonders geopfert und gebetet werden, denn es ist oft wunderbar, wie Gottes Vorsehung sie zu uns schickt. Ja, viele kommen hieher, aber auch viele werden auf dem mohammedanischen Friedhof der Insel Zanzibar begraben, die nicht getauft sind. — — —

Schwester Friedberta, Walezo.

Lourenco-Marques. Vorgestern ist eine von unsern Kleinen in den Himmel gegangen. Die Kleine war erst seit einigen Monaten hier bei uns mit einem achtjährigen Schwesterchen und einem vierjährigen Brüderchen, sie selbst war erst sechs Jahre alt. In der Stadt herrschen seit einigen Monaten unter den Kindern Keuchhusten und Masern, und so fiel die Kleine diesen Kinderkrankheiten zum Opfer. Am Sonntag nachmittag fuhren zwei Damen im Auto vor und sagten, es sei ein Kind gestorben und die Mutter des Kindes wolle nicht ins Haus gehen und habe sie zu uns geschickt, damit wir das Kind herrichten sollten. Ich fragte dann, ob die Kleine bei uns in der Schule war, worauf sie „nein“ sagten. Auch wußten sie mir nicht den Namen der Familie zu nennen, obschon sie Nachbarn sind. Ich sagte dann, sie möchten im Hospital eine Krankenpflegerin holen, die würde das besorgen. Bald darauf kamen sie wieder und brachten die Mutter des Kindes mit. Die arme Frau hatte durch den plötzlichen Tod ihres Kindes am Verstand Schaden gelitten und bestand darauf, sie könne nicht ins Haus zurückkehren, wenn ich nicht mit ihr ginge. Jetzt sah ich, daß es die Mutter einer unserer Kleinen war. Was blieb mir da übrig, als mitzugehen? Ich nahm Schwester Antonia mit. Ich mußte mich von der Kleinen fern halten wegen der Ansteckungsgefahr für die Schule. So machte Schwester Antonia das Kind fertig, und ich tröstete die wirre Mutter. Der arme Vater, ein Marine-Offizier, wußte sich nicht zu helfen und hatte noch mehr Leid, seine Frau in solchem Zustand zu sehen. Wir nahmen die Arme dann wieder mit und ebenso die beiden anderen Kinder. Sie blieben dann bei uns, bis der Vater sie am Abend holte und in einer anderen Familie unterbrachte. Gestern wurde die Kleine begraben. An der Spitze des Leichenzuges fuhr ein Pater mit dem Sakristan im Auto, dann folgte das Leichenauto, hinter demselben unsere Kinder mit Blumen und Kränzen und dann einige Herren und eine Reihe Autos mit Leidtragenden. So nobel wird man hier in Afrika begraben. Der hochwürdigste Herr Bischof wollte heute die Familie besuchen.

Schwester Gerardis, Lourenco-Marques.

*

Ratschitz. Ich hatte ein Mädchen gestraft, weil es gestohlen hatte. Daraufhin versuchte dasselbe, die anderen Kinder, die aus seiner Heimat waren, aufzuheben, mit ihm davonzulaufen. Zwei gingen auf seinen Vorschlag ein. Die Sache wurde geheim betrieben, aber sie kam mir doch zu Ohren, und so beobachtete ich sie. Alles wurde bereit gemacht, die Koffer heimlich aus dem Kofferzimmer herausgenommen, die Kleider gerichtet usw. Als ich am Nachmittag vor dem Tabernakel kniete, sagte ich unwillkürlich: „Lieber Heiland, wenn die Agenia nicht davonläuft, so will ich daraus

erkennen, daß du mich doch noch liebst.“ Ugenia ist ein sehr gutes Kind und hatte sich nur von den beiden andern aufheben lassen; sie war jedoch jetzt diejenige, die immer zur Ausführung des Planes drängte. Alle Freude am Spielen und an den Schulaufgaben war dahin und es war keine Hoffnung, daß sie bleiben würde. Am Abend vor dem Tag, an dem sie nun fort wollten, kam Ugenia zu mir und sagte, daß sie nach Hause gehen möchte. Ich erwiderte ihr: „Du darfst gehen, aber zuerst bezahlst Du Dein Schulgeld.“ Nach kurzem Besinnen sagte sie: „Ich bleibe hier.“ Seit dieser Zeit ist sie wieder die alte, ein gutes, folgsames Kind. So gab mir der liebe Heiland einen Beweis seiner Liebe.

Schw. Erika.

Der hochwürdige Herr Pater Rektor von Neuenbeken hielt am 14. Oktober einen Missionssonntag mit zwei Predigten und einem Lichtbildervortrag. Darauf entschloß sich die Gemeinde, von nun an für eine unserer ärmsten Missionsstationen zu sammeln.

Wer macht's nach?

Löwenplage und Löwenjagd.

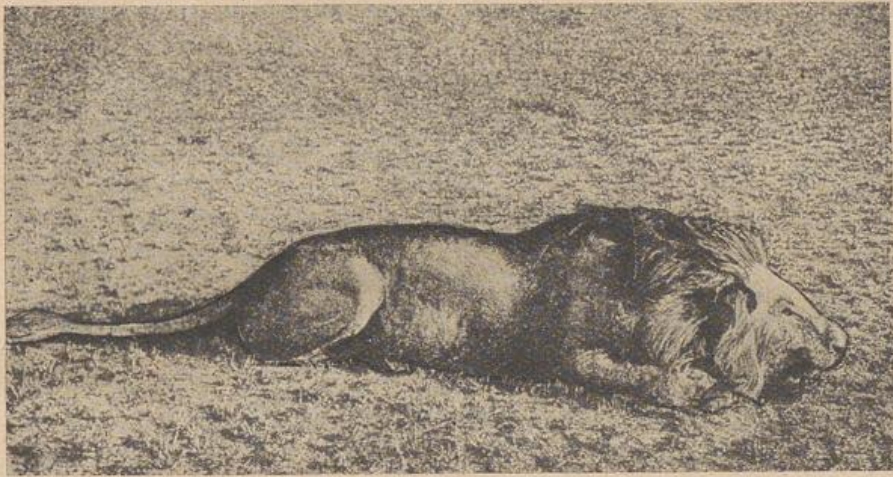
Seit ungefähr einem Jahr wurde Morogoro und seine Umgebung so von Löwen geplagt, daß man sich bei einfallender Dunkelheit kaum vor die Türe wagte. Die Stadt Morogoro und deren Bahnhof wurden zu allererst und am meisten belästigt. Tag für Tag kam der Löwe und holte den Leuten Hunde und Katzen weg. Ja, wiederholt kam er am hellen Tage sogar bis auf den Biermarkt, so daß die dort befindlichen Leute in die Häuser flohen und Herr Löwe wieder ruhig abzog, nachdem er sich eines Hundes bemächtigt hatte. Sogar bis zur Ngoma, dem öffentlichen Tanzplatz, kam er, wo die Leute natürlich erschreckt und sprachlos auseinander stoben. Kurz, das gefürchtete Raubtier machte den Leuten so viel zu schaffen, daß bald in aller Munde nur der Löwe besprochen wurde und allerhand Märchen entstanden. Bald hieß es überall, daß das kein natürlicher Löwe

wäre, sondern ein Mensch, der sich in einen Löwen verwandelt hätte. Auf dem Bahnhof sollte er einen stattlich gekleideten Mann überfallen, aber nicht getödtet sondern ausgezogen haben und mit den Kleidern auf den Markt gegangen sein. Dort verkaufte er die Kleider und wurde dann wieder in einen Löwen umgewandelt. So wurde es immer bunter mit der Löwengeschichte, und der in Schrecken geratene Sultan Kingo rief schließlich alle seine Untertanen zusammen und machte ihnen sehr ernste Vorwürfe. Unter anderem sagte er: „Ihr wißt alle, daß unsere Voreltern verboten haben, in unseren Feldern Reis zu pflanzen; warum habt ihr das Verbot übertreten und habt Reis gepflanzt? Da habt ihr jetzt die gerechte Strafe. Die Löwen wollen jetzt nicht mehr in ihrem Revier in der Steppe bleiben und sich von Wild nähren, sondern sie wollen jetzt unter Menschen leben und sich von ihren Haustieren nähren. Das ist die Strafe dafür, daß ihr das Verbot übertreten habt; ihr könnt jetzt selbst zusehen, wie diese Löwenplage wohl endigen wird.“

Auch die Regierung tat alles, um die Löwen zu vertilgen. Es wurden Fallen gestellt, indem ein kleines Häuschen von Pfählen errichtet und ganz mit Dornengestrüpp umgeben wurde; nur ein kleines, schmales Türchen blieb frei, über dem ein geladenes Gewehr aufgestellt war, an dessen Hahn eine starke Schnur gebunden wurde, deren anderes Ende man an einem Pfahl unten am Boden befestigt hatte. In dem Häuschen wurde eine Ziege angebunden. Kam nun der Löwe, um sich die Ziege zu holen, so mußte er unwillkürlich mit seinem Schädel an die Schnur stoßen, die am Hahn befestigt war, und die Kugel ging ihm direkt in den Kopf. So gelang es der Regierung, mehrere dieser Bestien zu töten. Auch Soldaten wurden zur Löwenjagd ausgesandt, doch war der Erfolg nicht so groß, wie mit den Fallen. Aber obwohl mehrere Löwen auf diese Weise erlagen, wollte die Löwenplage doch nicht im geringsten abnehmen. Erst nach langer Zeit ließen diese Raubtiere die Stadt und den Bahnhof in Ruhe, kamen dann jedoch näher zu unserer Missionsstation, die ungefähr eine Stunde weit von der Stadt entfernt liegt. Hier besuchten sie fast täglich die Mission und brüllten oft mitten im Hofe. Nicht selten spielten sie im Garten und zertraten ganze Beete. Auch in dem neuangepflanzten Muhogo (Maniok)feld hausten sie einmal in solcher Anzahl, als hätte man eine kleine Herde Vieh hineingelassen. Zuweilen gingen sie, sobald es dunkel war, von Haus zu Haus und suchten einzubrechen, weshalb sich dann ein fürchterliches Geschrei um Hilfe unter unsern Christen erhob. Doch, Gott sei Dank, Menschenleben hat es nicht gekostet; aber viele, viele Ziegen mußten auf diese Weise den Löwen ein Leckerbissen werden. Diese Plage dauerte noch ziemlich lange, bis endlich die Grasbrände anfangen und die Leute fleißig ans Bebauen ihrer Felder gingen. Da

zogen sich die Löwen, wie es scheint, in die Steppe zurück, und wir hatten nun wieder Ruhe und Frieden.

Ein neuer Zwischenfall nährte den Aberglauben des Volkes. Man holte von weit her einen großen Zauberer, welcher den Leuten verkündete, daß diese Löwen nicht Tiere, sondern ein Mensch waren, der sich in 10 Löwen verwandeln konnte. Er wies diesen vermeintlichen Menschen, Chuma mit Namen, streng zurecht und verbot ihm sein Zaubermittel von jetzt an, selbst es auch nur anzuschauen; denn in dem Moment, wo er dieses tun würde, spalte sich sein Kopf und er würde sofort sterben. Der Beschuldigte willigte in alles ein, als wenn es wirklich so wäre, und versprach, sein Zaubermittel nicht mehr ansehen zu wollen. Das Volk jubelte über diese Entdeckung und glaubte



sich nun vor den Löwen ganz sicher. Als aber die Regenzeit begann, kamen unsere Bestien wieder zurück und die Löwenplage war dieselbe wie im vorigen Jahre. Sie war um so größer, als diesmal der König der Raubtiere seine brüllende Stimme nicht mehr hören ließ, sondern sich unbemerkt in die Stadt Morogoro einnistete. Die Enttäuschung der abergläubischen Leute war groß und sie riefen: „Uns hat der Zauberer betrogen oder Chuma treibt sein Geschäft weiter.“ —

Eine unserer Nachbarstationen Lugoba hatte ebenfalls im vorigen Jahre viel mit Löwen zu kämpfen und wurde die ganze Strecke in große Aufregung versetzt. 17 Menschenleben waren bereits zum Opfer gefallen und immer konnten sie den Missetäter nicht erreichen. Der „weiße Herr“, so nannten sie den Löwen, war so gefürchtet, daß nach 4 Uhr nachmittags sich niemand mehr vor der Türe sehen ließ. Trotz mehrerer Versuchen gelang es nicht, seiner habhaft zu werden, und der kühne

Löwe wurde immer übermütiger. Als einmal drei Männer nach 6 Uhr abends ihres Weges gingen, holte er sich den aus der Mitte heraus und verschwand damit im Dickicht. Nun war die Geduld des Volkes erschöpft. „Jetzt, oder niemals mehr“, sagten sich die bedrängten Leute, „jetzt muß er getötet werden, koste es, was es wolle“. Die Schwarzen haben kein Telephon, aber sie haben ein Schlagwort, das Telephondienst ersetzt. Das Wort „Kondo“ in kläglich gedehntem Ton gerufen, bringt Hunderte von bewaffneten Männern in Bligeseile zur Stelle. Dieses Wort darf aber bei ihnen nur in größter Lebensgefahr angewendet werden. Nicht lange und der überaus klägliche Kondo-Ton drang durch die Lüfte nach allen vier Himmels- gegenden. Sofort warfen sie alles, was sie gerade in Händen hatten, weg und griffen nach ihren Waffen. Mit Flinten, Lanzen, Ärten und Buschmessern liefen sie wie rasend zur Stelle. Der Älteste des Dorfes mußte diesen Ruf dem nächstliegenden Dorf vermitteln, und bald waren ganze Ortschaften zusammen- geeilt. Nun wurde der Tapferste von ihnen ausgewählt, um die Spuren des Löwen auffindig zu machen. 20 bis 30 Mann wurden ihm zur Hilfe gegeben. Alle andern umzingelten das Gebüsch. Damit aber für die ersteren infolge der vielen Flinten keine Gefahr entstehe und der Löwe nicht auf sie zustürze sondern vor ihnen fliehe, erhoben die letzteren ein fürchterliches Geschrei. (Nach heidnischem Aberglauben darf bei dieser Schreierei der Löwe nicht genannt, sondern muß mit einem Pseudonamen angerufen werden.) Aus mächtigen Männerkehlen tönte nun der Ruf „Fungo, Fungo“, das heißt „Tier des Schlafes“, worauf die Nachfolgenden noch kräftiger antworteten „magona“, das heißt „schlaf wohl“. Der erschreckte Löwe floh vor ihnen, aber er war ja von seinen Feinden umzingelt, die auf ihn lauerten. Sobald er durch die Flucht zum Vorschein gekommen war, wurde er mit einem Hagel von Schüssen überschüttet. Schwer verwundet nahm er eine andere Richtung, in welcher ihm dasselbe Los zuteil wurde, bis der König der Wüste endlich besiegt am Boden lag. Nun war der Jubel übergroß und nach heidnischer Sitte schallte der bekannte Freudenton „Cum- pagna“ durch die Lüfte, worauf von allen Seiten ein mächtiges „Eeeee“ antwortete. Alt und jung, Frauen und Kinder strömten zusammen, um den Löwen zu sehen. Sie wußten vor Wut nicht, was sie dem toten Tier noch antun sollten. Mit Flinten zerschossen sie ihn nochmals in Fetzen, und Lanzen und Buschmesser mußten die vollständige Vernichtung vollenden. Kinder, deren Mütter der Löwe gefressen, Männer, deren Frauen seine Beute geworden, weinten bitterlich. — Zwei Tage mußte der tote Feind liegen bleiben, damit jeder ihn noch sehen konnte. Endlich verbrannten sie ihn. Alle aber, die diese Löwenjagd mitgemacht haben, behaupten in ihrem Aberg-

glauben hoch und teuer, daß das kein gewöhnlicher Löwe gewesen sei, sondern, daß er ganz weiß und viel größer war als andere seinesgleichen. Man spricht noch immer in ganz Eugoba von dem gefürchteten weißen Löwen.

Die Missionschule in Neuenbeken bei Paderborn
benötigt für die Schülerinnen ein gebrauchtes, wenn auch kleines
Harmonium.

Die Profura ist arm. Wer hilft ihr, auf billigem Wege zu einem solchen Instrument zu kommen? Musik spielt im Missionsleben eine große Rolle und ist ein unentbehrliches Bekehrungsmittel.

„Wie kommt es, daß Sie nie schlechter Laune sind?“ fragte man eine Frau, deren schwerkgeprüftes Dasein man kannte. „Lassen die Ungerechtigkeiten der Menschen und die Widerwärtigkeiten der Dinge Sie ganz kalt?“

„Ich empfinde sie wohl,“ sagte sie, „aber sie verwunden mich nicht.“

„Sie haben also einen besonderen Heilbalsam?“

„Ja,“ gab sie zur Antwort, „gegen die Leiden, die die Menschen über mich bringen, habe ich die Liebe, und gegen die Widerwärtigkeit der Dinge habe ich das Gebet, und ich sage mir bei jeder blutenden Wunde: „Gott will es!“



Die Tür zum Himmel ist eng und niedrig; siehe daher diejenigen, die am schnellsten hineingelangen. Es sind:

Die Demütigen, weil sie klein sind.

Die Armen, weil sie nichts haben.

Die Gehorsamen, weil sie sich fügen können.

Die Reinen, weil sie ungefesselt sind.

Die Barmherzigen, weil sie sich ihrer Habe entäußert haben.

Die Geduldigen, weil die Not des Lebens sie gebeugt hat.



Denken, was wahr ist; fühlen, was schön ist; und wollen, was gut ist; daran erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Platen.



Provinzialoberin
Mutter Hilaria Poll.

Totenglöcklein!

Am 9. Oktober brachte ein Telegramm aus der Mariannhiller Mission, Süd-Afrika, die Hiobspost, daß unsere geliebte und sehr geschätzte Provinzialoberin, Mutter Hilaria Poll, am 6. Oktober im 63. Lebensjahre verschieden ist. Ihr Verlust wird schmerzlich empfunden. Näheres bringt die nächste Nummer.

Am 2. Oktober hauchte die junge Schwester Theonita (Angela Köster) ihre schöne, engelgleiche Seele aus, und zwar im Missionshaus in Neuenbeken. Sie litt schon mehrere Jahre mit bewunderungswürdiger Geduld als echte Opferseele und hat sicher durch ihre Hingabe an Gottes Willen und ihr stilles Leiden nicht wenig zur Seelenrettung beigetragen.

R. I. P.

Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Erzählung aus dem Missionsleben von J. P.

(Fortsetzung.)

Bah! das meinst du nur. Trohe dem Befehl! Jage diese fremden Teufel davon und das ganze Volk wird auf deiner Seite sein. Dann möchte ich sehen, ob man es wagen wird, dich zu strafen.“
„Wie, du willst mich überreden, den Befehlen des Sohnes des Himmels, unseres Herrn und Kaisers, zu trotzen? Weißt du auch, was das heißt?“

„Ich weiß es wohl! Aber diese Fremdlinge, besonders ihre Priester, haben den Sohn des Himmels verzaubert, behegt, daß er nun tun muß, was sie wollen.“

Der Mandarin stöhnte. „Ach, mir scheint es selbst so!“

„Ja, ein Hezenwerk dieser Teufel ist es,“ fuhr das Mädchen, immer mehr in Leidenschaft geratend, fort; „denn sonst würde der Kaiser, den Gott segnen möge, nicht befehlen, jene zu schützen, die unser Land stückweise wegnehmen. Und eine bessere Religion wollen sie uns bringen? Das mag auch eine Religion sein!“ schloß sie geringschätzig. „Einen gekreuzigten Missetäter beten sie an und feiern ihm zu Ehren die wildesten Feste.“

Kuang-fu rannte wieder auf und ab und rang die Hände. „O wenn ich doch wüßte, was ich tun soll!“

Haope, so hieß seine Tochter, streckte ihre schlanke Gestalt und sah den Vater von der Seite an. „Ich, wenn ich ein Mann wäre, wüßte es schon. Ich würde trotzen, und kämen die Soldaten des Kaisers, würde ich mich in der Stadt verschanzen und sagen: Wer es noch mit den alten Göttern hält und unser Vaterland liebt kann solchen Gesezen nicht folgen, welche den Christengott schützen. Überall würdest du dann als der größte Held im ganzen Reiche gefeiert werden.“

Auf Kuang-fu machten diese Worte wenig Eindruck. Er schien offenbar lieber ein lebendiger Feigling als ein toter Held sein zu wollen, denn er rang nur noch mehr die Hände und schluchzte. „Ach ja, ach ja! Aber ich kann es doch nicht tun, ich kann es doch nicht tun!“

Empört eilte Haope wieder hinaus. Der Mandarin aber ließ, als die erste Aufregung vorüber war und er seine Lage ruhigen Blutes überdacht hatte, den Oberanführer seiner Soldaten kommen und teilte ihm den neuen Erlaß der Regierung mit. Um ihn zur genauen Befolgung desselben anzuspornen, sprach er zu ihm ungefähr folgendes:

„Der Kaiser will es so, darum müssen wir seine Befehle vollziehen. Merke es dir: Wird einem Anhänger des gekreuzigten Fremdlings das Haus angezündet, so brennt auch das

deine und das deiner Eltern nieder. Für jeden Stockstreich, den einer deiner Leute einem Christen austheilt, erhältst du hundert auf die Fußsohlen und wenn einer von diesen ums Leben kommt, wirst du samt Weib und Kindern geköpft.“

Dieser Hinweis verfehlte seine Wirkung nicht. Der Anführer beugte sich unzähligmale zur Erde und versicherte, daß keinem Fremden ein Haar gekrümmt werden solle. Wir sehen, Kuang-fu besaß zwar wenig Mut gegen oben, umsomehr aber gegenüber seinen Untergebenen.

II.

Einige Wochen nach dem geschilderten Auftritte kam Haope eines Tages erregt in das Schreibzimmer ihres Vaters gestürzt. „Da siehe nur Vater, was ist das nur für ein Lärmen, Schreien und Tam-Tamschlagen, so daß man nicht einmal seine Mittagsruhe halten kann? Wie kannst du nur das dulden? Schicke doch deine Soldaten hinab, daß sie die Leute vertreiben.“

„Das geht nicht, mein Mäuschen,“ versetzte der Alte. „Es sind Christen. Sie haben einen neuen Priester erhalten und bereiten ihm einen feierlichen Empfang.“

„Christen! Und immer wieder die Christen!“ stieß das Mädchen zornig hervor. „Sind denn unsere Götter abgesetzt, daß jetzt auf einmal dieser Christengott über uns regieren soll? Wenn dieser auch nur darnach wäre; aber er hat ja nicht einmal einen ordentlichen Tempel.“ Die Lippen Haopes kräuselten sich verächtlich. Sie maß eben wie die meisten ihrer Landsleute, die Würde einer Gottheit nach der Größe und Schönheit der zu ihrer Ehre errichteten Gotteshäuser, und die Christen in Kia-ting besaßen nur eine bescheidene Kapelle.

Drunten auf der Straße mit ihrem entsehlischen Pflaster, die zahlreiche Stangen mit Ankündigungen und in grellen Farben belexten Anschlagzetteln bedeckten, wogte indessen eine zahlreiche Menschenmenge dahin. Die Christen begleiteten unter Singen und Fauchzen den einziehenden neuen Missionar, welcher bisher längere Zeit auf einem der entlegensten Posten des Reiches gewirkt hatte. In einer Sänfte saß die ehrwürdige, weißbärtige Gestalt des Missionars, zu seinen beiden Seiten schritten zwei einheimische Priester, die ihm als Gehilfen beigegeben waren, und was immer von den eingeborenen Christen der Stadt sich rühren konnte, umringte jubelnd den neuen „Vater“. Wohl maßten vor manchen Häusern die Leute sie mit feindseligen Blicken, doch niemand wagte den Einzug derjenigen zu hindern, die erst kürzlich durch einen Erlaß der Regierung geschützt worden waren.

Haope war in das entlegenste Zimmer des Hauses geeilt, um den Zug nicht ansehen zu müssen.

Draußen wo die Stadt bereits ihr Ende nahm und die ärmsten

Leute wohnten, stand in einem ummauerten Hofraum ein ärmliches Häuschen. Das war die Wohnung des Missionars, daneben einige Räumlichkeiten für seine Gehilfen, zwei Häuschen für verwaiste Kinder und eine Schule, dann die Kapelle. Letztere unterschied sich von den andern Gebäuden nur dadurch, daß sie statt des Ölpapieres Glas in den Fenstern hatte. Sonst zeigte sich in allem die größte Armut. Der Boden bestand aus gestampfter Erde, die Einrichtung aus einem ärmlichen Altar, verrenkten schiefen Leuchtern, einigen vergilbten Bildern.

Doch auch hier thronte ja der eine wahre Gott, der auf dem Kreuze erhöht, alles an sich zu ziehen versprochen hatte. Auch dieses unglückliche, im ärgsten Heidentum schmachkende Volk wollte er liebevoll an sein heiligstes Herz ziehen, ihm die Segnungen seiner Heilslehre mitteilen, und der Missionar war hierzu sein schwaches Werkzeug. Diese Erwägung verlieh dem greisen Priester einen unnennbaren Trost, der die anfängliche traurige Stimmung beim ersten Anblick der großen Armut des Kirchleins bald verscheuchte.

Der Missionar kniete nieder und begrüßte zum erstenmal den hier wohnenden Heiland, während die Gemeinde ein Danklied für die Ankunft des neuen Glaubensboten sang. Mit einer Ansprache des Priesters endete die Andacht.

Haope kam in den folgenden Tagen aus dem Zorn und der Entrüstung über ihres Vaters Betragen nicht heraus. Der Missionar kam zu Kuang-fu und ward von diesem mit der zuvorkommendsten Höflichkeit empfangen. Der Mandarin überbot sich in endlosen Ehrenbezeugungen und zuletzt lud er den Missionar sogar zum Essen ein.

Kuang-fu hatte damals seine Absichten. Je zuvorkommender er sich dem Priester gegenüber benahm, ein um so schöneres Bild legte er sich bei seinen Vorgesetzten ein. Seine Befürchtungen, daß das Volk sich empören werde, trafen vorläufig nicht ein, darum bemühte er sich nur noch eifriger in der Begünstigung der Fremden.

Haope hätte vor Wut vergehen können. Sie hielt sich den ganzen Tag über in ihrem Zimmer versteckt. Aber es war, als ob sich heute alles gegen sie verschworen hätte. Als sie nur einmal über den Gang ging, begegnete ihr just der verhasste Fremde. Ihr finsterner Blick sprach, deutlicher als Worte, den tödlichen Haß aus, den sie gegen den Priester hegte. Dieser hob unmerklich die Hand und machte über die Jungfrau das Zeichen des heiligen Kreuzes. Doch wie von einer Schlange gestochen fuhr Haope zurück, und die landesübliche Höflichkeit vergessend, erhob sie gegen ihn drohend die Hand. Willst Du mich auch verzaubern, wie Ihr den Kaiser und die ganze Regierung beherrscht, Ihr roten Teufel? Doch wartet, die Rache kommt!“ zischte sie. Dann floh sie raschen Schrittes in ihr Zimmer zurück.

Seither sind wieder einige Wochen vergangen. Haope ist sich gleich geblieben in ihrem glühenden Hass gegen die Fremden, oder vielmehr derselbe ist womöglich noch gestiegen beim Anblick der Begünstigungen, die ihnen Kuang-fu, der Mandarin, zuteil werden ließ. Nicht selten darob gab es heftige Auftritte zwischen ihr und dem Vater.

Eines Tages war Haope auf die Straße gegangen, um in die Pagode (Tempel) zu gehen. Da sah sie zwei Frauen des Weges kommen in einer Kleidung, wie sie Haope ihr Leben lang noch bei keiner Chinesin gesehen hatte. Die beiden trugen ein schwarzes faltenreiches Gewand, einen schwarzen dichten Schleier und unter demselben blendend weiße, steife, leinene Tücher. Die eine der Frauen trug in der Hand einen umfangreichen Korb.

Fest bleiben sie lauschend stehen. Aus einer armseligen Hütte ertönte ein entsetzliches Geschrei, wie wenn ein Mann und ein Weib heftig miteinander zankten. Im nächsten Augenblick erscheint der Mann unter dem Vorraum der Hütte, in der erhobenen Hand hält er einen Säugling am Kleidchen gefaßt; das Weib eilt ihm jammernd nach und sucht ihm vergeblich das Kind zu entreißen. Da wirft sie sich schluchzend vor ihm nieder, umfaßt seine Knie und bittet ihn in den rührendsten Tönen, ihr doch das Kind nicht zu nehmen.

„O mein armes Mädchen . . . mein herzliebes Mäuschen . . . nein, du darfst es mir nicht nehmen!“

„Unsinn! Nur reiche Leute können sich den Luxus vieler Mädchen gönnen. Wir haben ohnehin schon zwei solche Bälge im Haus,“ grölt der Mann.

„Wenn auch, ich will es doch ernähren! Ich will hungern, will mir die Hände blutig arbeiten, damit ich für mein liebes Mädchen die Aussteuer zusammenbringe.“

„Lächerlich! Du erwirbst dir nicht selbst dein armseliges Essen. Die Kleine muß in den Kinderturm. Ich kann kein Mädchen mehr brauchen.“ Damit schwang er das schreiende Kind herum. Erneutes Angstgeschrei des Weibes und zorniges Fluchen des Mannes.

Bei den Chinesen besteht die grausame Sitte, daß überzählige Kinder, besonders Mädchen, die den Eltern zur Last fallen, in den Kinderturm geworfen werden, wo sie elend zugrunde gehen.

Fest nähern sich die beiden Klosterfrauen, welche soeben Haopes Aufmerksamkeit erregt hatten, dem streitenden Ehepaar. „Ihr wollt das Kind in den Kinderturm werfen, o tut es nicht!“ baten sie.

Der Mann sah die beiden erobert an. „Was kümmert das Euch?“

„Schenkt es uns!“ versetzten die Klosterfrauen.

Jetzt wurde der Chineser mißtrauisch. „Was wollt Ihr mit dem Balg beginnen?“ brummte er.

„Wir werden es mitnehmen, aufziehen und ein gutes Menschenkind aus ihm machen,“ versetzte die ältere der beiden Klosterfrauen. Der Mann zögerte. Doch da kam seine Frau herbei, hörte, um was es sich handle und bestürmte nun gleichfalls ihren Mann, lieber den beiden Frauen das Kind zu geben, als es in den Kinderturm zu werfen. „Ihr könnt das Kind, so oft ihr wollt, besuchen und werdet sehen, daß es gut aufgehoben ist,“ warfen die Klosterfrauen dazwischen. Das Weib klatschte freudig in die Hände.

„O, da mußt du unser liebes Kind den Frauen geben,“ sagte sie zum Manne. Dieser zögerte noch immer.

„Kommt mit uns, dann werdet ihr sehen, daß wir nicht lügen.“ Auf diese Aufforderung der einen Klosterfrau entschloß sich der Chineser endlich, ihr das Kind zu geben und folgte mit seinem Weibe den beiden nach ihrer Wohnung.

Haopes Neugier war durch diesen Vorfall geweckt worden. Sie folgte gleichfalls in einiger Entfernung.

Fast am Rande der Stadt sah sie die vier Personen in einem Hofe verschwinden. Da die Türe nur angelehnt war, schlüpfte auch Haope hinein. Die andern waren eben in ein im Hofe befindliches Haus eingetreten, wohin die Tochter des Mandarins ihnen nicht zu folgen wagte. Indes gab es auch im Hofe genug zu sehen. Eine Schar kleiner Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren tummelte sich in demselben in munterem Spiel herum, die kleinen Schlihäuglein glänzten vor Freude und die Zöpfelein pflogen munter hin und her. Wie glücklich und zufrieden die Kleinen aussahen! Haope sah ihnen eine Zeitlang mit Vergnügen zu.

Plötzlich fuhr das Mädchen erschrocken zusammen. Aus der Türe eines anderen Gebäudes in demselben Hofraume trat eine würdige hohe Gestalt, in langem, dunklem Kleide mit weißem, wallendem Bart. „Das ist der fremde Priester, der mich im Hause meines Vaters verzaubern wollte,“ flüsterte Haope und versteckte sich eiligst in einer Nische der Mauer.

Mit lautem Jubel umringten die Kleinen den herankommenden Priester, haschten nach seinen Händen, die sie küßten und drängten sich um seinen Weg. Wie freundlich er sich mit ihnen unterhielt, ihre kleinen Anliegen anhörte, mit welcher Liebe die Kinder seine Hände gefaßt hielten! „Das muß doch kein Zauberer sein,“ denkt Haope, und wenn, dann ist er wohl ein guter.“ Sie erkennt, daß sie ihm Unrecht getan.

Jetzt deutet der Missionar nach der Kirche, welche die Mitte des Hofes einnimmt. Die Kinder lassen daraufhin ihre unermüdlichen Plappermäulchen ruhen und verschwinden nacheinander in dem länglichen Gebäude. Auch durch das Pförtchen,

das von der Straße hineinführt, kommen jetzt Leute herein, einzeln und in Gruppen, und treten gleichfalls in dieses Gebäude.

Haope überlegt eine Weile. Doch schließlich siegt die Neugierde über die weibliche Scheu und sie schließt sich den Eintretenden an.

Ein wenig enttäuscht sieht sie sich in dem ärmlichen Raume um. „Das ist wohl die Pagode des Christengottes,“ denkt sie bei sich. „Wie armselig! Gerade so mag auch die neue Lehre sein, die diese Fremdlinge gebracht haben.“

Das Bild über dem Altar erregt ihre Aufmerksamkeit. Wer mag wohl dieser erhabene freundliche Mann sein, der von diesem Bilde seine Arme ausstreckt? sinnt sie. „Wie liebevoll sein Angesicht ist! Und auf der Brust sieht man sein Herz, aus welchem Flammen hervorbrechen.“

Wenn sie auch in dem fremden Raume eine erklärliche Furcht überkommt, die Bild mutet sie dennoch so traut an, ganz anders als die gräßlichen Götzenbilder in ihren Pagoden, vor denen sie sich immer fürchtet.

Nun kommt der Fremde, den sie schon im Hause des Vaters gesehen hat, heraus. Er ist in schöne Gewänder gehüllt und tritt zum Altare. Dort öffnet er den Tabernakel. Wie andächtig die Menge niedersinkt, wie ernst, erhaben und ergreifend die Lieder ertönen! Und Haope hat gemeint, Zeugin haarsträubender Dinge zu werden.

Ein goldenes Gefäß nimmt der Mann aus dem Schreine, den er vorhin geöffnet, Weihrauchwolken steigen empor.

Doch was geht auf einmal mit Haope vor? Ein unwiderstehliches Gefühl zwingt sie, gleich den übrigen in die Knie zu sinken. Ist's ihr doch, als träfe sie aus der Mitte jenes goldenen Gefäßes ein blendender Strahl, der ihr das Innerste durchdringt, wie ein Sonnenstrahl, erleuchtend die Finsternis ihres Herzens.

Sie liegt auf den Knien, sie will fliehen, denn ein unsägliches Bangen erfüllt sie und doch wieder verlangt sie's sehnlich, zu bleiben. Ein hilfeschender Blick nach dem anmutigen Bild, vertreibt jetzt die bange Furcht. Es ist ihr, als ertöne von dort der tröstende, einladende Zuruf: „Meine Tochter, schenke mir dein Herz!“

Sie bleibt bis zu Ende. Zuletzt tritt der Priester wieder hervor, die Kinder nähern sich ihm zutraulich, und er beginnt zu lehren. Doch was ist das für eine fremde, sonderbare Lehre? Haope versteht nicht alles, aber was sie versteht, erschüttert sie bis ins Innerste. Von dem Gottessohn hört sie erzählen, daß er aus Liebe zu den Menschen den schönen Himmel verließ, zur Erde niederstieg, ein armes Kindlein wurde, und am Kreuze gestorben ist, um uns frei und glücklich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)



Caritasblüten

Nr. 12

Dezember

1928



Seliges, fröhliches, gnadenvolles
Weihnachtsfest!

allen treuen Leserinnen und Lesern
unserer „Caritasblüten“.





Der Negerknabe und das Jesuskind.

Negerknabe: „O wunderschönes Jesuskind,
Wie blendend weiß glänzt dein Gewand!
Wie leuchtet doch dein Angesicht!
Wo kommst du her, aus welchem Land?“

Jesuskind: „Du armes, schwarzes Negerkind,
Verlassen auf der weiten Welt,
O, sag's mir leis und ganz geschwind:
Wo hast denn du dein armes Zelt?“

Negerknabe: „Verstoßen aus dem Elternkraal,
Stand ich allein auf weiter Flur,
Ich flüchtete vom Berg zum Tal,
Ein Kraut war meine Nahrung nur.
Doch in des Herzens Kämmerlein
Sprach leise eine Stimm' zu mir:
'Eil hin zum stillen Klosterlein
Und komm, und komme dann zu mir.'
Ich eilte fort in schnellem Lauf,
Bis ich ein kleines Türmchen sah,
Man nahm so gütig mich dort auf,
Ich fühlte all mein Glück so nah.
Und darf ich's offen sagen dir,
Du schönes, liebes Jesuskind,
Bei dir fühl ich so wohl mich hier,
Du rieffst mich doch, sag, Himmelskind?“

Jesuskind: „Gewiß, ich habe dich gesucht,
Für dich kam ich ins Erdental.
Für dich ward ich ein Menschenkind,
Für dich und für die Menschen all.
Ob weiß, ob schwarz, ob gelb, ob rot,
Für alle schlägt mein Gottesherz;
Drum, Süßchen, komme gern zu mir,
Ich teile mit dir Freud und Schmerz.
Du möchtest wissen, welches Land
Wohl meine schöne Heimat ist,
Woher ich komm, und was ich tu,
Und wo mein Vaterhaus wohl ist?
Weil du so kindlich und so treu
Mir alles sagtest, was dich drückt,
Und auch was jezt dich, liebes Kind,
Im neuen Heime so beglückt
So sag auch ich mit Freude dir,
Daß ich im hohen Himmel wohn,
Wo Millionen Engel dort
Sich scharen um des Vaters Thron.
Dort gibt es keine Tränen mehr,
Dort ist nur Freud und Seligkeit,
Dort lobt der Heil'gen großes Heer
Den großen Gott in Ewigkeit.“

Negerknabe: „Wo ist das doch? o laß mich hin,
Ich möchte auch den Himmel sehn.
Und wenn ich dort dann bei dir bin,
Dann möcht ich nicht von dannen gehn.“

Jesuskind: „Bleib brav, mein Kind, und folge mir
Und flieh der Sünde bösen Geist;
Dann kommst du sicher ganz zu mir,
Wie es der Glaube dir verheißt.
Und bete viel für deinen Stamm,
Und um das Heil der Menschen all.
Damit sie all den Himmel schau'n
Und preisen Gott im Jubelschall.“ m. s.

Weihnachten

ist das Fest der Freude für jung und alt, für alle Menschen, weil das göttliche Kind für alle ohne Ausnahme zur Welt gekommen ist. Allen wollte es das Heil, das Leben, die Rettung bringen. Allen, vom fernsten Osten bis zum fernsten Westen, vom heißen Süden bis zum kalten Norden.

„Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht.“

Ja, dieses kleine Kindlein von Bethlehem hat die Welt erobert. Still und ungekannt von der Welt kam es vom Himmel auf die Erde herab. Nur frommen, einfältigen Hirten, die geraden Herzens waren, zeigten die Engel des Himmels den Weg zur Krippe. Seitdem hat der Zauber seiner Lieblichkeit, seiner Milde, Güte und Herablassung schon Millionen Herzen zur Krippe dieses einzig schönen, göttlichen Kindes geführt. Seine Armut, sein Lächeln und seine Tränen ziehen die reinen Seelen zu ihm hin, erweichen das härteste Gemüt und bringen die Leidenschaften des menschlichen Herzens zum Schweigen.

Bei der Krippe des Jesuskindes ist alles nur Liebe, und es kann auch nicht anders sein, denn nur ein Übermaß von Liebe brachte den Sohn Gottes in unsere Mitte.

Ein Missionar unter den heidnischen Indianern sagte einst, als er eine große Zahl derselben um sich versammelt sah, um sein Wort zu hören, unter anderem folgendes: „Ich kenne einen großen, mächtigen König, dem an Macht und Herrlichkeit auf Erden kein König gleichkommt; er hat nur einen Sohn, der, gleich wie er, alle vorzüglichen und liebenswürdigen Eigenschaften in sich vereinigt; insbesondere tragen Vater und Sohn eine überaus große Liebe zu ihrem Volke; dasselbe wahrhaft glücklich zu machen, ist der Gegenstand ihrer Sorgen, ihrer steten, eifrigsten Bemühungen.

Infolge eines Krieges mit den benachbarten Fürsten, den dieser dem Könige aufgenötigt hatte, und in welchem er einen glorreichen Sieg davontrug, fiel ihm durch die Friedensbedingungen eine Provinz des feindlichen Landes zu. Dieselbe liegt an der äußersten Grenze, in einer äußerst wilden und unwirtschaftlichen Gegend, und die Bewohner, von ihrem bisherigen Könige nicht nur gänzlich verlassen, sondern auch hart bedrängt, waren die unglücklichsten Menschen; zu der äußersten Dürftigkeit und Armut kam eine unbegreifliche Unwissenheit und Roheit; dabei waren die Unglücklichen den schlimmsten Lasten ergeben.

Als unser König mit seinem Sohne diesen neu erworbenen Teil seines Landes besuchte, ergriff tiefes Mitleid beider Herz bei der Wahrnehmung von soviel Elend und Not und sofort lag es ihnen aufs angelegentlichste am Herzen, Rettung und Hilfe zu schaffen. Und welchen Entschluß faßten sie?

Der königliche Prinz erklärte sich bereit, unter dem armen Volke Wohnung zu nehmen, um seiner Not abzuhelpfen; er sah voraus, daß er auf solche Weise alle Unnehmlichkeiten des väterlichen königlichen Hauses entbehren und in betreff der Wohnung, Nahrung und in allen Beziehungen ein entbehrungs-volles Leben zu führen haben werde; aber da er erkannte, daß nur auf diese Weise das arme Volk aus seinem Elend gerettet und zu einem glücklichen Leben geführt werden könne, so nahm er nicht Anstand, das große Opfer zu bringen. Er nahm Abschied vom Vater, der in sein edles Unternehmen mit freudigem Herzen einstimmtte, und in der neuen Heimat angekommen, bezog er ein bescheidenes Häuschen, welches er hatte herstellen lassen und welches sich von den armseligen Wohnungen der Einwohner nur durch seine Keulichkeit unterschied; auch in betreff der Nahrung und Kleidung bequemte er sich der armseligen Weise des Landes möglichst an, auf daß die Einwohner sich desto vertrauensvoll ihm anschließen. Eine lange Reihe von Jahren wohnte er also unter ihnen und bot alles auf, um das Land aus seinem traurigen Zustande herauszuführen. Insbesondere ließ er nach und nach immer mehr edle Männer kommen, welche ihn unterstützten, um das Volk zu belehren und zu einem geordneten Leben zu führen. Was immer dazu behilflich sein mochte, das ordnete er an und tat er.

Und in der That nahm das Land von Jahr zu Jahr mehr eine andere Gestalt an und es vollzog sich ein wundersamer Wandel unter den Bewohnern, welche mehr und mehr glücklich wurden.“

„Seht, meine Lieben,“ setzte der Missionar hinzu, „das ist ein schwaches Bild von dem, was Gott der himmlische Vater und sein göttlicher Sohn für die Welt, für die Menschen getan hat. Der Vater hat seinen göttlichen Sohn hingegeben, daß er Mensch werde und unter den Menschen wohnte, damit er sie so aus dem Verderben, das Satan und die Sünde über sie gebracht hatte, errette und zum Heile führe. Und der Sohn Gottes, groß und herrlich, wie der Vater, hat den Himmel verlassen, ist Mensch, ist zu einem Kinde geworden, hat unter den Menschen gewohnt und alles getan und gelitten, um ihnen das Heil zu bereiten. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er für sie zu einem armen Kinde geworden, daß er für sie sein Leben hingab. Welche Liebe!“ Als die heidnischen Indianer dies hörten, füllten Tränen ihre Augen und sie stimmten laut in den Ausruf des Missionars ein: „Welche Liebe!“ und setzten hinzu: „O, lehre uns diesen guten Gott und seinen Sohn kennen und was wir ihm zum Danke tun sollen.“

Möge auch unser Herz am hohen Weihnachtsfeste, das uns diese unendlich göttliche Liebe so lebendig ins Bewußtsein ruft, neu angeregt werden zur Liebe gegen einen so guten Gott. Möge es angeregt werden zu dem Entschlusse, alles aufzubieten für das Heil unserer Seele, wofür unser Gott so Großes getan hat!

Das Kruzifix d. hl. Franziskus Xaverius.

In dem großen Kollegium der Jesuiten in Stonnhurst in England befindet sich ein berühmtes Museum, in welchem viele seltene und kostbare Merkwürdigkeiten zu sehen sind. Ein Gegenstand aber fällt hier auf, indem er weder selten noch merkwürdig zu sein scheint, denn es ist nichts als ein gewöhnlicher Krebs, allerdings ein sehr großer. Derselbe hält in seinen Klammern ein Kruzifix aus Holz mit Metalleinfassung. Fragst du, wie dieser Krebs zu dem ausgezeichneten Platze im Museum und wie in den Besitz des Kruzifixes gekommen sei, so wird dir folgende Geschichte erzählt.

Als St. Franziskus Xaverius in Indien das heilige Evangelium verkündete, mußte er sich oft zu Schiff von einem Teil des Landes in einen anderen Teil begeben. Die Schiffe, welche ihn aufnahmen, waren nicht selten recht alt und schadhast und häufig fehlte auch die notwendige Mannschaft, weshalb diese Reisen mit großen Gefahren verbunden waren. Zudem ist jener Teil des Ozeans zu gewissen Zeiten des Jahres furchtbaren Stürmen ausgesetzt. Die portugiesischen Kapitäne fühlten sich immer glücklich, wenn sie den Heiligen auf ihrem Schiffe wußten, denn sooft sich ein Sturm erhob, betete derselbe für einige Augenblicke und goß etwas gesegnetes Öl ins Wasser, worauf der Wind sich legte und das Wasser ruhig wurde.

Eines Tages fuhr er wie gewöhnlich auf einem sehr gebrechlichen Schiffe nach Goa, als sich ein furchtbarer Sturm erhob. Der Kapitän samt der Mannschaft war in großer Besorgnis, denn sie sahen wohl ein, daß das Schiff einem solchen Unwetter nicht gewachsen sei. In ihrer Verzweiflung stürmten sie zu dem Heiligen, welcher aber diesmal das geweihte Öl nicht bei sich hatte. Der Wind heulte, das Wasser schäumte, und das Schiff schien jeden Augenblick in Stücke gehen zu wollen. Als die Angst auf das Höchste gestiegen war, beugte sich der Heilige über den Rand des Schiffes und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über das tobende Wasser mittels eines Kruzifixes, welches ihm sein hochverehrter geistlicher Vater Ignatius beim Abschied von Rom gegeben hatte. Sofort legte sich der Sturm und wie seinerzeit auf dem See von Genesareth folgte eine große Stille. Allein Franziskus hatte sein kostbares Kruzifix verloren. Dem Heiligen ging der Verlust des teuren Andenkens sehr nahe, um so mehr als sein großes Herz ungemein gefühlvoll war. Der Kapitän und die Mannschaft dankten Gott innig für die Rettung und bald darauf lief das Schiff glücklich im Hafen von Goa ein.

Der Verlust des Kruzifixes war von allen bereits vergessen, nur nicht von unserem Heiligen und auch nicht vom lieben Gott, der sehr aufmerksam ist auf das kleinste Leid seiner Freunde.

Drei oder vier Tage nach der Landung begab es sich, daß der Heilige mit seinem Freunde Antonio in eifrigem Gespräch am Ufer auf und ab ging. Plötzlich machte Antonio den Heiligen auf einen seltsamen Gegenstand aufmerksam, der langsam auf dem Sand ihnen entgegenkam. Es war ein possierliches Bild und die Neugierde veranlaßte Antonio, den plumpen Wanderer genauer zu untersuchen. Groß war sein Erstaunen, als er entdeckte, daß das seltsame Geschöpf ein ungeheurer Krebs war, der zwischen seinen Klammern nichts mehr und nichts weniger trug, als ein gewöhnliches hölzernes Kreuzifix. Noch mehr aber erstaunte er, als der Krebs seine Bürde dem Heiligen zu Füßen legte und hernach, als ob er sich seines Auftrages entledigt hätte, umkehrte und über den Sand zum Meere zurückschnellte.

Der Heilige aber erkannte in dem Kreuzifix das gleiche, welches er bei dem Sturme verloren hatte, und Antonio war tief ergriffen über die zärtliche Liebe und Aufmerksamkeit Gottes gegen seine Freunde auch in den kleinsten Dingen.



Ferientkurs in Mariannahill

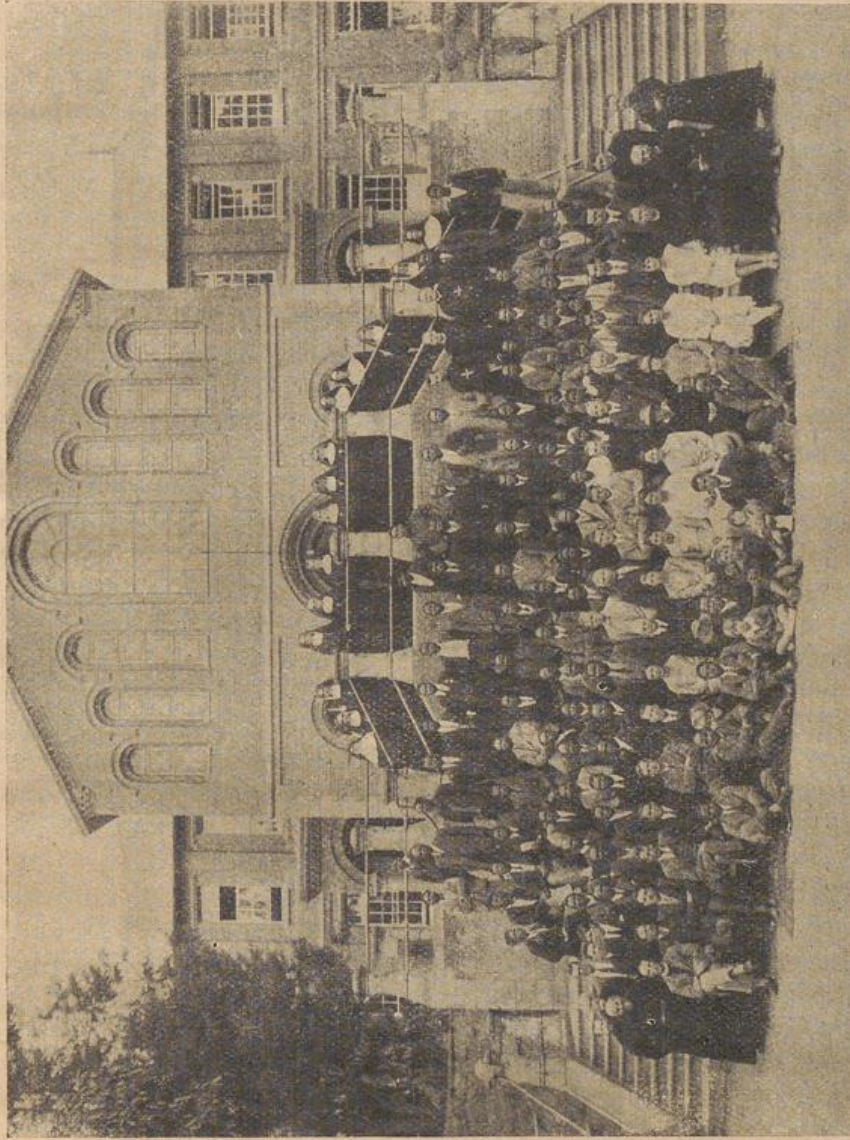
vom 1. bis 20. Juli 1928.

Unsere eifrigen Afrikaner haben auch während der Schulferien Studienkurse, nicht für die Schüler, sondern für die Lehrer und Lehrerinnen. Jeder will neue Ideen sammeln. Einige Wochen vorher sah man in Mariannahill ganz außergewöhnliche Vorbereitungen treffen für Wohn-, Schlaf- und Speiseräume für die zu erwartenden Gäste, die aus den dortigen Gauen zusammenströmten. Am Tage vor der Ankunft derselben wurde sogar die Straße zur Josephskirche festlich geschmückt, dies galt aber dem neugeweihten Priester Father Heinrich Jakob, der seine erste hl. Messe feierte und auf besondere Weise den Segen auf die bevorstehende Versammlung der Lehrer und Lehrerinnen von den Provinzen Südafrikas herabrief. Der Leiter und Direktor dieses Ferienturses war Dr. C. D. Lorán, ein Mitglied der Kommission für Eingeborenen-Angelegenheiten in der Südafrikanischen Union. Er fungierte als Vertreter des Superintendenten für Eingeborenen-Erziehung. In seinem Einleitungsvortrag erwähnte er, daß dieser Kurs zustande kam durch die großmütige Unterstützung eines amerikanischen Vereins, der einen Teil des für Südafrika bestimmten Geldes für die Ausbildung der afrikanischen Jugend hinterließ. Dr. Lorán führte ferner in seiner Rede aus, warum er gerade Mariannahill für die Abhaltung dieses Kurses auserwählte, und gab folgende Gründe an. Vor allem hätten sich die Lehrer in einem früheren Kurs

undankbar und auffällig gezeigt, was sie bis heute noch nicht gut gemacht hätten, weder dem Gouvernement noch den Obrigkeiten von Mariannahill gegenüber. Ferner böten sich gerade in Marannahill die nötigen Räumlichkeiten sowie die erforderlichen Lehrkräfte für die verschiedensten Fächer. Endlich liege ein ganz besonderer Grund darin, daß er stets bei seinen Besuchen in Mariannahill etwas Anziehendes empfunden habe. Er wünsche deshalb, daß jeder etwas von dem Geiste, der hier herrsche, mitnehme und in seine eigenen Kreise trage.

Der Stundenplan schien etwas stark ausgefüllt, doch alle Studenten machten tapfer mit. Am frühen Morgen rief die Glocke ihre Ferienstudenten zur Parade und zu den Turnübungen, welche von einem ausgezeichneten Turnlehrer geleitet wurden. Um 7 Uhr war die erste Vorlesung in der Halle des Kollegs. Hier muß ich bemerken, daß sonst die Weißen nie mit den Schwarzen in der Bahn, im Hotel usw. zusammen sind, aber hier hat die Wissenschaft alle vereinigt, Schwarz und Weiß. Der europäische Professor saß neben einem schwarzen Schüler, der jetzt Lehrer ist, der katholische Priester, sowie der Führer irgendeiner Sekte neben seinem weißen oder schwarzen Freund. Verschiedene Herren zogen es sogar vor, ihren Platz mitten unter den Eingeborenen zu suchen. — Nach dieser ersten Vorlesung ging es zum Frühstück. Vor dem zweiten Vortrag wurde nach echter Christen Weise ein Gebet verrichtet, um den Segen Gottes auf das Tagewerk herabzurufen, irgendein Kirchenlied schallte mächtig durch die Hallen, und darauf reihete sich Vortrag an Vortrag. Der Nachmittag war praktischen Arbeiten gewidmet. Die Werkstätten der Mariannahiller Mission öffneten großmütig ihre Tore, um den wißbegierigen Studenten in der Schreinerei, Schmiede, Klempnerei, bei den Leder- und Flechtarbeiten, ja sogar im Spinnen Anleitung zu geben. Auch die Feld- und Gartenarbeiten waren nicht vergessen. Darauf gab es Tennis- und Fußballspiel und allgemeine Wettspiele mit Preisverteilung. Vom Direktor Dr. Coran an bis zum einfachsten Volksschullehrer machten alle mit. Abends wurden dann noch Vorträge über erste Hilfe bei Unglücksfällen von Herrn Dr. K. F. U. Mutrie gehalten. Der Lehrstoff, welcher in diesem Ferienkurs gegeben wurde, war sehr reichhaltig. Er handelte über Inspektion und Überwachung der Schulen, über Erziehung und Hilfskräfte sowie allgemeine Wohlfahrt. Über die Natur des Menschen, die Gewohnheiten, Arbeit und Erschlaffung, über Einfluß der Umgebung und ähnliche pädagogische Fragen. Diese Unterriehte hatte Dr. Coran selbst übernommen. Der sehr beliebte Professor A. Reib sprach über angewandte Physiologie. Ein anderer Professor der Universität von Johannesburg Dr. Dote, dessen Frau, wie wir hörten, eine Deutsche ist, sprach über Bantu. — Professor Banard gab Vor-

träge über das soziale System der Bantus. Die gemütlichen Abendstunden versammelten die Studenten wieder in der Halle des Kollegs, wo sie interessanten Vorträgen über Schulwesen in verschiedenen Provinzen, über die beiden vorherrschenden offiziellen Sprachen und die Erwartung der Behörden von der



Die Sommerschule in Mariannhill.

Eingeborenen-Erziehung lauschten. Gewöhnlich brachte dann ein musikalischer oder dramatischer Vortrag von Europäern oder Schwarzen eine heitere Ablenkung. Zum Bedauern aller mußte der allseitig beliebte Leiter Dr. Lorán noch vor Ablauf der Kurszeit uns verlassen, der sich im Sturme die Herzen aller Kursusmitglieder erobert hatte. Die Vertreter von vier Provinzen

gaben noch in warmen Worten ihrer Dankbarkeit und Anerkennung Ausdruck, bevor Dr. Coran nach Prätoria, wohin er gerufen wurde, abreiste. Sie betonten vor allem, daß Natal stolz sei, Südafrika einen solchen Mann gegeben zu haben, und Transvaal gab zu erkennen, daß sie in Dr. Coran nicht einen gefürchteten, sondern beliebten Schulinspektor kennengelernt hätten.

Dr. Coran dankte zum Schluß und wies darauf hin, daß alle ihr Bestes getan, und Gott durch alle gewirkt habe.

Nun übernahm Mister Malcoln, der Direktor der Eingeborenen-Erziehung, den Vorsitz, und so verfloß auch die letzte Woche, ausgefüllt mit ernster Arbeit. Ja manchmal ging es heiß her, denn von jedem Fach, worüber Vorträge gehalten worden, wurde auch ein Examen abgehalten und alle wünschten doch eine gute Zensur zu ernten.

Nun noch einige Worte über die Abschiedsfeier am 20. Juli. Sie wurde eröffnet durch die Rede eines Schulinspektors aus dem Basutoland über den günstigen Verlauf dieses Ferienkurses. Der Redner hob besonders lobend hervor, daß er überall nur freudigen Gesichtern begegnet sei, und daß er diejenigen bedauere, welche nicht bis zum Schluß mitmachen konnten. Ein Lied, eigens verfaßt und komponiert für diese Feier, schallte aus den Kehlen der begeisterten Teilnehmer. Der Hauptinspektor vom Oranje-Freistaat hielt dann einen Vortrag in fließender deutscher Sprache. Ein herrliches Violinsolo, dem ein mächtig brausendes Studentenlied folgte, erfreute unser Ohr. Zu erwähnen sei noch, daß ein Eingeborener im Namen aller seiner Freunde seinen Dank aussprach und hervorhob, daß er sich freue, Katholiken mit eigenen Augen gesehen und als wahre Brüder kennengelernt zu haben. Zum Schlusse überreichte der Leiter des Kurses dem hochwürdigen Herrn Pater General von Mariannahill eine vergrößerte Photographie des vorstehenden Bildes mit einer Widmung als bleibendes Andenken. H. H. Pater General erwiderte, daß sich alle sehr gefreut hätten, mithelfen zu dürfen, und erklärte auch das Geheimnis, wie er sagte, warum alle in Mariannahill so freudige Gesichter machten: „Wenn man sich anderen Freude zu machen bestrebt, dann hat man selbst Freude.“ Nach dem Schlußlied bat der Leiter des Kurses um den Segen des H. H. Pater General, und damit war der Ferienkurs beendet.

✠

Der trübe Blick.

Du fragst, was schnell das Auge trübt.
Ich will es leis dir sagen:
Ein Kind, das nicht die Wahrheit liebt,
Kann Helle nicht ertragen.
Sei wahr und gut und fromm und rein,
Dann wird dein Blick nie trübe sein.

Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Erzählung aus dem Missionsleben von J. P.

(Schluß.)

Aus Liebe zu diesem Gottesohn sollen auch wir alle Menschen lieben, ihnen die erlittenen Unbilden verzeihen, ihnen Gutes tun. Liebe? Das war der aufhorchenden Tochter des Mandarins etwas Neues, Unerhörtes. Sie hatte bisher bloß gelernt, die Götter zu fürchten, weil sie stärker sind als die Menschen, und die Ungehorsamen mit ihrem Hasse verfolgen, aber daß man sie lieben solle, ja daß sogar ein Gottesohn uns liebe und aus Liebe sein Leben gelassen hat, das war zuviel für ihren im trostlosen Heidentume erzogenen Geist.

Wie in einem Traume verläßt sie zum Schlusse des Gottesdienstes die Kapelle. Die lieblichen Gesänge, die erbauliche Andacht, deren Zeuge sie im Kirchlein gewesen, der erhebende Gottesdienst wollten ihr nicht aus dem Sinn. Also das ist die Lehre, welche die Fremden in das Land gebracht haben, eine Lehre der Liebe, der Gottes- und Menschenliebe! Das ist freilich etwas anderes, als das, was sie bisher über die Religion des Christengottes vernommen hat.

Haope hatte gehört, daß die Christen alle Tage in diesem Hause zur Verehrung ihres Gottes zusammenkommen, und so nahm sie sich vor, öfter zu kommen. „Ich brauche darum ja nicht selber Christin zu werden“, sagte sie leicht hin. Der Eügengeist, der von ihrer Seele bisher Besitz genommen, kämpfte gegen die siegreiche Macht der Gnade an, die im Kirchlein vom Tabernakel aus mächtig an ihr Herz gepocht. Wer wird stärker sein: Christus, die erhabene Gewalt der Liebe, oder die im armen Herzen eingewurzeltten Irrtümer des Heidentums?

III.

Kuang-fu schüttelte in der Folge über das Gebaren seiner Tochter den Kopf. Was war doch mit Haope vorgegangen? Einsilbig, in sich gekehrt, blieb sie die meiste Zeit des Tages in ihrem Zimmerchen, und wenn sie ausging, nahm sie nicht, wie es bei den vornehmen Chinesinnen Sitte ist, eine Dienerin mit, auf die sie sich beim Gehen stützte, sondern ging stets allein.

Trotz ihres sonderbaren Benehmens war Kuang-fu mit seiner Tochter von Tag zu Tag zufriedener. Wo war das Trozköpfchen, das unter allen Umständen seinen Willen durchsetzen mußte? Wo war das herrschsüchtige, reizbare, aufbrausende Geschöpf, welches das ganze Haus tyrannisierte, vom Hausherrn angefangen, bis zur letzten Sklavin hinab? War dieses nachgiebige, sanfte und demütige Mädchen noch seine Haope?

Hätte der Mandarin die wahre Ursache der Veränderung

seines einzigen Kindes gewußt! Hätte er gesehen, welches Ziel ihre täglichen, einsamen Ausgänge hatten! Von einem unwiderstehlichen Drange, oder sagen wir besser, von der Gewalt der zuvorkommenden Gnade Gottes getrieben, hatte es sie täglich zu dem schlichten Kirchlein der Christen hingezogen, immer mehr hatte sie dort die unvergleichliche Lehre des göttlichen Heilandes kennengelernt, die ganz anders war, als man in Haopes Umgebung über das Christentum gesprochen, und mit der wachsenden Erkenntnis kam auch das Verlangen, diesen erhabenen Glauben mit ganzem Herzen zu erfassen. Eines Tages trat Haope vor den Missionar hin, mit der demütigen Bitte: „Nimm auch mich als deine Schülerin auf; ich will auch eine Anhängerin eures Gottes, der die Menschen so sehr geliebt hat, sein.“

Unterdessen war im ganzen Reiche eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Die Begünstigung des christlichen Glaubens hatte die Entrüstung des Volkes hervorgerufen, die wohl noch gesteigert wurde durch das herausfordernde Benehmen so mancher europäischen Handelsleute. Mächtige Geheimbünde, so die „vom großen Messer“ und der „Boxer“ erhoben sich an zahlreichen Orten des großen Reiches, mordeten und wüteten gegen alle Fremden mit schrecklicher Grausamkeit. Die ersten Opfer waren, wie immer, die unschuldigen Missionare.

Am Kaiserhofe war zu gleicher Zeit die fremdenfreundliche Partei gestürzt worden und die altchinesische, mit der Kaiserin-Mutter an der Spitze, ans Ruder gekommen. Die Urheber der früheren Gesetze mußten fliehen, der schwächliche Kaiser mußte auf den Thron verzichten, welchen jetzt die Kaiserin-Mutter bestieg. Die „Boxer“, welche ihr als willkommene Bundesgenossen im Kampfe gegen die Fremden erschienen, wurden im geheimen begünstigt, und an die Vizekönige und Präfekten erging der geheime Befehl, die Fremden nicht mehr zu beschützen. Wie ein Waldbrand zündete infolgedessen der Aufstand durchs ganze Land, er drang selbst bis in die Hauptstadt Peking, wo der Hof fliehen mußte, und die Europäer, die im Gesandtenviertel belagert wurden, in die höchste Gefahr gerieten.

Auch Kuang-fu hatte den erwähnten geheimen Befehl erhalten, die Fremden und ihre Anhänger schutzlos den Aufständischen preiszugeben. Er konnte kaum die nächste Mahlzeit erwarten, um seiner Tochter davon Mitteilung zu machen. „Heute wirst du endlich mit mir zufrieden sein, Haope,“ begann er. „Die fremden Teufel des Westens werden nimmer lange unsere Stadt besudeln. Jetzt ist endlich der Befehl der Regierung gekommen, der sie uns preisgibt. Zu allem Überflusse lagern die Boxer nur zwei Meilen weit von hier. Ich habe schon den Befehlshaber meiner Soldaten zu ihnen geschickt, daß er dieselben herbeiruft. Heute abend dürften sie noch eintreffen, meine Soldaten werden

ihnen die Pagode und die Christenhäuser zeigen. Hei, das wird ein lustiges Feuer werden!“

Kuang-su hatte sich so in seinen Eifer hineingeredet, daß er das Entsetzen im blassen Angesichte seiner Tochter nicht bemerkte. Erstarrt, mit weitgeöffneten Augen saß sie da, und ihre zitternden Hände vermochten kaum die Speisen zum Munde zu führen.

Vor wenigen Tagen war sie durch die heilige Taufe in die Schar der Anhänger Jesu Christi aufgenommen worden, und so bald schon sollte ihr Glaube eine so harte Prüfung bestehen!

Sie konnte kaum den Abend erwarten. Dann hüllte sie sich in ein dunkles Gewand und eilte, so schnell es ihre verkrüppelten Füßchen — denn diese sind Mode bei den vornehmen Chinesinnen — gestatteten, zum Kirchlein, wo die meisten Christen zum täglichen Abendgebete versammelt waren.

Haope konnte kaum das Ende des Gottesdienstes erwarten. Dann drängte sie sich durch die Menge vor zum Altare, fiel zu Füßen des Priesters nieder und rief mit bebender Stimme: „Fliehe, mein Vater; o fliehet alle!“ Dann wandte sie sich zum Volke. „Die Boger werden heute noch kommen, die Soldaten meines Vaters sind mit ihnen.“

Eine unbeschreibliche Szene folgte auf diese Worte des Mädchens. Daß die Aufständischen in der Nähe seien, hatten alle gewußt, aber man baute auf den Schutz des Mandarins, der sich ja bisher so freundlich gegen die Christen erwiesen hatte. Nun aber waren sie durch dessen eigene Tochter vom Gegenteil belehrt worden. Das Angstgeschrei der Weiber und Kinder vermischte sich mit den Klagen der Männer, man lief durcheinander, jammerte, beratschlagte, während einige den Missionar bestürmten, sich durch schleunige Flucht zu retten. Der Priester kniete vor dem Allerheiligsten nieder, um sich mit dem hier gegenwärtigen Heilande zu beraten. Nach einer Weile drehte er sich zu den Gläubigen um: „Gehet rasch nach Hause, nehmet eure notwendigste Habe und fliehet in das Gebirge. Meine Gehilfen, die eures Stammes sind, sollen mit euch fliehen, denn es steht in der heiligen Schrift: Wenn man euch in einer Stadt verfolgt, so fliehet in die andere. Ich aber bin alt und meine Tage sind gezählt. Gefällt es Gott, mein Leben anzunehmen, so bringe ich es bereitwilligst für euch zum Opfer.“

Erneute Klagerufe erschallten: „Nein, du darfst nicht sterben, du mußt mit uns gehen, du mußt uns auch ferner belehren!“

„Wollt ihr mir die Krone des Martertums rauben?“ lächelte der Priester. Doch was ist das? Plötzlich erschallt draußen ein wüstes Geschrei, als ob die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte, dazwischen das Weinen und Wehklagen von Kindern, die draußen bereits den Wütenden zum Opfer fallen. Gleich darauf donnern heftige Schläge an die Türe, die von den zunächst Stehenden schnell verriegelt wird. Unter lautem Jammergeschrei

flüchtet alles zum Altare, umringt schluchzend den Priester und schreit verzweifelt auf: „Ach, sie sind schon da! Wir sind verloren! Maria hilf!“

Der Priester versucht sie vergebens zur Ruhe zu mahnen, seine Worte gehen in dem allgemeinen Wehklagen und in den Hilferufen unter.

Haope kniet an der untersten Stufe des Altares und blickt regungslos zum Himmel, als erwarte sie von dort ein Zeichen. Inzwischen ist es dem Missionar endlich gelungen, mit seiner gewaltigen Stimme das allgemeine Geschrei zur Ruhe zu bringen. „Kniet nieder und erwecket aufrichtige Reue über eure Sünden!“ befiehlt er mit fester Stimme. Dann erhob er zum letztenmal segnend die Hände über sie und spricht die Anwesenden los von ihren Sünden.

Doch schon bricht krachend die Türe zusammen, wilde Gestalten voll grausiger Mordgier in den leidenschaftlich verzerrten Gesichtern dringen herein, an ihrer Spitze Kuang-fu, der Mandarin. „Stoßt sie nieder — dort die roten Teufel — nieder mit allen seinen Anhängern!“ brüllt er.

Bis ins Innerste erbebt Haope, da sie die Stimme des Vaters unter den Mördern vernimmt. Von einem plötzlichen Entschlusse befeelt, dreht sie sich um und streckt dem mit geschwungener Mordwaffe heranstürmenden Vater die Arme entgegen. „Vater, halt ein! Auch ich bin eine Christin!“

Voll Entsetzen reißt der Mandarin weit die Augen auf, als sähe er ein Gespenst, seine Knie wanken, das gezückte Messer fällt zu Boden. „Haope, mein Kind, mein einziges Kind, du unter diesen Teufeln?“ stöhnt er.

„Keine Teufel sind es . . . wir lieben Gott und dienen ihm in Demut und Treue. Lieber sterben, als den Herrn verraten!“

Aber es ist jetzt keine Zeit zum langen Reden. Schon stürmt der Anführer der Boyer auf das Mädchen los. „Ei! ei! welche schöne Beute — du wirst nicht sterben — denn du sollst mir noch Geld einbringen.“ Mit diesen Worten will er die Jungfrau ergreifen. Doch da stürzt Kuang-fu dazwischen. „Nein! diese nicht, Elender! Laß sie, es ist meine Tochter.“

„Wie? Deine Tochter? Dann bist du vielleicht selber ein Anhänger dieser fremden Teufel? Führst vielleicht gar Verrat gegen uns im Sinne?“ Kuang-fu verteidigt sich dagegen mit zornigen Worten.

Jetzt stürmt ein anderer heran, sein geschwungenes kurzes Schwert blitzt in der Luft und, ehe noch der mit dem Anführer streitende Mandarin es hindern kann, saust es nieder auf den Scheitel Haopes, die blutüberströmt niedersinkt. „O liebster Jesu und du, o heilige Maria, nehmt meinen Geist auf! O verzeiht ihnen! Mein Leben opfere ich euch auf für die Seele meines Vaters!“ lispelte die Sterbende.

Zu spät hat es Kuang-fu gesehen. Mit einem gellenden Wutschrei springt er auf den Mörder, wirft ihn zu Boden und würgt ihn. „Du Teufel, mein Kind, meine einzige Freude hast du gemordet!“

Ein unbeschreibliches Durcheinander entsteht. Der Angegriffene schreit um Hilfe, seine Kameraden kommen daraufhin herbei und ihre Messer blitzen bereits über dem Mandarin, den sie nicht erkennen. Kuang-fu muß von dem Mörder seines Kindes lassen, die Boger, die ihn für einen Christen halten, stürmen ihm nach. Der Anführer, der ihn kannte, beteiligte sich am allgemeinen Morden. Kuang-fu entbehrte jedes Schutzes und war in der ärgsten Lebensgefahr. An der Türe, die in die Sakristei führt, drängten sich die verfolgten Christen. Er eilt dahin, schlüpft unter den sich Drängenden durch und entflieht durch eine zweite Türe, die von den Bogern übersehen worden war. Eine Anzahl von Christen eilt durch die Nacht dahin, verfolgt von den Bogern, die sie fliehen gesehen. Ehe Kuang-fu sich's versieht, ist er auch unter den Verfolgten und muß wohl oder übel mit ihnen vor dem gleichen Feinde fliehen. Seine Mühe, an der man ihn vielleicht erkannt hätte, hat er im Gedränge verloren.

Der Mandarin ist nun mit den fliehenden Christen vor der Stadt angelangt, vor ihnen dehnen sich die weitläufigen Felder aus. Das Geschrei der Boger verliert sich mehr und mehr.

Kuang-fu überlegt. Zurückzukehren wagt er nicht, da er fürchtet, von den Bogern für einen Christen angesehen und niedergemacht zu werden. So eilt er denn den ins Gebirge fliehenden Christen nach. Das Weitere, so hoffte er, würde sich schon finden.

In einer schwer zugänglichen Schlucht treffen die Flüchtlinge andere von den Bogern versprengte Leidensgenossen, darunter auch mehrere Missionare aus anderen Stationen. Diese Nacht wollte der Mandarin versuchen, unter ihnen zu bleiben, und am nächsten Morgen dann wieder in sein Haus zurückzukehren.

Plötzlich sieht ihn einer der Flüchtlinge näher an. „Bei Gott, was seh ich? Das ist ja unser Mandarin, der die Boger gegen uns angeführt hat!“ ruft er erschrocken. Kuang-fu zitterte an allen Gliedern. „O hab Erbarmen mit einem armen Manne, der sein Liebstes auf Erden verloren hat. Haepe, meine Tochter, war eine der Euren, und ich mußte sie mit eigenen Augen unter den Streichen der Wüteriche sterben sehen. Ich komme nicht als euer Feind, nur um Schutz bitte ich“, flehte er.

„Und wenn du auch als unser Feind kämest, wir täten dir nichts zuleide,“ versetzte ein Missionar, der daraufhin näherkam. „Unser heiliger Glaube befiehlt, auch die Feinde zu lieben.“

„Wie?“ tat der Mandarin erstaunt. „Ihr wollt mich nicht töten? Was ist doch das für ein erhabener Glaube!“

Am anderen Morgen stellte man es ihm frei, von dannen zu ziehen, nur ersuchte man ihn, das Versteck der Christen nicht zu verraten. Doch Kuang-fu bat, man möge ihn hier lassen. Die ganze Nacht habe es ihm keine Ruhe gegeben, den Glauben, der solch edle Gefinnungen verleihe, müsse er kennenlernen, sagte er. Und überdies sei es der Glaube, dem seine liebe Haope angehört, der sie gut und sanft und zu einer Heldin gemacht habe.

Der Mandarin blieb also bei den Christen, teilte mit ihnen Not und Entbehrung und lernte dabei die christliche Religion genau kennen. Und wen wird es wundernehmen: je mehr er die heiligen Wahrheiten des katholischen Glaubens kennenlernte, desto mehr lernte er sie bewundern und lieben.

An eine Rückkehr nach Kia-ting konnte er vorläufig nicht denken. Ein auf Kundschaftung ausgesandter Mann brachte die Nachricht, daß er als geheimer Christ bezeichnet worden sei, der sich nur zum Scheine an die Spitze der Boger gestellt habe, und daß diese nach ihm spüren. Sein früheres freundliches Benehmen gegen die Missionare, sowie der Umstand, daß seine eigene Tochter Christin gewesen, bestärkte die Boger in ihrem Verdachte. So blieb er denn in seinem sicheren Versteck und wartete auf bessere Zeiten. Hier empfing er auch die heilige Taufe.

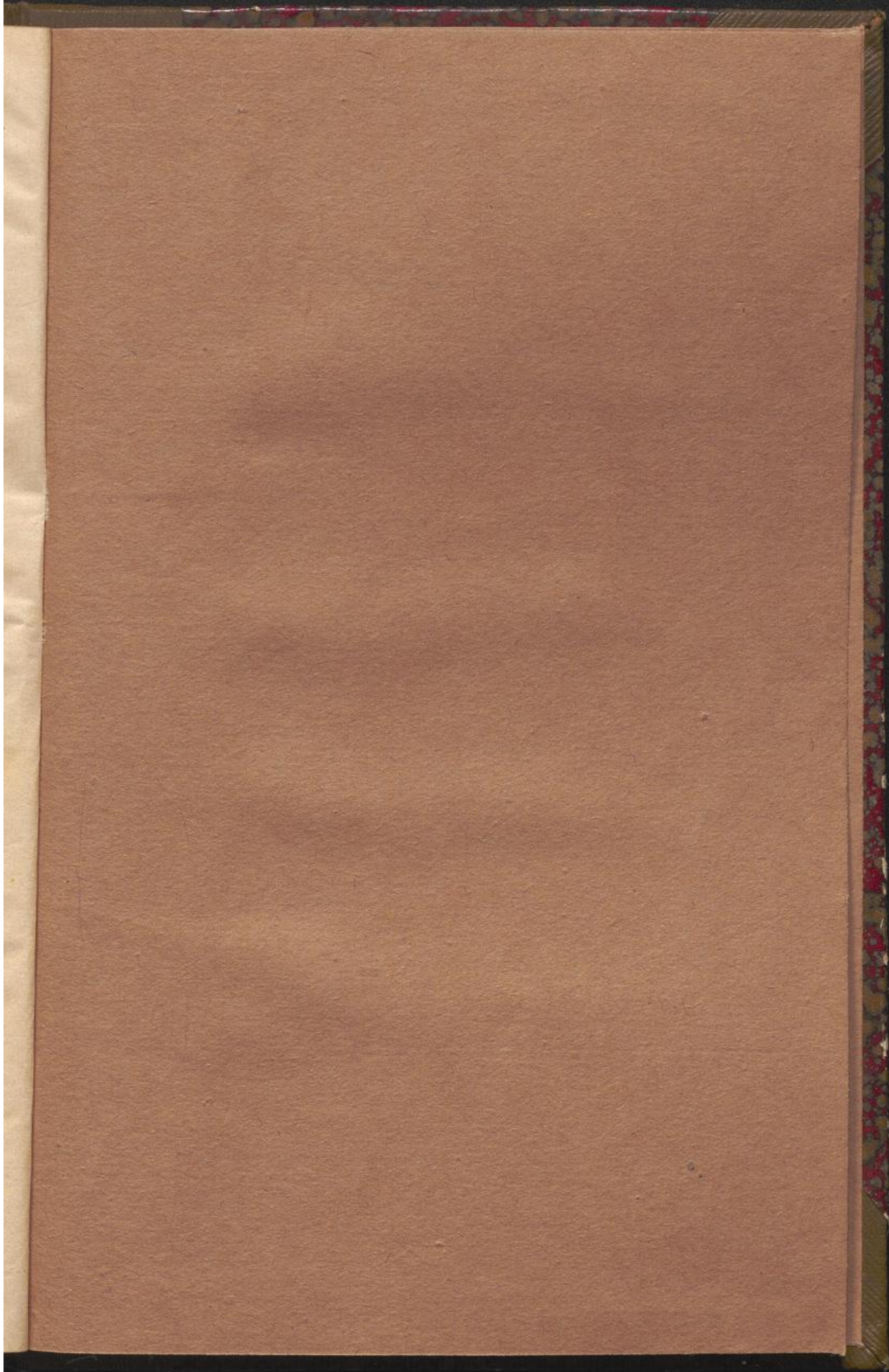
Das Weitere ist bald erzählt. Unter der kraftvollen Einwirkung der Mächte wurde der Bogeraufstand allmählich niedergeworfen, und Kuang-fu konnte wieder in seine Residenz zurückkehren.

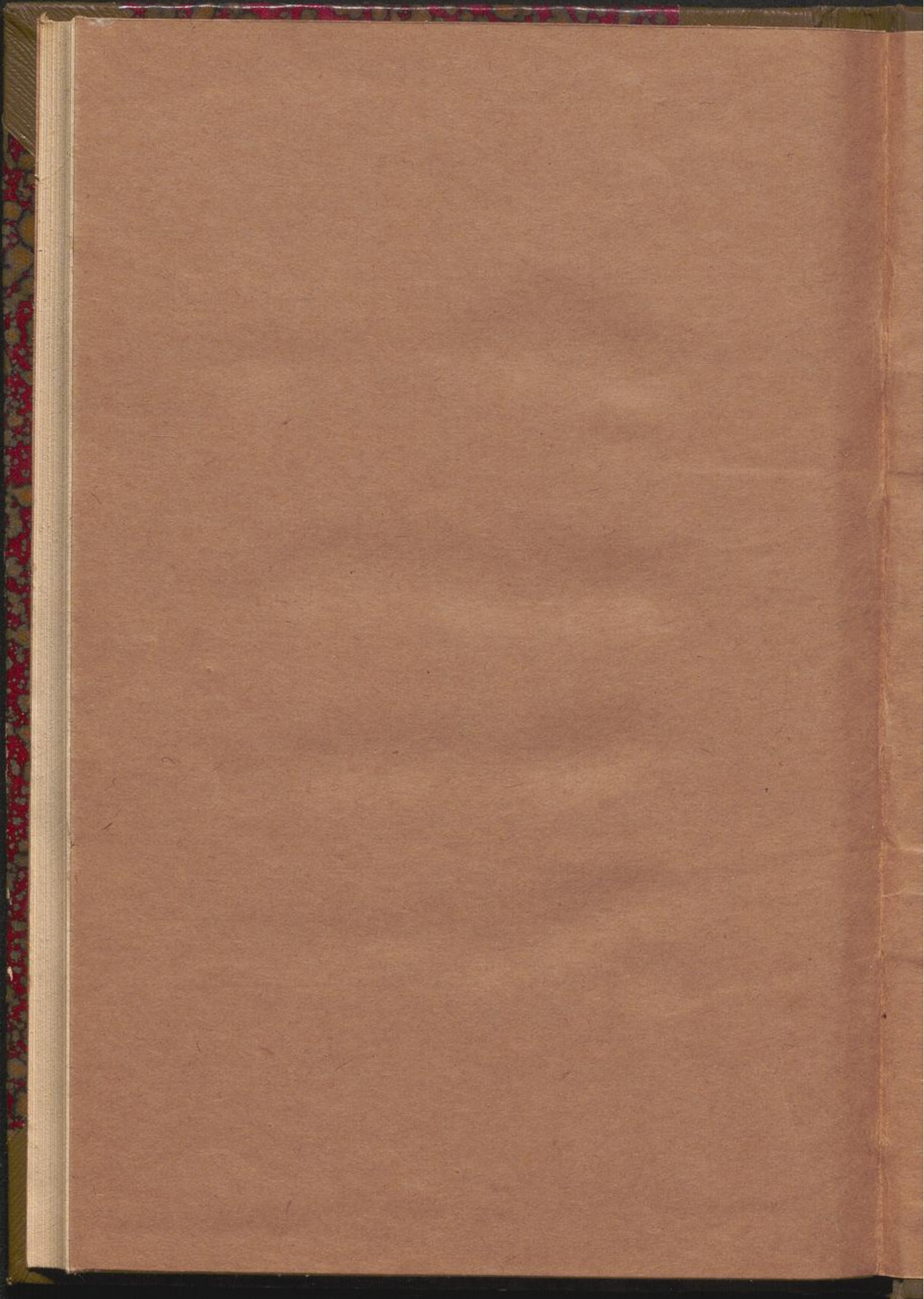
Er blieb aber nicht lange dort. Durch einen Missionar erfuhr der Befehlshaber der verbündeten Mächte, daß Kuang-fu Christ geworden sei, und dieser setzte es durch, daß der Mandarin auf einen höheren, einflussreicheren Posten kam und das Christentum blühte unter seinem Schutze neu und kräftig, wie noch nie zuvor, wieder auf. Und wenn ihm wegen seines Eifers für den Glauben von den Missionaren die Anerkennung ausgesprochen wurde, dann lehnte er diese dankend ab und flüsterte im Stillen: „Alles deinem Andenken zulieb, mein einziger Trost, mein Stolz, du teure Märtyrin Haope!“

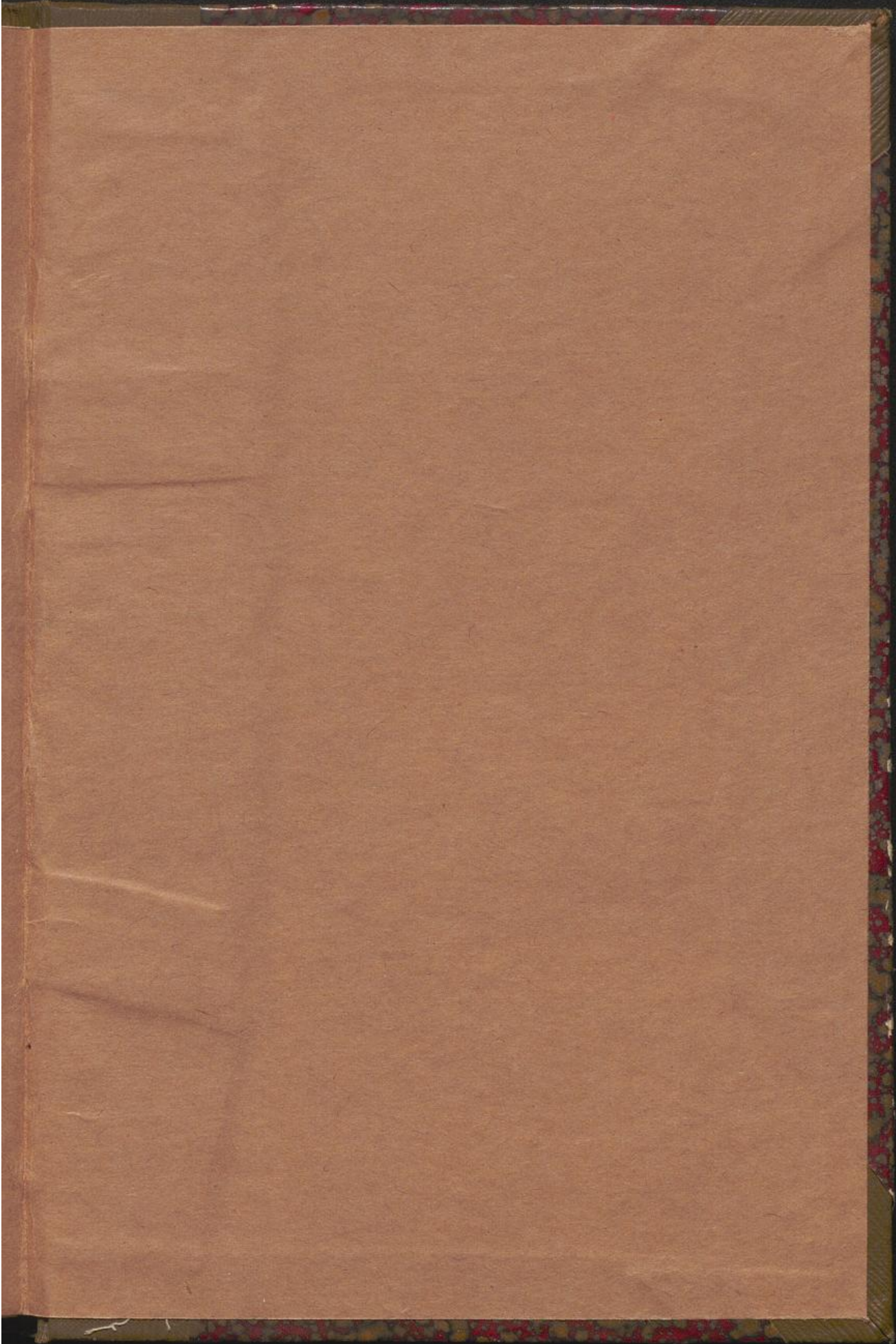


Bilder-Rätsel.









Car

Caritasblüten
1928